



Bilder und Scenen

aus dem

Natur- und Menschenleben

in den fünf Haupttheilen der Erde.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen
für die Jugend ausgewählt und bearbeitet
von

A. W. Grube.

Eine Festgabe in vier Theilen mit Bildern.

IV. Theil: **Amerika.**

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.

Stuttgart, 1879.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.


Amerika
Franklin.
Washington
Niagara Fall
New York
Capitol in Washington
Riesentanne

97.

Bilder und Scenen

aus

Amerika.

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen

für die Jugend ausgewählt und bearbeitet

von

A. W. Grube.

Mit Abbildungen.

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.

Stuttgart, 1879.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Amerika.

Während die östliche Erdhälfte drei Kontinente zählt, hat die westliche nur einen, sie ist also wasserreicher und landärmer als jene. Während der große Ostkontinent ein dreigegliedertes Ganzes ist, mit den bestimmt ausgeprägten Gegensätzen eines Morgen- und Abendlandes und eines Südens und Nordens, fehlt diese Gliederung der westlichen Hälfte völlig. Diese hat wohl zwei Hälften, aber beide liegen fast unter derselben Länge. Schon dieß begründet eine große Einförmigkeit des amerikanischen Festlandes. Aber noch mehr. Südamerika hat gar keine Halbinseln, Nordamerika sehr wenige und dazu unbedeutende. Die Westküste ist weit von der Ostküste entfernt, und überdieß durch den ungeheuren Gebirgswall verbarrikadirt, der sich vom Kap Horn in Südamerika bis zur Polarzone in Nordamerika fast ununterbrochen in einer Länge von 3500 Stunden fortzieht. Die Ebenen sind alle nach Osten vorgelagert, nach Osten fließen fast alle Ströme, nach Osten öffnet sich das Mittelmeer, das nicht wie das europäische drei Erdtheile vermittelt. Es ist, als ob Amerika seine Arme nach Osten ausstreckte, um hier die Kultur zu holen, die es in sich allein nicht zu gewinnen vermochte.

So einseitig das Hauptgebirge fortzieht, so einförmig sind wieder die Ebenen gebildet, die nur von wenigen Berg-

ländern und Gebirgszügen unterbrochen werden. Das Tiefland besteht eigentlich nur aus zwei ungeheuren Ebenen; die nordamerikanische erstreckt sich vom mexikanischen Meerbusen bis zum nördlichen Eismeer, die südamerikanische von dem Gebirge von Caracas bis nach Patagonien hinunter. Die Anden aber in den beiden Amerika's fallen schroff gegen das Meer ab, und ebenso schroff gegen die Ebene im Osten; finster und abschreckend stehen sie da ohne die einladenden Stufen- und Terrassenländer. Aber solche Vertheilung von Hochgebirg und Tiefebene begünstigt die Entwicklung großer Stromgebiete; Amerika hat die größten Ströme der Erde, und es hat auch den größten Reichthum an stehenden Wassern. Der Ocean wetteifert mit den Seen und Flüssen, die Luft feucht zu erhalten — ganz verschieden von Afrika, wo die Ostwinde über die asiatischen Wüsten ausgetrocknet anlangen, oder die vom mittelländischen Meere zur Sahara wehende Luft ihren Wassergehalt alsbald wieder auflösen muß, und wo nur die Schneegipfel des Mond- und des Kong-Gebirges die Wasserdünste zu fesseln und Ströme zu speisen vermögen. Doch ist in den Vereinigten Staaten, namentlich an der Ostküste, die Luft sehr austrocknend und im Winter schneidend.

Die heißfeuchte Luft in Süd- und Mittelamerika mußte außerordentlich günstig auf den Pflanzenwuchs einwirken, und wirklich ist Amerika ein eigentlicher Pflanzenkontinent geworden. Denn nirgends anders ist die Vegetation so urkräftig, so riesig, und wenn auch einzelne Pflanzenkolosse, wie der Affenbrodbaum und Eucalyptus, deren in den früheren Bänden Erwähnung geschah, in Amerika kein Gegenstück haben, so darf man ihnen die Riesenfichten in Kalifornien und am Columbia wohl gegenüber stellen, so ist doch die Königin aller Gewächse, die Palme, nirgends

so hoch, so schön, so mannigfaltig wie in Brasilien, so ist doch nirgends die Masse der Pflanzen so großartig, so findet man doch nirgends anders auf der Erde so ausgedehnte Urwälder, als in Amerika, besonders in seiner Südhälfte. Selbst die Steppen besitzen eine periodisch lebendige Pflanzendecke; ein völlig unfruchtbares Sandmeer wie in Afrika oder asiatische Sandwüsten sind in Amerika nicht zu finden.

Der großartige Pflanzenwuchs wirkt wiederum seinerseits auf die Wärmestrahlung zurück, indem er diese vermindert, eine größere Feuchtigkeit und Kühle der Luft erzeugt; darum sind auch die amerikanischen Klimate im Allgemeinen kälter als die in der alten Welt unter gleicher Breite. Die Nordpolarländer erstrecken sich bis in das Gebiet des St. Lorenzstroms; da jedoch schon in Mexiko das tropische Klima beginnt und der größte Theil von Südamerika ebenfalls in der heißen Zone liegt, so ist wiederum die Ausdehnung der gemäßigten Zone gering. Doch hat die Natur diesen Uebelstand wieder dadurch vergütet, daß sie in den Kordilleren große Hochebenen (Peru, Quito, Mexiko) emporhob und diesen den Genuß einer reineren und kühleren Luft verschaffte. Die heißfeuchte Luft der Meeresküsten innerhalb der Wendezirkel ist ein wahrer Gifthauch. Jene Hochlande aber haben noch mit einem andern Feinde zu kämpfen: mit den Erdbeben und Vulkanen. Ueberall ist die Natur des Kontinents den Pflanzen freundlich, den Menschen eher feindlich, und noch jetzt, wo die Einwohner um Millionen in kurzer Zeit zunehmen, sind ihre Städte und Ansiedelungen doch nur größere und kleinere Punkte in der ungeheuren Pflanzenwildniß. Aber nicht zu verkennen ist die immer rascher vor sich gehende Entwaldung. Nicht weniger als

8 Millionen Acres werden alljährlich entwaldet, während nur etwa 10,000 neu bepflanzt werden.

Bei solcher natürlichen Beschaffenheit des Landes ist es nicht zu verwundern, wenn die eingebornen Völker große Einförmigkeit und wenig, fast gar keine Bildung zeigen. Nord- und Südamerika wird von Einer einheimischen Race bewohnt, der kupferfarbigen, die man mit Unrecht die „indianische“ genannt hat. Einzelne Unterschiede in lichterer Farbe, in Temperament und Anlagen abgerechnet, sind sich alle doch darin gleich geblieben, daß sie nirgends den Uebergang vom Jäger- und Fischerleben zum Ackerbau gefunden haben durch das Hirtenleben; selbst die in der Civilisation am meisten vorgeschrittenen Reiche der Inka's in Peru und der mexikanischen Indianer haben es nicht gelernt, den Bison zu zähmen. Als Amerika entdeckt wurde, hatte es weder Pferde, noch zahmes Rindvieh, und außer dem Mais auch kein Getreide. Weder Mexiko noch Peru waren so weit vorgeschritten, daß sie verstanden hätten, die metallischen Schätze ihrer Berge aus dem Gestein zu schmelzen und mit Eisen die übrigen Metalle zu verarbeiten. Nur das bereits gediegen vorgefundene Gold, Silber und Kupfer verstanden sie zu formen. Die Mexikaner hatten Bilderschrift, und merkwürdige Bauwerke sind Zeugen ihres einstigen Glanzes; doch wie himmelweit standen sie in ihrer Bildung hinter den alten Aegyptern zurück! Die Peruaner aber gebrauchten sogar Knotenschnüre zur Unterstützung ihres Gedächtnisses.

Die indianische Menschenrace ist die schwächste; die Rothhäute sind Pflanzenmenschen wie die Australneger, die fast blos vegetiren, es aber nie zu einem bürgerlich geordneten, vernünftig gebildeten Leben brachten. Der Indianer ist oft

stark in seinen Schenkeln, ein guter Läufer, ein geschickter Jäger, schlauer Krieger; aber schon zu ausdauernder Feldarbeit reicht seine Kraft nicht aus, und dieß hatte den schändlichen Negerhandel zur Folge, weil die Schwarzen nicht blos muskelkräftig, sondern auch gegen den Einfluß der Hitze abgehärtet sind. Das Nervenleben ist wenig empfindlich bei den Indianern, daher auch ihre Gefühllosigkeit in Ertragung von Körperschmerz. Die Belebtheit der Nerven ist aber ein Haupterforderniß für ein reges geistiges Leben.

Gleich schwach, wie der amerikanische Mensch, sind auch die amerikanischen Vierfüßer organisirt. Das Lama der peruvianischen Andes, das auch zum Lasttragen benützt wurde, wie schwach und klein im Vergleich mit dem Kameel der alten Welt! Elephanten und Rhinozerosse sind gar nicht vorhanden, der gewaltige bengalische Tiger und der majestätische afrikanische Löwe ist zum Jaguar und Cuguar herabgesunken. Auf den Antillen konnte zur Zeit der Entdeckung das Kaninchen für das größte Säugethier gelten — wie anders bei den Sundainseln mit ihrem Thierreichthum! Den mexikanischen Hunden fehlte das Gebell, und die europäischen Hunde schlugen die armen, nackten Wilden in die Flucht. Hingegen ist die feuchte Luft Amerika's wiederum der Entwicklung der Insekten und Amphibien günstig gewesen, und auch der Vogelreichthum entspricht dem Pflanzenreichthum. Die schönsten Schmetterlinge sind namentlich in Brasilien, und von dem herrlichen Kolibri bis zum riesigen Kondor ist eine prachtvolle Stufenreihe.

Amerika ist eine neue Welt, nicht blos weil sie für die alte neu entdeckt werden mußte, sondern weil sich in ihr auch ein neues Kulturleben entwickelt. Das alte Europa hat in Amerika einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit gefunden.

Der spanisch-romanische Stamm hat die neue Welt entdeckt, hat Südamerika und Mexiko besessen, aber nicht gebaut im Schweiße seines Angesichts, sondern als fremder Eindringling hat er sich mit unersättlicher Habgier und Grausamkeit bereichert an ihren edlen Metallen, ist aber arm geworden durch diesen Reichthum. Der englisch-deutsche Stamm hat Nordamerika in Besitz genommen, hat das Blockhaus gezimmert aus den Stämmen des Urwaldes, hat die Wälder gelichtet im Kampfe mit einer gewaltigen Natur und mit den wilden Eingebornen, er hat den Boden gebaut und urbar gemacht. Jetzt sind Städte geworden aus einsamen Niederlassungen, die noch vor wenigen Jahrzehnten Jagdgrund des rothen Mannes, Waideplatz von Büffelheerden und finsterer Urwald waren, das Dampfroß eilt durch weite Strecken und prächtige Dampfschiffe durchfurchen die Ströme; das neue Volk ist nun einheimisch und verwachsen mit dem neuen Boden. Zuerst nachhaltig bevölkert von englischen Puritanern, haben diese dem Charakter der nordamerikanischen Freistaaten ihren Typus aufgedrückt und einen eigenen Stamm gebildet, der alle die Tausende von Einwanderern der verschiedensten Stämme Europa's aufnimmt, deren Eigenthümlichkeit verzehrt und in die seinige verwandelt. In Einheit trotz aller Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse, Abstammung, theilweise auch der Interessen, reckt Anglo-Amerika die gewaltigen Glieder in übermüthiger Jugendkraft und verschlingt mit Polypenarmen einen gewaltigen Länderstrich um den andern. Bald wird auch Südamerika darunter sein. Der furchtbare Krieg, der von 1861 bis 1865 zwischen den Nord- und Südstaaten Amerika's wüthete, der ihre Trennung verhindert und die Negersklaverei ausgetilgt hat, ist ein groß-

artiger Beweis für die ungeheure Kraft und Zukunft Nord=amerika's.

Mexiko, Brasilien und die südamerikanischen Republiken sind halbroh, denn die gerühmte Civilisation, welche die Spanier nach Amerika trugen, war meist gewaltthätige, blutdürstige Barbarei unter dem Deckmantel des Christen=thums. Freilich ist auch das heiße Klima in Anschlag zu bringen, das europäische Einwanderer zurückschreckt. Bra=silien hat sich's viel kosten lassen, deutsche Kolonisten zu gewinnen; doch diese gedeihen nur in den südlichsten, also gemäßigteren Provinzen des großen Kaiserreichs. — Die wilden Indianerstämme schmelzen im Süden wie im Norden Amerika's immer mehr zusammen, im dumpfen Widerstand gegen europäische Bildung und in der Unfähigkeit, sie auf=zunehmen und zu benutzen. Die Berührung mit den Eu=ropäern hat ihnen statt wahrer Bildung nur Unterdrückung oder Tod durch europäische Waffen, europäische Laster und Feuerwasser gebracht. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika entwickelt sich ein zweites Europa. Ob es sich aber auch verjüngt und erfrischt? Scheint es auch, als wolle der neue amerikanische Bau der menschlichen Gesell=schaft in dem Schmutz und Schlamm, den der Gährungs=prozeß erzeugt, sich gänzlich trüben: so dürfen wir doch nie vergessen, daß die Vereinigten Staaten eben in einem ge=waltigen Vorwärts begriffen sind, das noch nicht Zeit ge=habt hat, den innern Einbau des Hauses zu vollenden, son=dern nur erst die Grenzen zu umzäunen, das Fundament zu legen und das schützende Dach darüber zu bauen. Kunst und Wissenschaft sind naturgemäß noch sehr jung in Ame=rika, und Alles, was Europa von vorangegangenen Geschlech=tern ererbt hat, mußte das neue Land erst neu schaffen.

Es ist darum bewunderswerth, wenn man die Siege gewahrt, welche die Kultur des Menschen Tag für Tag in den Pflanzeneinöden erringt. Der Bau einer Eisenbahn durch einen ganzen Erdtheil vom atlantischen zum stillen Ocean gehört zu den größten Thaten, welche die Menschheit vollbracht hat. Großes ist erreicht, aber noch Größeres wird in der Zukunft geschehen, die auf die Schultern der Vergangenheit steigt.

Das Leben des Menschen ist wie das Leben der Natur unerschöpflich und steht nie stille; ist es auf einem Punkte scheinbar erstarrt, so bricht es auf dem andern nur um so frischer und kräftiger hervor; es ist das alte und doch immer wieder neu, in ewigem Wechsel kreisend und immer mannigfaltiger sich offenbarend. Wer aber im Buch der Natur und im Buch der Geschichte zu lesen versteht, der findet auch leicht in dem Veränderlichen das Unveränderliche, in dem Wechsel das Beständige, nämlich Gott — die ewige Vernunft und Wahrheit.

Erster Abschnitt.

Eintritt in die Eiswelt der Nordpolarzone.

Von Dr. E. K. Kane.*)

I.

Auf zwei kleinen Briggs, die Advance (spr. „ädwäns," „der Fortschritt") und Rescue (spr. „reskju", „die Befreiung") genannt, unternahm Dr. Kane im Jahr 1850 seine erste Fahrt zur Aufsuchung des in seiner Polarreise verunglückten Sir J. Franklin. Am 22. Mai 1850 verließen die Schiffe den Hafen von New-York und wurden gleich in der ersten Nacht von einem Sturme überfallen. Während der ersten vierzehn Tage der Reise war trübes, nebliges und stürmisches Wetter, und erst am 7. Juni wurde es hell und kalt. Man war auf der Höhe von Neufundland, in ruhiger See, als man in Sonnenbeleuchtung eine gewaltige weiße Masse heranschwimmen sah. Es war der erste Eisberg, seiner Form nach ein länglicher Würfel und zweimal so groß wie das Girard-Kollegium.**) Die Farbe war rein, aber nicht blendend weiß; er schien mit Schnee von so fleckenloser, nicht reflektirender Reinheit ganz und

*) Zwei Nordpolarreisen &c. von Elisha Kent Kane, deutsch bearbeitet von Jul. Seybt (Leipzig, 1857).

**) Ein großes massenhaftes Gebäude in Philadelphia und eines der schönsten in Amerika. Es ist ein Waisenhaus.

gar überzogen zu sein, daß man selbst in einer Entfernung von hundert Schritten keinen einzigen funkelnden Krystall entdecken konnte. Der Eisberg lag da wie eine große weiße Marmormasse, die nur auf den Meisel wartet, um ein schimmerndes Parthenon zu werden. Die majestätische Ruhe, in welcher er aus der Brandung des Meeres emporragte, hatte etwas sehr Ergreifendes.

Der Hafen von St. Johns auf Neufundland war fast ganz von Eisbergen versperrt; in der folgenden Nacht stieß die Advance mit einem solchen zusammen, der ihr den Klüverbaum abbrach. Sie näherte sich nun allmählig der Davisstraße, dieser Eingangspforte zu den Polargegenden, um nach Disco zu steuern, wo sie mit der Rescue zusammentreffen wollte. Eisberge wurden häufiger. Treibholz deutete auf die große Gegenströmung, welche an dem Rand des Golfstroms hinläuft und die baumlosen Küsten von Grönland mit Treibholz aus den großen sibirischen und amerikanischen Flüssen versorgt. Der arktische Sommer hatte begonnen und mit ihm die fortwährende Tageshelle. Schon in der Nacht des 16. Juni konnte Kane das Thermometer ohne Laterne ablesen, und das Kompaßhäuschen wurde nicht erleuchtet. Am 17. ging die Sonne nach 10 Uhr unter, vor zwei Uhr wieder auf, und sank während dieses hellen Zwielichts nur wenige Grade unter den Horizont. An demselben Tage sahen die Reisenden wieder einen Eisberg. Die Sonne stand hinter ihm und ihre niedrigen Strahlen warfen über das Meer eine rothe Gluth, auf der sich der schwarze Schatten des Berges wie eine Silhouette abhob. Während die Reisenden ihn beobachteten, machten einige Veränderungen im Gleichgewicht, welche bei den theilweise unter Wasser schwimmenden Eisbergen so häufig sind, ihn

erst zittern und dann immer heftiger herüber und hinüber wanken. In demselben Augenblicke hoben sich Tausende von Vögeln, die in seinem unwirthlichen Schatten genistet hatten, in den Sonnenschein und umkreisten laut kreischend ihre unsichere Wohnstätte.

Ein unfreundliches Wetter, mit Nebel, dann und wann mit Sonnenschein und feinem Regen abwechselnd, brachte die Advance am 20. in Sicht der Küste von Grönland. Es war Sukkertroppen oder der Zuckerhut, ein merkwürdiger Spitzberg, den man entweder wegen seiner Gestalt, oder weil sein Gipfel mit Schnee bedeckt ist, so benannt hat. Er liegt unter 65 Grad 22 Minuten nördlicher Breite, und 53 Grad 5 Minuten westlicher Länge (von Greenwich), und wird unter gewöhnlichen Verhältnissen viele Meilen weit gesehen. Als sich am Morgen des 23. der Himmel aufhellte, befand sich die Advance dem Strande so nahe, daß man sehen konnte, wie die Brandung sich mit den Schneestreifen vermischte. Einen rauheren und trostloseren Anblick kann man sich kaum denken: er macht einen viel öderen Eindruck als die eigentliche Wüste, die Sahara oder die amerikanischen Aridas, denn in diesen tropischen Einöden zeugt doch noch hier und da eine Euphorbia oder ein verkrüppelter Gummibaum von einigem Leben. Aber hier lag im hellen lächelnden Sonnenschein und unmittelbar am Rande des Alles befruchtenden Meeres ein ganzes Land ohne die geringste Spur von Pflanzenleben da. Nichts als zerrissene Felsmassen, hier und da mit Schnee bedeckt, und hinten im Süden und Osten blinkende Gletscher.

Am 24. Juli ging die Sonne nicht mehr unter. Die Advance war ganz in der Nähe der Kronprinzeninseln, einer Fischereistation der Dänen, die auch von den Walfisch=

und Nordpolarfahrern als Anlegestation benützt wird. Da die Reisenden mit der Beschaffenheit oder den Hilfsquellen dieser Station nicht bekannt waren, so kamen sie natürlich mit demselben Gefühl der Erwartung heran, mit dem sich der Seemann überhaupt dem Hafen nähert. Es that ihnen daher nicht leid, als sie am 24. wie gewöhnlich im kalten Regen und Nebel einige niedere Felsen erblickten, um welche die Seeschwalbe und die isländische Möve ihre endlosen Kreise zogen. Als sie in die enge Einfahrt einbogen, welche den Ankergrund einschließt, sahen sie sich vergeblich nach Lebenszeichen um. Vom Wasser benagter Gneis, durchzogen von gewaltigen Adern Feldspath — weiter sah das Auge nichts. Es bot sich ihnen nichts dar als unorganische Rauhheit. An einer oder zwei Stellen tröpfelte Wasser vom Felsen und suchte sich einen Weg nach dem Meere; aber kein Pflanzenwuchs bezeichnete seinen Lauf, nicht einmal die grünen Algen. Als die Advance um die Ecke der Einfahrt bog, sah sie plötzlich einen aus Holz gebauten, zur Aufnahme von Thran und Fellen bestimmten Speicher vor sich, und gegenüber ein plumpes Kohlenschiff, das mit Tauen an die Felsen befestigt war. Bald darauf kam der englische Marinelieutenant Power an Bord, und von ihm erfuhr man, daß das Fahrzeug die ‚Emma Eugenie' sei, ein von der Admiralität gemiethetes Proviant-Transportschiff. Der Offizier erbot sich, Briefe von der Advance mit nach England zu nehmen; er theilte auch mit, daß die englische Expedition unter Kommodore Austin den Tag zuvor nach den Polargegenden abgesegelt sei.

Während die Reisenden noch auf dem Verdeck standen und auf das Boot warteten, das sie an's Land bringen sollte, sahen sie etwas, das einem großen Neufundländer-

Hund glich, rasch durch das Wasser heranschwimmen. Als es näher kam, fiel allen auf, daß eine hornartige Verlängerung aus der Brust hervorragte, und eine eigenthümliche Bewegung, wie von zwei abwechselnd auf jeder Seite schlagenden Flügeln, den Körper vorwärts durch das Wasser zu treiben schien. Fast unmittelbar darauf lag das räthselhafte Wesen neben dem Schiff: es war ein grönländischer Kajak.

Solch ein Fahrzeug besteht aus Rahmenwerk in Gestalt eines Kahns, und ist sorgfältig und in allen seinen Theilen mit straff angespannten Seehundshäuten überzogen; die Form ist hübsch und zierlich wie ein Nautilus,*) mit dem es vielfach verglichen worden ist. Mit Ausnahme eines fast in seiner Mitte befindlichen rundlichen Lochs, welches den Ruderer aufnimmt, ist dieser Kajak überall luft- und wasserdicht. In jener Oeffnung saß ein schwarzhaariger Eskimo, in ein ungegerbtes Seehundsfell eingehüllt, das er fest um den Kopf und die Handgelenke zusammengezogen hatte; da, wo es mit dem Kajak zusammenstieß, war es über einen erhöhten Rand gebunden, wie die Blase über eine Büchse mit Eingemachtem. Der Kajak war ungefähr 18 Fuß lang und lief an beiden Enden in eine Spitze aus. Die größte Breite betrug nur 21 Zoll, beladen lag der oberste Rand oder das Deck nur 2 Zoll über der Wasserlinie. Oft verschwand das Fahrzeug ganz unter dem Wasser. Ein Ruder mit doppeltem Blatt, das in der Mitte angefaßt wurde, war die einzige treibende Kraft. Es war wunderbar anzusehen, wie schnell sich der Wille des Kajakführers seinem kleinen Fahrzeuge mittheilte; eigentlich schienen beide nur Einen Willen

---

*) Die bekannte Konchylie, Schiffs-, auch Perlboot genannt, mit schön gewundener perlmutterglänzender Schale.

zu haben. Selbst ein sorgfältiger Beobachter würde kaum sagen können, wo das Boot aufhört oder der Mann anfängt; beide bildeten ein Ganzes, ein dem Centrum entsprechendes Gebilde.

---

2. Eine grönländische Station.

Die Reisenden landeten in einer kleinen Bucht, welche von zwei vorspringenden Massen grobkörnigen Feldspathes gebildet wird. Ungefähr 40 Menschen, die Männer, Weiber und Kinder der ganzen Niederlassung, empfingen sie. Die Männer standen in der vordersten Reihe; dann kamen die Weiber mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, und in dritter Reihe die erwachsenen Kinder als schreiende Phalanx. Noch weiter hinten saßen Schaaren von Hunden und heulten um die Wette mit ihren Herrn. Die ganze Umgebung flößte Unbehagen ein. Ueberall lagen Abfälle jeder Art herum; Streifen von trockenem Robbenfleisch waren auf den Felsen ausgebreitet; Alles von den Fellen der Hunde bis zu den Fellen ihrer Herren glänzte von Thran und Speck; aller Orten trat man auf thierische Reste, und später wurden sogar beim Botanisiren in den Moosteppichen der Schneethäler Knochen von der Robbe, dem Walfisch und Wallroß gefunden. Aber wie war erst der Schmutz in den Wohnungen! Eine arme Familie hatte sich in ihr Sommerzelt geflüchtet, das auf einem nahen, über das Meer hervorragenden Felsen stand. In einem Raum von 6 Fuß Breite und 8 Fuß Länge zählte man einen Vater, eine Mutter und vier Kinder, nebst dem Großvater, ferner einen Theekessel, eine Kiste, zwei Gewehre und einen Wurf junger Hunde.

Ein einziger Europäer, gewöhnlich ein Zimmermann oder Böttcher, ist das Oberhaupt dieser Station, die außer ihm aus einigen wenigen vom Robbenfang lebenden Eskimo's besteht. Er hat eine aus Balken zusammengezimmerte Hütte zur Wohnung; sie ist neben dem Thranspeicher das einzige Gebäude aus Holz. Die Eingeborenen wohnen im Sommer in Rennthierzelten, im Winter in halb unterirdischen Hütten. Vier Wände von Stein oder Rasen werden mit Treibholz oder Walfischknochen überdacht, und dann mit Erde, Fellen, Moos oder zerbrochenen Kajakrahmen bedeckt. Eine kleine Oeffnung von 18 Zoll im Geviert wird mit dünngeschabten Eingeweiden der Robbe überzogen und dient als Fenster; ein langer, stollenartiger Eingang, der sich nach Süden öffnet und nicht über 3 Fuß hoch ist, führt zu einer mit Fellen überzogenen Thür. Darin kauern auf einer Erhöhung um eine irdene Lampe, die als Herd dient, mehrere Familien. Man findet deren wohl vier in einem Raum von 16 Quadratfuß wohnen! In einigen Hütten gewahrt man Spuren von Verschönerungsversuchen in Gestalt kleiner schlechter Bilderchen. Andere waren wirklich Muster von Ungemüthlichkeit — dumpfig, feucht und stinkend; an der Decke schwitzte schmutziges Wasser aus und zuweilen sproßte ein Rispengras (Poa danica) daraus hervor, ursprünglich ein Theil der äußeren Dachbedeckung, aber von der größeren Wärme im Innern hereingelockt.

---

3. Gefährliche Fahrt in hohen Breiten.

Am 6. Juli kam die Expedition auf der Höhe der nördlichsten dänischen Niederlassung Uppernavik an: dort hatte sie Gelegenheit, durch Vermittlung zweier Eskimo's, die in ihren Kajaks den Schiffen begegneten, ihre letzten Nachrichten nach Hause zu schicken. Am 7. Juli ließen sie den 73. Breitegrad hinter sich, ohne besonders vom Eise aufgehalten zu werden. Ununterbrochener klarer Sonnenschein erhellte die Gegend. Die Küste rechts bestand aus niedrigen Inseln, welche so gruppirt waren, daß sie dem festen Lande glichen. Sie sind ein Theil des Archipels an der Mündung des großen Fjords Orunde Oerme und von sehr verschiedener Größe, von großen Felsblöcken bis zu steilen Klippenmassen, von nicht weniger als 1500 Fuß Höhe. Zur Linken lag eine Küste von ganz anderer Art — das Eis, an dessen Rande die Schiffe seit dem 3. hinfuhren. Es war ein Theil der großen Eisschranke des mittleren Packs, dessen gefährlichen Rand die Schiffe umsegeln mußten, ehe sie das westliche Meer erreichen konnten. Die Breite des offenen Wassers betrug ungefähr 30 engl. Meilen, und auf diesem Streifen war die Flotille, wie auf einem großen Flusse bisher ungehindert vorgedrungen. Am Morgen des 7. zeigte sich ein offener Kanal gegen Westen, dessen Ende selbst vom Mastkorb nicht abzusehen war und der sich nach Südwesten in einen hellen Wasserhorizont verlor. Der Versuchung folgend schlugen die Schiffe diese Richtung ein und drangen, theils durch offenes Wasser, theils durch Strecken, wo sie sich erst den Weg durch das Eis bahnen mußten, so weit vor, daß sie am Abend wenigstens 50 Meilen von der Küste entfernt waren. Aber nun schlossen sich die Kanäle

wieder, und am Morgen des 8. Juli saßen die Schiffe fest im Eise.

Die Eismasse, welche dem weiteren Vordringen der Reisenden so frühzeitig eine Schranke setzte, war — wie schon erwähnt — das mittlere Packeis, welches also entsteht: Der kurze, aber warme Sommer der Polarzone mit seiner beständig über dem Horizont bleibenden Sonne, unterstützt von einer raschen Strömung nach dem atlantischen Ozean und kompensirenden (ausgleichenden) Strömungen von den warmen Regionen des Aequators, zerschmelzt bald das Winterpack in einzelne Felder von geringer Dicke und Festigkeit. Wind und Flut schieben diese Bruchstücke wieder zu einem aus Schollen gebildeten Floß zusammen, welches den mittleren Theil der Bucht einnimmt und deßhalb zum Unterschied vom großen Winterpack das „mittlere Pack“ genannt wird. Es sind demnach die Sommerreste des Wintereises, ein Flickwerk von allerlei Eis verschiedenster Form und Beschaffenheit nach den verschiedensten Zeiten der Bildung, von kleinen Bruchstücken („Skraed“ genannt) bis zu Schollen und Feldern steigend, deren Umfang sich nicht übersehen läßt. Diese Schollen bilden die eigentliche Grundlage des „Packs.“ Ihre Dicke bedeckt einige Zoll bis mehrere Fuß, und ihre Breite oft mehrere englische Meilen. Die einförmige Oede dieser meist mit Schnee bedeckten Schollenfläche läßt sich nicht beschreiben; sie wird nur da unterbrochen, wo die Schollen mit ihren Rändern sich aneinander zermalmen und die Eistrümmer sich in Reihen aufgehäuft haben, welche die Fläche durchziehen wie die neuaufgeworfenen Ränder des Grabens einer Wiese. Das sind die „Hummoks.“ Wo Eis und Wasser aneinander grenzen, ist das Bild nicht ohne seine eigenthümliche Schönheit. Das

Wasser ist schwarz wie Tinte, was allem Anschein nach nicht blos vom Gegensatz zur weißen Farbe des Eises herrührt. Nur sehr selten kräuselt der Wind seine Oberfläche, und sein glatter Spiegel wirft ein genaues Ebenbild der Eisränder zurück.

Die Achse der Baffinsbucht geht von Nord nach Ost. Auf die großen Eismassen, welche aus dem Lancaster-, dem Jones- und dem Smithsund in diese Bucht gelangen, gewinnt während ihres Weges südwärts jedenfalls die Umdrehung der Erde Einfluß, und es entsteht dadurch eine Anhäufung derselben an den Küsten von Nordamerika, während die grönländische Seite verhältnißmäßig offen bleibt. Wenn man weiter nach Norden vordringt, wird diese letztere Durchfahrt immer enger und unsicherer, und die Walfischfahrer stoßen meistens schon auf das Eis, ehe sie den 70. Breitegrad erreichen. Nördlich vom 73. Grad 50 Min. betreten sie jedoch eine Region von fast ewigem Eise. Hier rückt das mittlere Pack an die Küste an und füllt die große hufeisenförmige Einbuchtung, welche unter dem Namen Melville-Bai bekannt ist. Diesen Namen gaben die Walfischfahrer einer nicht sehr bestimmt begrenzten Küstenstrecke, die mit dem „Teufelsdaumen" oder der Wilcoxspitze anfängt, und mit den Vorgebirgen Dudley-Diggs und York aufhört. Auf den Karten begreift sie die verschiedenen Buchten: Prinz-Regent, Melville, Dunaire und Allison in sich.

Durch diese mit Eisbergen und Eisschollen angefüllte Bucht durchzudringen, versuchen die großen Flotten der Baffinsbai-Walfischfahrer während der letzten 32 Jahre jährlich. Der wahre Walfisch ist von der grönländischen Küste vertrieben und hat eine Zuflucht an der Westküste gesucht; sein Lieblingsaufenthalt im Anfang der Fischereizeit ist jetzt in

den Gewässern des Lancaster-, Prinz-Regent und Wellington-Sundes und in den Einbuchtungen der nordwestlichen Küste der Baffinsbai. Die Schiffe, denen es gelungen ist, den zwischenliegenden Eisriegel vor dem August zu durchbrechen, können sicher auf eine volle Ladung rechnen, aber nach dieser Zeit sind alle Anstrengungen vergeblich, und die Walfischfahrerflotte muß andere „Fischereigründe“ im Süden oder Westen aufsuchen. Die Schiffe spielen alle in einer großen Lotterie, da die Launen des Eises den Verwegensten Schranken setzen; und während der letzten zwei Jahre vor der Ankunft der Expedition war den Walfischfahrern die Durchfahrt gar nicht gelungen. Von welchen Gefahren sie begleitet ist, geht daraus hervor, daß seit dem Jahre 1819, von welchem die Eröffnung der Melville-Bucht datirt, nicht weniger als 200 Schiffe bei dem Versuch zu Grunde gegangen sind.

---

4. Die Polarlandschaft im Sommer in der Polarbai.

Beim Abschiede von der unwirthlichen Baffinsbai bemerkt Dr. Kane, daß die Sommerlandschaft jener Eisgefilde doch auch ihre Reize habe. Ihr Farbenton zeigt eine merkwürdige Vereinigung von Wärme und Kälte, eine kühne, seltsame Abwechslung der Formen, eine strenge Klarheit, die der genialste Maler mit seinen Farben darzustellen vergeblich versuchen möchte. Wer mag den Eisberg malen mit seinen kühnen Umrissen und doch verschwimmenden Formen; oder die kalten Gegensätze des schattenlosen Weiß und des himmelblauen Helldunkels der Eisluft? Dort breiten sich

schwarze Hügel aus, Flecke auf wellenförmigem Schnee; die Eisebene ist von Gletschern umsäumt und streckt sich von der klippenreichen Küste als Vorgebirge weit in's Meer; das blaue Wasser ist ganz still. In die Ruhe kommt aber auch Handlung, wenn die Schollen krachen, die Hummoks zerschmettern, und der Eisberg, zwar selbst vergänglich, doch in großartiger Ruhe sich über sie erhebt und die kleinen Trümmer gegen sich anstürmen läßt.

Mildernd breitet sich über Alles der warme Duft einer farbigen Atmosphäre. Der Himmel der Baffinsbai, obwohl er nur 800 (engl.) Meilen vom Nordpol liegt, ist von so warmem Ton wie der Himmel in der Bucht von Neapel nach einem Juniregen. Welcher Künstler will diese geheimnißvolle Vereinigung von warmer Atmosphäre und kalter Landschaft wiedergeben?

Das beständige Tageslicht hat wochenlang mit unverändertem Glanze fortgedauert, um Mitternacht ist die Beleuchtung wie bei uns vor Sonnenuntergang; Dämmerung ist nicht vorhanden. Anfangs macht die Neuheit den langen unveränderten Tag angenehm, und man wundert sich, die Mitternachtspolarsonne im Osten niedergehen zu sehen, immer Tageslicht um sich zu haben, man mag essen oder schlafen, faullenzen oder arbeiten. Man kann um Mitternacht zu Mittag essen, zur Frühstückszeit zu Abend speisen, und Mittags zu Bett gehen, ohne Verstoß wider die Tageszeit, und wenn man auf die Uhr blickt, so kann die neunte ebenso die Morgen- wie die Abendstunde sein.

„Ich fühlte," schreibt Kane, „anfangs ein ausschweifendes Gefühl unbestimmter Erleichterung, als ob irgend ein Zwang entfernt wäre. Es war mir, als hätte ich das Joch der Stunden abgeworfen. Recht klar konnte ich es mir eigentlich

nicht machen. Die Astrallampen, welche staubbedeckt auf unserem Kleiderkasten standen, erschienen mir wie veraltet und ganz phantastisch. Allmählig aber stellen sich andere Empfindungen ein. Das beständige grelle und unwandelbare Licht störte mich; ich fühlte allmählig die Wirkung eines unbekannten Reizmittels, das immer gegenwärtig war. Der Schlaf wurde kurz und unregelmäßig; die Speisestunden traten sich einander auf die Hacken und ohne sehr strenge Vorschriften, die ich mir selbst auferlegt, wäre ich ganz aus meiner Gewohnheit gekommen. Zuletzt entstand eine brennende Sehnsucht nach der Alles mildernden, für Geist und Körper Ruhe bringenden Nacht."

---

5. Die Winterkälte.

Zwar war unser Sommer und Herbst eigentlich kein Sommer und Herbst gewesen — berichtet Dr. Kane — aber als wir von der Winternacht eingehüllt wurden, blickten wir darauf zurück wie auf eine Zeit sommerlicher Wonne. Wir konnten doch, trotzdem daß es zuweilen schneite und stets kalt genug war, lustig über Gletscher klettern, und auf dem Eise Bären schießen, ohne Gefahr zu laufen, daß ein messingener Knopf oder Ladestock, wenn man ihn mit bloßen Händen anfaßte, Blasen an den Fingern zog.

Die Kälte kam allmählig über uns. Das erste, was mir auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserfässer, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur 5 Minuten lang hinzusetzen, ohne daß

sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hätte. Dann kam die vollständige Unmöglichkeit, etwas trinken zu können ohne vorherige Zubereitung. Lange Zeit hatten wir unser Wasser aus den schönen, frischen Lachen der Eisberge und Schollen geholt; nun mußten wir die Blöcke in steinharten, glasartigen Stücken herausmeißeln und in blechernen Gefässen zerschmelzen, um so unser täglich Getränk zu erlangen. Das war im Wellington-Kanal.

Allmählig ward der Eisbrei, durch welchen wir hindurch fuhren, zu Eisstücken und Schneeballen. Wir saßen fest wie im Leim. Aber noch am 11. September fand ich am Gestade von Barlow's Einfahrt ein blühendes Fünffingerkraut. Doch Alles, was feucht und naß war, fiel nunmehr als etwas Merkwürdiges auf, als etwas, das verdiente, angestaunt zu werden. Die Verdecke wurden trocken, und da, wo die Füße hinzutreten pflegten, mit traubenförmigen Klumpen von schmutzigem Eis besetzt. An der Takelage sammelte sich Reif, und wir lernten sehr vorsichtig mit aufgeschlossenem Tauwerk und Eisen umgehen. Am 4. Okt. war bereits die mittlere Temperatur unter Null. (0^{0} Fahrenheit gleich $14^{2}/_{9}$ Grad Réaumur.)

Die kleine Lücke, die uns zum gewöhnlichen Eingang diente, war so ganz und gar zu einer Masse von Eiszapfen geworden, daß wir zu unserem Winterthor unsere Zuflucht nehmen mußten. Sowie die Thür aufgieng, flog ein Strom rauchähnlichen Dunstes heraus; jedes Ofenrohr entsendete Wolken von purpurrothem Dampfe, und der Hauch eines Menschen brachte auf das Auge eine Wirkung hervor, wie das Abschießen eines Pistols.

Alle unsere Eßsachen wurden lächerlich fest, jede in ihrer Art, und es bedurfte keiner geringen Erfahrung, um

mit den Eigenthümlichkeiten ihrer neuen Beschaffenheit vertraut zu werden. So wurden getrocknete Aepfel zu einer festen breccienartigen*) Masse von zusammengebackenen eckigen Stücken, ein Konglomerat von Chalcedonscheiben. Ebenso getrocknete Pfirsiche. Diese vom Faß los zu machen, oder das Faß von ihnen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Nach vielen Versuchen fanden wir, daß die kürzeste und beste Art die sei, das Faß sammt den darin enthaltenen Pfirsichen mit einer schweren Axt zu zerhauen, die Stücke dann in die Kajüte zu nehmen und dort aufzuthauen. Sauerkraut glich dem Glimmer oder vielmehr Talkschiefer. Ein Brecheisen mit scharfer Schneide löste die Blättchen nur unvollkommen los und doch war es das beste Werkzeug, das man zum Zerstücken anwenden konnte.

Zucker stellte sich als eine gar drollige Masse dar. Recipe quantum satis (Nimm so viel nöthig) Korkschnitzel und vermische sie mit qu. s. flüssiger Guttapercha oder Kautschuk, und lasse das Ganze hart werden: dieß extemporirte Rezept dürfte den braunen Zucker unserer Winterkreuzfahrt geben. Man mußte ihn mit der Säge von seiner Einpackung lösen und zerstücken. Butter und Speck, die sich weniger veränderten, verlangten blos einen schweren, kalten Meisel. Schweine- und Rindfleisch zeigten sich als seltene Proben florentinischer Mosaik. Eine Masse Lampenöl stand, nachdem die Faßdauben losgeschlagen waren, wie eine Walze von gelbem Sandstein da zum Glattrollen eines sandbestreuten Weges.

Wir wollen aber auch, angethan mit unserer arktischen

*) Breccie heißt eine Gebirgsart, in der ungleichförmige Brocken und Gerölle mit sandsteinartigem Grundteig zusammengebacken sind.

Tracht, einen Spaziergang machen. Das Thermometer steht, wir wollen annehmen 25 Grad unter Null (F.), aber nicht niedriger, und der Wind weht frisch, aber nicht heftig, Mache den Mund für die ersten paar Minuten zu, und athme die Luft argwöhnisch durch Nase und Schnurrbart ein. Du wirst alsbald eine trockene, scharfe, aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre athmen. Bart, Augenwimpern, und der weiche Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten, weißen und ununterbrochenen Decke von ehrwürdigem Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen Reihen von Eiszapfen zum Simse. Strecke die Zunge heraus und sie friert sofort an diese Eiskruste fest; es gehört ein rascher Ruck und einige Beihilfe der Hand dazu, sie wieder los zu machen. Je weniger du sprichst, desto besser. Das Kinn spielt einem gar zu gern den Streich, durch Vermittlung des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren; selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß Augenzwinkern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmählig, daß die metallenen Theile der Flinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchdringen.

Aber alles das fühlt man nur, wenn man dem Wind den Rücken zugekehrt hat; und wer sich gehörig an das Polarklima gewöhnt hat, bei dem folgt wohl ein reichlicher Schweiß auf ein wohlthuendes Gefühl der Wärme. Jetzt drehe dich aber einmal um, dem Winde entgegen; welch' eine verwünschte Veränderung! Wie die Atmosphären weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken herunter kriecht und in die Taschen herein! Hu! Ein Taschenmesser, das unangenehm warm in der Hosentasche stack, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer! Rasch

zurück zum Schiff! Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei (engl.) Meilen von unserem Winterhause, und ich verzweifelte fast, die Brigg wieder zu sehen. Morton, der mich begleitete, erfror die Backen, und ich fühlte jenes einschläfernde Erstarren, das den Erfrierenden zur Ruhe einladet.

Nur die dichteste Kleidung schützt vor dem Erfrieren. Zwei und dreifache Wolle zu Unterkleidern, darüber die Pelzoberkleider wiederum mehrfach; ein paar baumwollene Socken unter gerippten wollenen Strümpfen, die bis zur Hälfte des Schenkels hinaufgehen; darüber wasserdichte Eskimostiefel mit einem Socken von Hundefell, mit der Haarseite inwendig — das ist die Fußbekleidung. Ein jackenartiger kurzer Rock von Seehundsfell mit Rennthierpelz gefüttert, ist mit einer Kaputze versehen, die man niederschlagen kann. Bei scharfem kaltem Winde muß eine Maske von Wolfsfell u. dgl. vor das Gesicht genommen werden.

Der rettende Seehund.

Eine Scene aus Dr. Kane's Fahrt über die Melvillebucht.

Das feste Eis, auf welchem wir bisher gefahren waren, gewährte wenigstens im Fall der Noth eine Ruhestätte und Zuflucht, und gab doch zuweilen Gelegenheit, die Lebensmittelvorräthe mit der Flinte zu ergänzen. Aber das Schrot ging auf die Neige, das Vorwärtsrücken allzu langsam, und Dr. Kane beschloß, das offene Meer zu versuchen.

Die beiden ersten Tage mißlang dieser Versuch völlig;

ein dichter Nebel umgab die Reisenden und der Südwestwind trieb das Packeis auf die Boote, so daß sie wieder auf die Schollen flüchten mußten. Nun wurden sie wider Willen nach Norden fortgeführt und verloren ungefähr 20 Meilen. Die Mannschaft ward über die Maßen angestrengt und ihr Befinden mit jedem Tage schlechter. Die Engbrüstigkeit stellte sich wieder ein und Allen schwollen die Füße so, daß sie die Stiefel von Segeltuch aufschneiden mußten. Die Lebensmittel gingen auf die Neige, die Boote trieben in der offenen Bucht inmitten der großen Eisströmung nach dem atlantischen Ozean und waren so zerbrechlich, daß sie nur durch fortwährendes Ausschöpfen vor dem Untersinken bewahrt werden konnten.

In dieser Krisis unseres Schicksals, heißt es in Kane's Tagebüchern, sahen wir eine große Robbe auf einer kleinen Eisscholle schwimmen, dem Anscheine nach schlafend. Es war ein Männchen und so groß, daß ich es Anfangs für ein Walroß hielt. Der „Hoffnung“ ward signalisirt, uns zu folgen, und vor Spannung zitternd, machten wir uns fertig, das Thier zu beschleichen. Petersen stand mit der langen englischen Büchse im Bug, und die Ruder wurden, um ihren Schlag zu dämpfen, mit Strümpfen umwickelt. Als wir uns dem Thiere näherten, wurde unsere Aufregung so groß, daß die Ruderer keinen Takt halten konnten. Ich hatte für solche Fälle eine Anzahl Signale verabredet, die es überflüssig machten, zu sprechen; und als wir ungefähr noch 300 Schritte entfernt waren, wurden die Ruder hereingenommen und das Boot nur noch mit einem Ruder im Hintertheil fortbewegt.

Der Seehund schlief nicht, denn er hob den Kopf, als wir uns fast auf Büchsenschußweite genähert hatten; noch heute sehe ich den harten, angstvollen, fast verzweifelnden

Ausdruck der abgezehrten Gesichter der Männer, als sie das Thier sich bewegen sahen; von seinem Fange hing ihr Leben ab.

Ich hielt die Hand tief, zum Zeichen für Petersen, daß er schießen solle. Mac Gary legte sich auf sein Ruder und das Boot, welches langsam und geräuschlos dahintrieb; es schien mir in sicherer Schußweite zu sein. Ein Blick auf Petersen zeigte mir, daß der arme Bursche vergeblich versuchte, für seine Flinte auf dem Rande des Bootes einen Stützpunkt zu finden. Die Robbe hob sich auf ihren Vorderflossen in die Höhe, sah uns mit erschrockener Neugier an und machte Anstalt zu einem Sprunge ins Wasser. In demselben Augenblicke knallte ein Büchsenschuß, das Thier stürzte so lang es war auf das Eis und sank unmittelbar am Rande des Wassers leblos zusammen.

Ich wollte noch einmal schießen lassen, aber die Leute waren nicht zu halten. Mit einem wilden Geschrei trieben sie beide Boote auf die Schollen. Eine Menge Hände packten die Robbe und zogen sie auf's Eis. Die Leute waren wie halbverrückt; jetzt erst sah ich, wie sie durch den Hunger von Kräften gekommen waren. Weinend und lachend und mit den Messern in der Luft herumfahrend liefen sie auf der Scholle umher. Ehe fünf Minuten vergangen waren, hatten Alle ihre blutigen Finger im Munde oder zerkauten lange Streifen von rohem Speck.

Kein Loth von dieser Robbe ging verloren, und des Abends wurden auf der großen Scholle, auf die wir Glücklichen, die Gefahr des Treibens nicht achtend, unsere Boote gezogen hatten, zwei ganze Planken des „rothen Eric" geopfert und ein großes Kochfeuer ward angezündet, um ein seltenes Mahl zu bereiten.

Labrador und die Eskimos.*)

Labrador, das „Eskimo-Land," ist eine mächtige Halbinsel, noch einmal so groß als Frankreich, ja als Deutschland, denn es hat mehr als 20,000 deutsche Geviertmeilen Flächeninhalt; aber dieß Land ist zugleich eines der kältesten, ödesten, unwirthlichsten auf der Erde, im Innern voller Berg- und Felsreihen und düsterer Wälder, und blos an seinen Küsten bekannt. Eine Gesellschaft englischer Kaufleute, die Hudsonsbai-Kompagnie in London, hat über dieses weite Gebiet zu verfügen und daselbst mehrere Faktoreien angelegt, die sämmtlich an der Küste des Nordmeers liegen. Nachdem aber diese Kompagnie aus einer von herrnhutischen Missionaren herausgegebenen Schrift ersehen hatte, daß das Innere von Labrador vortreffliches Pelzwerk liefere, so wurde auf dringendes Anrathen ihres Gouverneurs Sir George Simpson beschlossen, dort eine Niederlassung zu gründen, um — wie man es nannte — „die Lage der Eingebornen zu verbessern." Im Jahr 1831 ging eine Abtheilung von Beamten und Dienern der Kompagnie von Kanada aus zu Lande nach Labrador ab, und diese Leute gründeten, etwa 30 englische Meilen von der See entfernt, am östlichen Ufer des Ungava- oder Südflusses den Handelsposten Ungava, unter 59° 28′ Breite, in einer höchst traurigen Gegend, umgeben von kahlen, nur mit gelblichen Moosen oder Flechten spärlich bedeckten Felsen, deren Einförmigkeit nur durch einige Gruppen verkrüppelter Fichten unterbrochen wird.

Die Hoffnungen, welche man an diese neue Niederlas-

---

*) Ausland 1850, 131 ff.

sung knüpfte, wurden aber bald vereitelt, indem sich erstlich gar nicht so viele Pelzthiere vorfanden, als man erwartet hatte, dann aber mit den Eingebornen kein gewinnreicher Handel anzuknüpfen war, und endlich weil wegen der Unfruchtbarkeit des Landes die Versorgung mit Lebensmitteln höchst kostspielig und schwierig wurde. Doch die Länder- und Völkerkunde hat durch diese Unternehmung sehr gewonnen, indem ein Beamter der Kompagnie, MacLoan, fünf Jahre lang mit allem Eifer und größter Ausdauer das Innere der unbekannten Halbinsel zu erforschen strebte, und schätzbare Mittheilungen darüber veröffentlicht hat, von denen ich dir die merkwürdigsten jetzt mittheile.

Das Klima des südlichen Theils von Labrador ist nicht allzu streng, und in den kältesten Monaten des Jahres zeigt das Thermometer selten 24° R. Kälte. An dem Ufer der Eskimobai finden sich einige zum Ackerbau geeignete Stellen, und man zieht dort Kartoffeln nebst Küchengewächsen im Ueberfluß; auch Korn, besonders Gerste und Hafer, würden sehr gut gedeihen, wenn die Bewohner sich die Zeit nähmen, das Feld zu bestellen.

Ungava liegt mit Petersburg unter gleicher Breite, aber wenn ein Ort in Amerika 60° nördl. Breite hat, so will das mehr sagen, als für Europa, da die westliche Halbkugel verhältnißmäßig um mehrere Grade kälter ist als die östliche. Wenn z. B. das Thermometer an den nördlichen Küsten der Ostsee noch 3° über dem Gefrierpunkt steht, fällt es an der Hudsonsbai schon eben so viel Grad unter den Nullpunkt herab. In einem so hohen Breitengrade, wie Ungava liegt, hat das Klima von Labrador nur große Hitze und große Kälte, von Frühling und Herbst ist keine Rede, auf die Strenge des Winters folgt unmittelbar die

Hitze des Sommers, und umgekehrt. Am 12. Junius 1840 stieg plötzlich das Thermometer von 16° R. unter Null auf 0° Wärme, und das war der erste Tag des Sommers. Die Hitze nahm nun fortwährend zu, und das Thermometer zeigte häufig 24° bis 30° R. im Schatten. Diese große Hitze entsteht einerseits durch das längere Verweilen der Sonne über dem Horizont, theils durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von der felsigen, gewöhnlich kahlen Oberfläche des Landes. Wenn indessen der Wind vom Meere her weht, so wird die Atmosphäre so kühl, daß sie unangenehm ist, und solche Witterungswechsel, die man im Sommer häufig erlebt, werden wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß das Meer zu dieser Zeit voll Eis ist. Bemerkenswerth ist, daß hier die strengste Kälte von stürmischem Wetter begleitet wird, während im Innern von Nordamerika heftiger Frost ruhige Luft erzeugt.

Der Winter beginnt in Labrador im Oktober; gegen Ende des Monats ist das ganze Land mit Schnee bedeckt, Flüsse und Seen sind zugefroren. Doch bleibt der Ungavafluß wegen der Kraft der Fluth des Meeres und seiner eigenen Strömung oft bis zum Januar offen. In dieser Zeit ist keine Gegend der Welt, die ich gesehen oder von welcher ich gehört und gelesen habe, ein trostloserer Aufenthalt für civilisirte Menschen als Ungava. Das unaufhörliche Krachen des von der Fluth hin und her geworfenen Eises betäubt beständig das Ohr, während das Licht des Himmels durch die in der Luft hängenden Nebel verhüllt ist und eine lange Dämmerung herrscht. Wenn sich jedoch das Eis im Flusse festgesetzt hat und der Nebel verschwunden ist, so zeigen sich die Schönheiten der Winterlandschaft, eine unabsehbare Fläche von blendendem Schnee, woraus

hier und da kleine Gruppen von Fichten oder die kahlen Felsenspitzen nackter Bergreihen hervorragen, von welchen die Gewalt der eisigen Sturmwinde selbst die zähen Flechtmoose herabgerissen hat. Die dortigen Winterstürme sind die heftigsten, welche ich erlebt habe, und sie reißen Alles mit sich fort, so daß sie oft den Indianern tödtlich werden, die davon im Freien überfallen werden. In dem Jahre vor meiner Ankunft in Labrador hatte eine Gesellschaft Indianer mit ihren Frauen sich auf eine wüste Insel in der Bucht gewagt, um Renuthiere zu jagen, wurde aber durch einen plötzlichen Sturm genöthigt, in möglichster Eile zum Festlande zurückzukehren. Allein die Frauen waren bald von dem rasenden Sturme so erschöpft, daß sie nicht mit fort kamen und ihrem Schicksal überlassen blieben, worauf sie dann von dem heftigen Schneefall bedeckt wurden. Als die Wuth des Sturmes nachgelassen hatte, gingen die Männer aus, um sie zu suchen, aber vergebens; die Unglücklichen waren nirgends zu finden.

Während des Winters zeigen sich am Himmel häufig strahlende Nordlichter, selbst am Tage, und ich habe beobachtet, daß wenn der Südwind — im Winter der kälteste Wind, weil er die eisbedeckten Gegenden von Kanada und Labrador durchzieht — längere Zeit weht, der Himmel hell wird und das Nordlicht verschwindet. Sowie aber Ostwind eintritt, welcher mit den Dünsten des atlantischen Oceans geschwängert, milderes Wetter selbst im tiefsten Winter mitbringt, so strahlen die Nordlichter, zuerst am hellsten, dann immer schwächer, bis sie mit dem Winde wieder verschwinden.

Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Ungava fiel das Thermometer zweimal bis auf 40° R. unter Null; der größte Wärmegrad 31° R. um Mittag im Schatten.

Das ganze Land ist mit Felsenblöcken besäet, die zum Theil aus Granit bestehen, der wahrscheinlich vom Meere aus weiter Entfernung hergetrieben ist und überall abgerundet erscheint. An einigen Stellen der Küste liegen diese Blöcke reihenweise, eine Reihe etwa 40 Fuß weit von dem höchsten Wasserstande, und die andern immer höher an den Hügeln hinauf bis zur Spitze derselben. Das Grundgestein ist Syenit und Gneiß, an dem Ufer der Eskimobai Syenitgneiß und reines Quarz, aber überall sieht man Klumpen von schwarzer und rother Hornblende.

Der Boden von Ungava besteht hauptsächlich aus verwitterten Flechtmoosen, welche eine torfähnliche Substanz bilden. In den Niederungen an den Ufern der Flüsse ist der Boden gewöhnlich tief und fruchtbar genug, um große Bäume zu erzeugen. In den Thälern findet man Gruppen von Bäumen, welche aber immer zwerghafter werden, je höher hinauf sie an den unfruchtbaren Bergen stehen, bis sie zuletzt in niedriges Gestrüpp ausarten. Die Gehölze an der Seeküste bestehen nur aus Lerchentannen, und diese finden sich auch hauptsächlich im Lande vor, untermischt mit Fichten und einigen Pappeln, Birken und Weidenbäumen. In günstigen Jahren ist die ganze Gegend während des Sommers bedeckt mit den verschiedensten Beeren, als Heidelbeeren, Preißelbeeren, Stachelbeeren, rothen Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren, auch mit dem allen hochnordischen Ländern eigenen Rubus arcticus und R. chamaemorus mit seiner gelben, angenehm schmeckenden Frucht; daneben findet sich auch der Lakritzenstrauch an den Ufern des Ungavaflusses.

Die verschiedenen Thiergattungen des Landes sind bald aufgezählt, da die sterile Beschaffenheit des Bodens und das

strenge Klima nur den ausdauerndsten das Leben gestattet. Deshalb finden sich nur folgende Vierfüßler vor: schwarze, braune und graue Bären, Eisbären, blaue, schwarze, rothe und weiße Füchse, Wölfe, Wolverinen (Gulo fuscus),*) Marder, Biber (aber sehr selten), Ottern, Hermeline, Moschusratten und Stinkthiere, weiße Hasen, Kaninchen, Rennthiere, und in einigen Gegenden des Innern der Lemming.

Die Bären von verschiedenen Farben sind verschiedene Species dieses Thieres; der graue Bär kommt niemals in Kanada vor, während er in Labrador zu Hause ist. Es ist merkwürdig, daß eine Bärin mit Jungen selten oder niemals geschossen wurde, und daß der schwarze Bär den Menschen vermeidet und ihm nicht gefährlich ist, während der graue Bär immer zuerst angreift. Unter den Füchsen gehören nach der Meinung der Wilden und der Jäger die rothen, schwarzen und silberweißen zu einer Species, weil sich junge Füchse von allen diesen Farben in Einem Neste gefunden haben; die weißlichen und blauen Füchse dagegen gehören zu einer andern Varietät, sind auch sehr dumm und werden deshalb leicht gefangen, während die ersteren außerordentlich schlau und vorsichtig sind. Die Rennthiere bestehen aus zwei Arten, den wandernden und den einheimischen oder Waldrennthieren, welche von größerer Gestalt, aber nicht zahlreich sind. Die ersteren ziehen in großen Schaaren zu bestimmten Jahreszeiten, und kommen von Westen her gewöhnlich im Anfang des März an den Ungavafluß, gehen dann über das kahle Land an der Seeküste bis an den Georgsfluß, wo die Weibchen im Junius Junge zur Welt bringen, während die Böcke in kleinen Heerden im

---

*) Ein Vielfraß.

Innern von Labrador sich zerstreuen, bis im September sich die ganze Schaar wieder versammelt und langsam von der Küste immer westlich wieder abzieht.

Von Vögeln habe ich im Winter nur Haselhühner, Schneehühner, eine kleine Art von Waldspechten, Neuntödter und winzig kleine Sperlinge gesehen, im Sommer erschienen Schwäne, Gänse, Enten, Adler, Falken, Raben, Eulen, Rothkehlchen, Schwalben und besonders Eidergänse in großer Zahl.

In den Seen finden sich nur Weißfische, Forellen und Karpfen, und im Ungavaflusse fingen wir zuweilen Lachse, die an der Küste in großer Menge sein müssen. Im Meere gibt es schwarze Walfische, Tümmler, Seehunde und das Narval oder See-Einhorn.

Die Einwohner.

Im Innern von Labrador hausen Indianer, an der Küste der von den Indianern ganz verschiedene Stamm der Eskimos. Diese waren in früheren Zeiten die alleinigen Küstenbewohner, aber jetzt ist der südliche Strich von einer Mischlingsrace bevölkert, den Nachkommen von Europäern und Eskimos, nebst etlichen umherstreifenden Eskimos, auch von englischen und kanadischen Fischern und Jägern, die in Sitten und Lebensweise fast ganz zu Eskimos geworden sind. Während diese Europäer aus Noth manche Sitten der Wilden annehmen müssen, haben die Bastard-Eskimos so viel europäische Gewohnheiten sich angeeignet, daß ihre

Nationalität so gut wie verschwunden ist. Sie kochen ihre Speisen, trinken Rum, rauchen und kauen Tabak, und tragen durchgängig Kleider nach europäischem Schnitt, besonders die Frauen; sie haben ein bischen Französisch und Englisch gelernt, namentlich die Flüche aus diesen Sprachen, und sie verstehen zu lügen und zu betrügen. Alle Verhältnisse in Anschlag gebracht, muß man sich noch wundern, daß ihre Sitten nicht noch verdorbener sind, als es der Fall ist. Im Sommer halten sich immer mehrere amerikanische Handelsschiffe an der Küste auf, in deren Ladung das abscheuliche „Feuerwasser" ein Hauptartikel ist, welchen sie in Menge an die Eingebornen in Tausch umsetzen. Diese amerikanischen Abenteurer sind gewöhnlich Menschen von schlechten Grundsätzen, welche nur gar zu gern ihre Kunden hintergehen; dadurch sind jetzt die Eingebornen schon so klug geworden, daß sie eher Andere betrügen, als sich betrügen lassen.

Die Eskimos leben meist vom Fischfange, der Jagd auf Rennthiere oder Seehunde, den Thran trinken sie in großen Zügen, ihre Religionsbegriffe sind ganz roh, doch ist in ihrer Gemüthsart etwas Treues, Gutmüthiges, auch ist ihre Sprache sehr ausgebildet, aber schwer zu lernen. Ihre Unreinlichkeit ist groß, Rauch und Ausdünstungen aller Art in ihren engen Wohnungen machen es einem Europäer oft unmöglich, sich irgend darin aufzuhalten, doch sind die Eskimos der nördlichen Küste in jeder Hinsicht verschieden von ihren Brüdern im Süden, denn sie haben Kenntniß von der christlichen Religion erlangt, auch einige der nützlichsten Künste civilisirter Menschen erlernt und doch von ihrer ursprünglichen Einfachheit nichts eingebüßt. Das verdanken sie den mährischen Brüdern (Herrnhutern), diesen treuen „Nach-

folgern der Apostel," welche unter unglaublichen und jahrelangen Beschwerden und Entbehrungen die Heiden bekehrt, unterrichtet und um sich in Dörfern gesammelt haben, welche Hoffnungsthal, Nain, Okak und Hebron heißen.

Die europäischen Bewohner der Labrador-Küste bestehen größtentheils aus englischen Matrosen, welche die Freiheit eines halbbarbarischen Lebens in Gesellschaft einer braunen Frau der strengen Schiffsdisciplin vorgezogen und in diesem unwirthbaren Lande auf Lebenszeit sich niedergelassen haben. Sie ernähren sich vom Fischfang und von der Jagd, und wohnen in hölzernen, mit Schindeln gedeckten Hütten, worin gute Oefen sich finden. Die Bastard-Eskimos leben ebenso, wie ihre europäischen Väter, sind nüchtern und fleißig, halten sich meist zum Christenthum und haben bis jetzt wenig Laster der Civilisation. Es überraschte mich, als ich fand, daß Alle lesen und schreiben konnten, obgleich Schulen und Lehrer nicht vorhanden waren; die Mutter unterrichtet die Kinder, und sollte sie dazu nicht im Stande sein, was selten vorkommt, so ist ihre Nachbarin immer bereit, den Unterricht für sie zu ertheilen. Diese Mischlings-Eskimos sind zugleich sehr geschickt und wissen sich immer zu helfen. Die Männer verfertigen ihre Boote selbst, und die Frauen alles, was in der Haushaltung erforderlich ist; fast alle Männer sind ihre eigenen Schmiede und Zimmerleute, jede Frau ist Schneiderin und Schuhmacherin. Sie besitzen anscheinend alle Vorzüge der beiden Racen, aus denen sie entsprossen sind, jedoch mit Ausnahme des Muths, denn sie gelten für furchtsamer als die Eskimos; aber da sie sich hüten, Andere zu beleidigen, so werden auch sie selten beleidigt.

Die Eskimos sind in ihrer Physiognomie und Gestalt,

in Sprache, Sitten und Gebräuchen so gänzlich verschieden von allen übrigen Ureinwohnern Amerikas, daß sie unzweifelhaft einer andern Menschenrace angehören müssen. Ihre Gesichtsbildung, Statur und Farbe sind mit den Bewohnern des Nordens von Europa so übereinstimmend, daß man auf gleichen Ursprung dieser Völker schließen muß. Die Eskimos haben besonders mit den am Meere wohnenden Lappländern viele charakteristische Kennzeichen gemein: die schwärzliche Gesichtsfarbe, die hohen Backenknochen und hohlen Wangen, das spitze Kinn und der breite Mund, der starke Bart, das lange schwarze Haar, die gewöhnlich kleine Statur, ebenso die Kleidung, Nahrung und Wohnung sind ganz gleich. Daß die Eskimos auch mit den Grönländern verwandt sind, ist völlig zweifellos in den Berichten der herrnhutischen Missionare nachgewiesen, welche unter beiden Völkern sich aufgehalten haben. Auf welche Weise sie aber von einem Kontinente zum andern gekommen sind, bleibt der Vermuthung überlassen. Die Meinung ist indeß so unwahrscheinlich nicht, daß sie durch stürmisches Wetter in das Meer und an die Küste von Grönland verschlagen wurden, und von da im Laufe der Zeit nach der entgegengesetzten Küste von Amerika kamen. Von der Südspitze von Labrador bis zur Behringstraße sprechen die Eskimos dieselbe Sprache, und nur die Aussprache einzelner Worte ist hin und wieder verschieden. Ein im Kompagniedienste befindlicher Eskimo, welcher den Kapitän Franklin nach dem Mackenzie- und Kupferminenflusse begleitet hatte, versicherte uns, daß er die Eskimos in jener Gegend und die bei Ungava, obwohl sie einige tausend englische Meilen von einander entfernt wohnen, ebenso gut verstehe als seinen eigenen Stamm.

Die Eskimos sind von jeher ein besonderes Volk gewesen, welches sich von den übrigen amerikanischen Wilden so absonderte, daß sie von jenen mehr für Thiere als Menschen gehalten wurden, so daß man sich ihnen nur näherte, wenn man sie tödten wollte. Obgleich kein Volk anscheinend mehr Neigung hat, mit seinen Nachbarn im Frieden zu leben, als die Eskimos, so ist doch jeder Nachbar ihr Feind, und doch sind sie ihren Feinden an Stärke und Entschlossenheit überlegen. Der Eskimo wird nicht leicht zum Zorn gereizt, wenn es aber geschieht, so wird er wüthend, schäumt wie die wilden Eber, knirscht mit den Zähnen und stürzt seinem Feinde entgegen mit der Wuth eines Raubthiers.

Die Hauptquelle ihrer Streitigkeiten unter einander scheint die Eifersucht wegen des weiblichen Geschlechts zu sein. Unverheirathete Frauenzimmer können thun und lassen, was sie wollen, ohne daß sich ihre Angehörigen viel um sie kümmern, dagegen werden die verheiratheten Frauen streng überwacht, und ihre Untreue kann sie und den Verführer das Leben kosten. Heirathen werden auf dieselbe Weise wie bei den Indianern Labradors zu Stande gebracht, nämlich durch die Eltern des Paars und ohne die Verlobten zu fragen. Zuweilen werden sie in ihrer Kindheit verlobt und heirathen sich sehr jung; ich habe einen Knaben von vierzehn Jahren mit einem Mädchen von zwölf Jahren verheirathet gefunden. Bei ihren Hochzeiten finden gar keine Ceremonien statt; Vielweiberei ist bei den Eskimos im Gebrauch, und der Mann ist Gatte, Richter und Henker seiner Frau, ohne daß Jemand ein Recht hat, darein zu reden. Glaubt indeß die Frau, daß sie von dem Manne unrecht behandelt werde, so flieht sie zu den Eltern und bleibt da, bis die Sache aufgeklärt ist. Wird keine Ver=

söhnung herbeigeführt, so ist es der Frau erlaubt, einen andern Mann zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob man von den Eskimos sagen kann, daß sie eine religiöse Idee oder Meinung haben. Die Erde war im Anfang mit Wasser bedeckt — so erzählen sie — und als dieses gefallen war, erschien der Mensch; Agluktuk ist der Name des Menschen, welcher die Landthiere und Fische erschuf, denn er fällte einen Baum, der bis über das Meer hinausging, und die davon in das Wasser fallenden Spähne wurden Fische, während die auf das Land fallenden Spähne zu Thieren wurden. Ihr Paradies liegt unter dem Meere, und während diejenigen, welche ein gutes Leben geführt haben, in ein Meer kommen, wo es Robben und Walfische in Menge gibt, wo sie frei von Sorgen und Mühen herrlich leben, rohes Fleisch und Thran in alle Ewigkeit genießen können: müssen dagegen die Gottlosen in einem stürmischen Meere sich aufhalten, wo jene Leckerbissen sich gar nicht finden, und wo selbst die gewöhnlichsten Lebensmittel nur mit größter Noth herbeigeschafft werden können. Obgleich die „Tomaks“ oder Todten im Meere wohnen, so gehen sie doch, wenn sie Lust haben, auch dem Vergnügen der Jagd auf dem Lande nach, und man hört oft, wie sie einander rufen, wenn sie das Rennthier verfolgen.

Die Eskimos haben auch ihre „Medizinmänner“ oder Zauberer, deren übernatürlichen Gaben sie das unbedingteste Vertrauen schenken, und die wegen der abergläubischen Furcht des Volkes unter ihnen in hohem Ansehen sind. Die listigen Betrüger leiten alle wichtigen Angelegenheiten, und überhaupt scheinen sie die einzigen Häuptlinge unter ihnen zu sein, denn sie mischen sich fast in alle Handlungen des Einzelnen.

Die Todten werden auf die Felsen gelegt und mit Eis oder Steinen bedeckt, allein das ist nur eine schwache Schutzwehr gegen die Wölfe und andere Raubthiere, denn diese schleppen die Leichen bald weg. Neben dem Grabe werden die Sachen des Verstorbenen hingelegt, sein Kajak oder Lederboot, sein Bogen, Pfeile und Speere, damit der abgeschiedene Geist in dem Jenseits gleich gerüstet sei. Es ist von Einigen behauptet worden, die Eskimos setzten ihre hochbejahrten Eltern hilflos aus, indeß haben eigene Beobachtungen und Nachfragen mich zu der Ueberzeugung geführt, daß dieser Vorwurf ein unbegründeter ist, und daß sie ihre Eltern wenigstens ebenso liebevoll als andere Wilde, die ich gesehen habe, behandeln. Uebrigens leugnen sie nicht, daß zuweilen hilflose Greise, die keine Verwandte mehr haben, ausgesetzt werden, zu sterben.

Kein Volk leidet wohl so sehr von Hunger, als die Eskimos, welche am Ufer der Ungavabai wohnen; denn da im Winter Robben außerordentlich selten und Fische gar nicht anzutreffen sind, so müssen diese unglücklichen Menschen oft in der größten Noth ihr Leben zu fristen suchen. Ein Eskimo, der etwa zwei Jahre lang bei der Faktorei sich aufgehalten hatte, reiste nach der Küste, um einige Verwandte zu besuchen, und als er im Frühling darauf zurückkehrte, bemerkte ich, daß seine Mutter und eines seiner Kinder nicht mehr bei ihm waren. Auf meine Frage, wo sie geblieben, erwiederte er, sie seien Hungers gestorben, und er sowie die Uebrigen seiner Familie würden dasselbe Loos getheilt haben, wenn sie nicht durch das Fleisch der Verhungerten sich am Leben erhalten hätten!

Im Winter halten die Eskimos sehr nahe am Meere

sich auf, weil dieses ihre Hauptnahrung liefert und weil sie, unbekannt mit Schneeschuhen, die Rennthiere nicht weit verfolgen können. Sobald aber im Sommer die Flüsse frei vom Eise werden, ziehen sie landeinwärts und finden Nahrung im Ueberfluß. Sehr charakteristisch ist die Weise, wie sie Fleisch aufbewahren. Sowie ein Thier getödtet ist, nehmen sie dessen Eingeweide heraus, hauen das Vorder- und Hinterviertel ab und stecken diese in das Thier hinein, indem sie selbige mit Holzsplittern, die durch das Fleisch gezogen werden, befestigen. Darauf wird das Ganze in die nächste Felsenspalte gelegt und solche mit Steinen dergestalt umbaut, daß es vor den Raubthieren gesichert ist, bis die Jäger gegen den Winter zu wieder nach der Küste zurückkehren; dann ist das in starke Fäulniß übergegangene Fleisch ein Leckerbissen für den Gaumen des Eskimo. Unter einander helfen sie sich in der Noth mit Lebensmitteln aus, ohne jedoch ihre Vorräthe so zu vertheilen wie die Naskopi's. Wenn ein Walfisch getödtet ist, so fasten sie 24 Stunden lang, nicht aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung, sondern zu Ehren des Fisches, der es sehr übel nehmen würde, wenn Jemand nicht fastete, und der alsdann diesen Sünder mit Krankheit und anderem Mißgeschick heimsuchen könnte. Wenn die Jagd im Sommer und Herbst reichliche Beute liefert, so dünkt sich der Eskimo im Besitze eines endlosen Glücks, denn er verbringt dann den langen Winter ohne einen Gedanken von Sorge oder Angst, dann ißt er und schläft, und steht wieder auf, um zu essen und zu schlafen. So vergeht der größte Theil der Zeit, und wenn sie einmal recht munter sind, belustigen sie sich mit ihren wenigen Spielen, hauptsächlich dem Ballspiel, woran Männer und Frauen theilnehmen, die in zwei Parteien getheilt

sich den Ball zuschlagen. Sie tanzen auch, indem zwei Reihen Männer und Frauen, oft aber auch nur von einem Geschlecht, einander gegenüberstehen, Schultern und Kniee hin und her bewegen, und sich fürchterlich angrinsen, ohne einen Fuß von der Stelle zu bewegen. Die Musik bei diesen Tänzen besteht darin, daß sie durch tiefes Athemholen Töne hervorbringen, welche dem Röcheln eines erstickenden Menschen ähnlich sind — eine solche Musik ist des Tanzes würdig. Außerdem unterhalten sie sich mit Faustkämpfen und Ringen, und übertreffen als Ringer bei weitem die Indianer des Landes.

Man kann die Kleidung der Eskimos häßlich und schwerfällig nennen, aber man muß zugestehen, daß sie für das Klima die zweckmäßigste ist, welche erdacht werden könnte. Wasserdichte Stiefel mit Vogelfell oder dünnen Rennthierhaaren gefüttert, schützen die Füße gegen Nässe und Kälte; zwei Beinkleider von Leder, von denen das untere das Haar nach innen hat, und zwei Röcke oder Ueberwürfe von Rennthier- oder Robbenfell, von welchen der obere eine große Kaputze hat, die bei stürmischem Wetter über den Kopf gezogen wird, nebst großen Pelzhandschuhen machen ihre Kleidung aus. Die Tracht der Frauen ist der der Männer ganz gleich, nur hängt von dem Rocke hinten ein Stück Leder bis auf die Fersen herab, welches den Frauen ein höchst komisches Ansehen gibt. Indeß hat diese Schürze oder Schleppe doch den Nutzen, daß die Frauen solche zusammenschlagen und so bequemer auf den kalten Felsen sitzen können.

Im Winter leben die Eskimos in Hütten aus Schnee erbaut, und sie sind darin besser gegen das strenge Klima geschützt und behaglicher, als in Häusern von Steinen und

Holz, worin kein Feuer brennt. Um diese Hütten zu erbauen, was stets von den Männern geschieht, müssen ihrer zwei, der eine von außen, der andere von innen arbeiten, und die Arbeit erfordert große Erfahrung und Geschicklichkeit. Zuerst werden auf dem Platze, welcher zum Fußboden der Hütte bestimmt ist, große Stücke Schnee mit einem scharfen Messer herausgeschnitten und so aufgerichtet, daß sie sich ein wenig nach innen und in die Runde neigen. Diese Schneeblöcke von etwa 2 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 8 Zoll Dicke werden dicht an einander gelegt und zwar jede Reihe derselben nach oben immer etwas enger, bis ein kleines Loch in der Spitze des Gebäudes bleibt, welches mit einer durchsichtigen Eisscholle belegt wird, die als Schlußstein des Gebäudes und zur Erhellung im Innern dient. Um die Schneewand läuft im Innern eine Bank von Schnee, die mit Fellen bedeckt als Sitz und Bett dient, und die ganze Hütte, von etwa 10—12 Fuß im Durchmesser und etwa 8 Fuß Höhe im Innern, sieht aus wie ein Gewölbe oder tiefer Bogen. Zuweilen leben zwei oder drei Familien unter demselben Schneedache, indem jede ihr besonderes Zimmer zum Schlafen hat, welches mit dem Hauptgebäude in Verbindung steht, wo sie sich versammeln. Ein gekrümmter, gedeckter Gang führt in das „Igloi" (Hütte), welcher bei Tage offen, des Nachts gegen die Kälte, selbst die strengste, dadurch gut verwahrt wird, daß man Eisstücke an jeder Wendung des Eingangs aufstellt. Im Winter gebrauchen die Eskimos kein Feuer, und ihre Lampen von Stein geben ihnen Wärme genug, um ihre Stiefel und Kleider zu trocknen, und das rohe Fleisch und Fett zu erwärmen. Sie sind von früher Jugend an die Kälte gewohnt; die Kinder werden in der Kaputze der Mutter auf

deren Rücken umhergeschleppt, bis sie drei Jahre alt sind, und zwar immer ganz nackt; und doch sieht man zuweilen die kleinen Geschöpfe im kältesten Wetter vor ihren Nestern stehen, ohne daß sie davon zu leiden hätten. Ein rechter Eskimo legt sich bei 20° R. Kälte in seinen Seehundskleidern auf das offene Schneefeld und schläft so gesund die Nacht bis zum Morgen. Das viele Fett, das sie genießen, der lautere Thran, wenn sie ihn haben können, ist nothwendig, um solche Kälte zu ertragen.

Bekanntlich essen sie gewöhnlich Fleisch und Fische roh, und davon kommt der Name „Eskimo," den die französischen Entdecker ihnen gegeben, und welcher wohl unzweifelhaft aus dem Worte „Eschkimai" entstanden ist, welches in der Krisprache „Menschen, die rohes Fleisch essen," bezeichnet.

Die Hunde der Eskimos ähneln gezähmten Wölfen in ihrem Naturell, und heulen, aber sie bellen niemals; sie sind ihren Herren vom größten Nutzen und kosten sie fast gar nichts, denn im Lager müssen sie selber für sich sorgen und es wird ihnen nicht das Geringste zu fressen gegeben, so daß es mir unerklärlich ist, wovon sie leben; nur auf Reisen, wenn sie den Schlitten ziehen, erhalten sie Abends ein Stückchen Fett als einzige Nahrung. Zu einer weiten Reise gebraucht man zehn bis fünfzehn Hunde, und jeder ist für sich an einen Riemen geschirrt, der an das Halsband gebunden und am Vordertheil des Schlittens befestigt ist, so daß die Hunde neben einander her laufen und dem Leithunde folgen, welcher dem Zurufe des Herrn augenblicklich gehorcht, da bei dem geringsten Zaudern dessen gewaltige Peitsche ihm um die Ohren saust. Diese Peitsche hat einen Griff von 18 Zoll Länge und ist im Ganzen 15 Fuß

lang. Die Eskimos wissen sie sehr geschickt zu handhaben. Die Schlitten sind ungefähr 5 Fuß lang und 2 Fuß breit, und die Schlittenbäume gewöhnlich mit Fischbeinen oder Zähnen von Walroß beschlagen, auch mit angefeuchteter Erde bestrichen, die sehr glatt, und wenn sie verwischt ist, wieder erneuert wird. Der „Kajak“ oder Kahn der Eskimos von etwa 12 Fuß Länge und 2 Fuß Breite läuft von der Mitte nach beiden Enden sehr spitz zu, und besteht aus Holz mit Robbenfell ganz überdeckt, mit Ausnahme einer Oeffnung in der Mitte des Fahrzeuges, in welche der Ruderer seine Beine steckt — denn diese Kähne sind nur für Eine Person berechnet, obgleich es möglich ist, einen Passagier darin mitzunehmen, wenn dieser sich der Unbequemlichkeit und selbst der Gefahr unterziehen will, sich auf dem Bauche auszustrecken, aber ohne ein Glied zu rühren, weil bei dem geringsten Schaukeln der Kahn umschlagen würde. Indeß werden auf diese Weise oft Leute mehrere hundert (engl.) Meilen transportirt. Diese Kähne, nur zur Jagd dienend, werden mit zwei Ruderschaufeln gerudert und fliegen durch das Wasser so schnell wie ein Delphin; ein Landthier im Wasser wird von diesen Kähnen mit Leichtigkeit eingeholt, dann zu dem Fleck, wo der Jäger landen will, getrieben und dort mit einem Lanzenstoß getödtet. Wenn der Kahn umschlägt, so verstehen die Eskimos nicht, sich wieder damit aufzurichten, und deshalb verlieren sie bei einem solchen Zufall gewöhnlich das Leben, sobald keine Hilfe zur Hand ist. Selten fehlt aber Hilfe, weil solche Unfälle nur in der Hitze der Jagd, namentlich beim Harpuniren der Walfische vorkommen, wobei stets mehrere Kähne beschäftigt sind. Ihre Lederboote, „Nimayak“ genannt, sehen zwar unbehilflich aus, sind aber deshalb gar

nicht zu verachten, denn wegen der Schwimmkraft ihres Materials widerstehen sie den stärksten Wellen besser, als unsere tüchtigsten Schiffsboote; diese Fahrzeuge, welche von den Weibern gerudert werden, dienen dazu, um die Familien längs der Küste zu transportiren Die zur Jagd und Fischerei dienenden Geräthschaften der Eskimos zeigen vielen Geschmack und Verstand; ihre Kähne sind mit mathematischer Genauigkeit verfertigt, die Ruder oft recht geschmackvoll mit Walroßzähnen ausgelegt, ihre Speere sind sauber geschnitzt und ihre Bogen übertreffen alle Bogen der Indianer, die ich gesehen habe, bei weitem an Kraft und Elastizität. Sehr sinnreich ist ihre Weise, Walfische zu fangen; sie befestigen ein mit Luft gefülltes Robbenfell mit einem wohl 20 Fuß langen Riemen an die Harpune und werfen dieses in demselben Augenblick über Bord, wo der Walfisch von der Harpune getroffen ist. Indem das Fell durch die Bewegungen des Thieres umhergeschleudert wird, setzt es diesem einen so kräftigen Widerstand entgegen, daß der Fisch bald davon erschöpft aus dem Wasser hervorkommt, um sich auszuruhen. Jetzt nähert sich der Eskimo von hinten dem Thiere und tödtet es oft mit einem einzigen Lanzenstoße. Die Eskimos gebrauchen auch Wurfspeere mit vieler Geschicklichkeit, und verstehen die Schleuder so gut zu handhaben, daß sie damit wildes Geflügel im Fluge erlegen.

Die Gesichtsfarbe der Eskimos ist schwärzlich, indeß habe ich einige ihrer Kinder gesehen, welche so weiß waren als die weißesten in Europa, aber sie werden mit zunehmenden Jahren ebenso dunkel als ihre Eltern. Unreinlichkeit und Färbung durch das Klima haben darauf keinen Einfluß, denn ich habe bemerkt, daß die Abkömmlinge eines

Europäers und einer Eskimofrau in der dritten Generation noch so schwärzlich waren wie ein echter Eskimo, wenn sie auch ganz wie civilisirte Europäer lebten, reinlich waren und dem Wetter sich nicht mehr als andere aussetzten. Die Eskimos sind zwar von kleiner Statur, aber zwerghaft möchte ich sie nicht nennen. Um mich genau zu überzeugen, nahm ich die fünf ersten besten aus einem Haufen von etwa zwanzig Mann heraus und fand durch Nachmessen, daß sie durchschnittlich fünf Fuß fünf Zoll engl.*) groß waren; unter den andern waren einige fünf Fuß sieben bis neun Zoll, und einige sogar über sechs Fuß groß. Sie erscheinen kleiner, als sie wirklich sind, weil ihr Umfang durchgängig größer ist als der der Europäer, und ihre schwere dicke Kleidung sie noch dicker erscheinen läßt. Da diese Kleidung von Fellen ihren Bewegungen sehr hinderlich ist, so kann man über die Behendigkeit ihres Körpers nicht urtheilen, aber ich darf behaupten, daß sie an Körperkraft alle Ureinwohner von Amerika übertreffen. Ihre Gesichtszüge sind durchaus nicht unangenehm, und ich habe einige ihrer Frauenzimmer gesehen, welche auch unter den Weißen für recht hübsch gelten würden, wenn sie ihren Schmutz und ihre häßliche Kleidung abgelegt hätten und mit europäischen Kleidern geziert wären. Die Frauen binden ihr Haar auf dem Kopfe in einen Knoten und gebrauchen statt Pomade ranziges Oel, auch tätowiren sie ihr Gesicht, um sich zu verschönern. Ihre Zähne sind blendend weiß und regelmäßig, ihre schwarzen Augen mehr von runder als ovaler Form, und ihre Backenknochen hervortretend; die Stirn ist niedrig, der Mund groß und das Kinn spitz. Die Eskimos

*) Der englische Fuß ist einige Zoll kleiner als der preußische.

genießen durchgängig einer guten Gesundheit, und so viel ich erfahren habe, herrschen epidemische Krankheiten unter ihnen nicht.

Die Squatters*) in Labrador.**)

Unser Schooner war in einer schönen Bucht vor Anker gegangen. Eines Morgens, wo ich Vögel und andere Gegenstände der Naturgeschichte suchte, trafen meine Augen zufällig die hervorspringende Spitze einer kleinen Insel, welche vom Festlande durch einen sehr schmalen Kanal getrennt war. Indem ich dahin mein Fernglas richtete, sah ich einen Mann auf den Knieen liegen, der mit gefalteten Händen seine Augen gen Himmel richtete. Vor ihm war ein kleines Monument aus rohen Steinen errichtet und darauf stand ein hölzernes Kreuz. Der Mann betete. Neugierig zu erfahren, was ihn in diese Wildniß gebracht habe, bestieg ich mein Kanot, ruderte nach der Insel und erkletterte den Felsen. Als der Betende seine Andacht beendigt hatte, grüßte er mich in schlechtem Französisch, und auf meine Frage, warum er einen so einsamen Ort zu seiner Andacht gewählt habe, antwortete er: „Das Meer gibt mir im Frühjahr und Sommer meine Nahrung; kommt der Winter, so wende ich mich beim Gebet gegen das Gebirge, denn

*) Squatter heißt niederhocken wie ein Indianer, und Squatters sind Ansiedler in solchen Gegenden, auf die noch kein Staat ein Besitzrecht in Kraft gesetzt.

**) Aus Audubon Delineation of American scenery and manners.

es schickt mir die Karabu, deren Fleisch mich nährt und deren Pelz mich wärmt."

Ich folgte dem Mann in seine Hütte, die klein und niedrig, nur von Steinen gebaut war, die mit Erde zusammengehalten wurden; das Dach war mit langem Gras und Moos bedeckt. Ein ungeheurer holländischer Ofen nahm die Hälfte des inneren Raumes ein; eine kleine Oeffnung, jetzt mit alten Lumpen behangen, bildete das Fenster. Auf einem Brette stand eine Tasse, ein Krug und ein eiserner Topf. In einem Winkel bemerkte ich drei alte, verrostete Musketen mit einigen ledernen Säcken, welche Pulver, Blei und Flintensteine enthielten. Um uns herum sprangen und kläfften acht Eskimohunde, deren Geruch sammt dem Rauche und Schmutze des Gemachs mir sehr unangenehm war.

Der Mann war sehr artig und eilte fort, mir einige Erfrischungen zu holen. Auch ich verließ die Hütte und ergötzte mich an der üppigen Schönheit der Natur, die mich umgab, und die zu dieser Sommerzeit in prächtiger Fülle sich entfaltete. Doch ward ich nicht wenig von den Muskitos und andern Insekten belästigt. Als mein Wirth zurückkehrte, war er traurig und niedergeschlagen. Er hatte ein Fäßchen Rum in ein Gebüsch verborgen, um es vor den räuberischen Händen der Fischer und Vogelsteller zu sichern, und es war ihm genommen worden.

Einem andern Ansiedler, der wie jener nach Labrador gekommen, um sein Glück mit dem Fang und Verkauf von Pelzthieren zu machen, war es schon besser gelungen. Wir fanden ihn in einer Bucht, in welcher mehrere Schooner vor Anker lagen, und an deren Ufer sich mehrere hübsche Häuser hinzogen. Er hielt mehrere Zeitungen, durch welche

er meine Ankunft erfahren hatte, und erwartete mich am Landungsplatze, wo er mich sogleich einlud, bei ihm meinen Aufenthalt zu wählen.

Ein trefflich bereitetes Frühstück empfing uns in seinem wohleingerichteten Hause, wobei sein niedliches Töchterchen uns bediente; er zeigte mir seine wenigen, doch gut gewählten Bücher, führte uns in seinen Garten und rühmte mit vielem Selbstgefühl seine unabhängige Lage, die er auf dieser Küste sich gegründet, und wie er seine Einsamkeit so lieb gewonnen habe, daß er sie seit zwanzig Jahren, wo er zuerst in dieß Land gekommen, nie zu bereuen Ursache gefunden. Sein Schwiegervater lebte 70 Meilen weiter unten an der Küste, sein Schwager noch einmal so weit; doch im Winter, wenn Frost und Schnee das Land gefesselt haben, werden Hunde vor den Schlitten gespannt und die Entfernungen verschwinden. Man macht Besuche, gibt seine Karten ab und glaubt sich so nahe als in großen Städten, wo Bekannte oft nur durch ein paar Straßen getrennt werden, und sich doch Jahre lang nicht sehen.

Wir besuchten auf unserem Schooner auch den Schwager des Mannes in Bras d'Or. Er lebte in einem aus Quebeck hergebrachten Hause, an der Meerenge Belle-Isle. Bei unserer Ankunft war der Schwager mit seiner Frau spazieren gegangen; doch kam er bald zurück und führte uns in sein Haus, das noch nicht fertig war, und dessen Hauptzierde ein ungeheurer holländischer Ofen ausmachte. Unsere Wirthin, die einst in der Hauptstadt von Kanada gewesen war, wollte den Blaustrumpf machen (als Gelehrte und Kunstkennerin sich zeigen), und als sie erfuhr, daß ich auch einigermaßen Kunstkenner sei,*)

*) Audubon zeichnete die Vögel vortrefflich nach der Natur.

zeigte sie mir einige elende bemalte Kupferstiche, die an den Wänden hingen. „Es sind“ — sagte sie — „treffliche italienische Gemälde, denn ich habe sie von einem Italiener gekauft, der einen ganzen Sack voll hatte. Das Stück hat mich mit dem Rahmen 1 Schilling (1 Mark) gekostet.“ Ich wußte nicht, was ich der guten Frau antworten sollte. Doch vergaß ich bald ihren seltsamen Kunstsinn über einen schönen Zug ihres natürlichen Gefühls. Eines ihrer Kinder hatte einen Vogel gefangen und quälte das arme Thier jämmerlich; sie sah es, stand auf, nahm den unglücklichen kleinen Gefangenen dem Kinde aus den Händen, küßte ihn und ließ ihn fliegen.

Man setzte uns treffliche Milch in reinen Gefäßen vor. Es war ein königliches Mahl, denn wir hatten noch keine Kühe in dem Lande gesehen. Aber die Frau machte noch andere Ansprüche auf Kunst; sie brachte das Gespräch auf Musik und fragte mich, ob ich ein Instrument spiele. Ich antwortete bescheiden, daß ich zwar spielte, doch nur wenig Fertigkeit besäße. Sie liebte die Musik ausnehmend, aber ihr Instrument, erzählte sie, wäre jetzt in Europa, um reparirt zu werden. Doch würde es bald zurückkommen, und dann sollten ihre Kinder mehrere köstliche Arien darauf spielen. Denn das Instrument wäre sehr leicht zu behandeln, Jedermann könne es spielen, so daß, wenn die Kinder müde wären, die Dienstboten sie ablösen könnten. Ein wenig überrascht über die wunderbare musikalische Fertigkeit dieser Familie wollte ich den Namen des Instrumentes wissen. „Meine Herren,“ — erwiederte die Wirthin — „das Instrument ist dick und etwas lang; es steht auf vier Füßen wie ein Tisch, an dem einen Ende ist ein Griff befestigt, den man nur schnell oder langsam zu drehen braucht,

um die köstliche Musik zu hören.“ Meine Gefährten konnten kaum das Lachen zurückhalten, doch erinnerte ein Blick von mir an die Pflichten der Höflichkeit. „Madame,“ sagte ich darauf, „es ist wahrscheinlich eine Drehorgel, die Sie spielen.“ — „Eine Drehorgel“ — rief sie — „ja wohl, eine Drehorgel, ich hatte wirklich den Namen vergessen.“

Der Mann dieser künstlerischen Dame hatte uns verlassen, um seinen Geschäften nachzugehen. Er lebte wie sein Schwager von dem Fang der Seehunde, ging im Sommer mit seiner Frau in den Bergen spazieren, jagte im Winter Schneehühner und Karabu's, hatte ein Pferd, das einzige in dieser Gegend, und mehrere Kühe, und war von Jedermann geachtet. Das einzige Unangenehme in der Nähe seiner Wohnung war ein Haufen von 1500 abgehäuteten Seekälbern, die zu dieser Zeit — es war im August — einen unerträglichen Gestank von sich gaben.

Zweiter Abschnitt.

Amerikanische Squatters im Westen.*)

Das Hinterwäldlerleben gewinnt sehr bald einen eigenthümlichen Reiz, wenn man jung, mit einer ungeschwächten Constitution ein empfängliches Gemüth für die Urnatur verbindet, für diese Urnatur, die uns im Gegensatze zu der verkünstelten Natur der alten Welt bei jedem Schritte so außerordentliche Kontraste vor die Augen rückt. Es ist dem Neulinge zu Muthe, als ob er plötzlich in unendliche Räume gestellt würde, die Unendlichkeit ergreift ihn, die anscheinende Regellosigkeit verwirrt ihn, befangen und ängstlich steht er da, sein Selbstvertrauen kehrt erst zurück, wenn er seine Kräfte versucht, Gefahren überwunden, sich seiner Herrschaft vergewissert hat. Die Springkraft, die der Geist dann erlangt, ist wirklich ein Phänomen. Es entsteht ein eigenthümliches, gleichsam trotzendes Bewußtsein inwohnender Kraft, ein Hauptzug in dem interessanten Hinterwäldler-Charakter. Heute ist der „Squatter" in Gefahr, in einem Sumpfe zu versinken oder von einem Alligator verschlungen zu werden, morgen muß er sein Leben gegen Bären oder Jaguare vertheidigen; er bildet die Grenzwacht gegen die Indianer wie gegen die wilden Thiere, er ist der Vorkämpfer, der auf eigene Faust die Wildniß und den Urwald

---

*) Nach Sealsfields Nathan.

bekriegt. Europamüde waren wir nach Amerika gekommen, waren von Neuorleans den Mississippi hinaufgefahren und nach Westen gegangen, Etwas suchend, das wir nicht zu finden — dem wir nicht einmal einen Namen zu geben wußten. Erst hier bei diesen wackern Amerikanern mit ihrem alten Regulator Nathan*) war uns deutlicher geworden, was wir wollten. In diesem Nathan hatten wir den Mann gefunden, der uns den Weg zeigen konnte. Eine Pflanzung war gerade feil, wir ersteigerten sie, obgleich die Hinterwäldler uns mit scheelen Augen ansahen und sich über die neuen Nachbarn keineswegs zu freuen schienen. Sie hatten schon schlimme Erfahrungen gemacht mit europäischen Nachbarn, wir ließen uns aber dadurch nicht irre machen und wurden auch wirklich bald die besten Freunde und Nachbarn. Nun standen wir vor dem Pflanzerleben bedenklicher, aber auch freudiger als einst vor dem ABC. Unsere Augen verschlangen die Lichtungen der Waldbrüche mit den frisch geringelten Baumwoll- und Immergrün-Eichenbäumen, die schon seit einigen Jahren abgestorbenen Waldestheile, deren aschegedüngter Boden nach leichtem Pflügen in üppigem Anbau stand, die rauhen, kunstlosen Wohnungen, die rohen, von den Hinterwäldlern selbst verfertigten Möbel, und die Pferde- und Kuhställe.

Auf unserem unter dem Namen einer Pflanzung gekauften, aber nach dem Augenschein fast ganz ungebauten Lande brauchten wir es blos ebenso zu machen, wie diese Squatters, um zu dem gleichen Ziele zu gelangen. Das sahen wir deutlich, das gleiche Resultat stand schon fertig

*) Regulator, d. h. Ordner, nennen die Squatters ihren Gemeindevorsteher, der alle möglichen republikanischen Aemter in seiner Person vereinigt.

vor unsern Augen, unsere verwahrloste Blockhütte leuchtete für uns in unaussprechlichem Reize, mit kindischer Hast untersuchten, prüften wir, um den Weg unverzüglich einzuschlagen, der zum Ziele unseres Verlangens führen mußte, wir vergaßen beinahe Zeit und Ort, Essen, Trinken, Schlaf und alles darüber. Nur wer selber vor dieser Aufgabe gestanden, kann sich einen Begriff davon machen, wie wir jeden neuen Gegenstand verschlangen.

Einstweilen waren wir Nathans Gäste, wir sollten auf den Nachmittag uns weiter auf der Niederlassung umsehen, zu dem Mittagsmahl brachten wir aber trotz unserer Sehnsucht einen trefflichen Appetit mit, es bestand aus einer gewaltigen Schüssel Homony (Welschkornbrei), die von einer zweiten mit Schinken flankirt war. Als eine Art Nachtisch wurde ein respektabler Korb gesottenen, halbreifen Welschkorns in Kolben aufgetragen, die, mit Butter und Salz genossen, uns später gleichfalls zur Lieblingsspeise wurden. Das Getränke bei Tisch war Milch in Bechern von Blech.

Nathan wollte bei der Sortirung der Tabaksblätter zugegen sein, von welcher der Kredit seines Hauses abhinge, er gab uns aber Mister Gale und seinen Jüngsten, den 14jährigen Josua als Führer mit. Wir bestiegen die für uns eingefangenen Pferde, drei mexikanische Krausköpfe, kurz zuvor aus den Prairies von Texas eingebracht, die aber auch unsere ganze Reitkunst in Anspruch nahmen. Die Niederlassung lief von Südost gegen Nordwest, dem Scheitel eines etwa 15 Meilen langen Kammes entlang, der etwa 70 Fuß von dem eine halbe Meile entfernten Sumpfe heranschwoll, und sich eben so sanft wieder auf der nördlichen Seite zur Prairie herabdachte. Auf diesem Kamme oder Sattel waren die Pflanzungen der vorzüglichsten Ge=

meindeglieder gelegen, und eine schönere oder zweckmäßiger gewählte Anlage ließ sich kaum denken, denn in der Beurtheilung und Auswahl von Land sind sie Meister, die Hinterwäldler. — Auf der einen Seite hatten wir die noch nicht lange zuvor dem Urwalde abgewonnenen sogenannten Clearings (gelichtete Waldstrecken), auf der andern die ungeheure Prairie mit ihrem mannshohen Grase, die Köpfe der weidenden Rinder und Pferde gegen einander prallend, die Schellentöne der Leitkühe im sanften Luftzuge an unsere Ohren klingend, und in weiter blauer Ferne den wundersam schillernden Nebeldunst, auf einzelnen Punkten die Wälder durchschimmernd — das Ganze in eine ahnungsvolle Stille begraben, nur selten durch den dumpfen Ton einer, die Leute aus den Feldern rufenden Seemuschel unterbrochen.

Die Landschaft hat etwas ungemein Anheimelndes, zur Schwärmerei Verführendes. —

Wir hatten schweigend geschaut, betrachtet, unsere Bemerkungen gemacht, dann unsern tanzenden Rennern die Zügel schießen lassen. So hatten wir Nathans Blockhaus allmählig aus dem Auge verloren, aber die Felder dehnten sich wohl eine halbe Meile weiter fort.

Er und die Seinigen waren mit einem halben Dutzend Neger in einem Tabaksfelde beschäftigt — weiter trafen wir auf ein anderes mit Welschkorn, dessen Kolben von den Hülsen entblößt, um schneller zu reifen, uns ob ihrer Größe in Erstaunen setzten. — Ueber ein drittes Feld war eine dichte Rauchwolke hingelagert, die nur an einzelnen Punkten die nackten, ihrer Blätter und Rinden beraubten, erstorbenen Riesenstämme durchschimmern ließ, die nun sieben Jahre getödtet noch immer dastanden, ihre kolossalen Arme

wie jammernd in die Höhe streckend. An andern Orten lagen sie zu Boden, und Haufen vertrockneter Baumwollenstauden, die unter ihnen angezündet worden, wirbelten dichte Rauchwolken empor. Wie wir sahen, so wurden die herrlichen Bäume, die das berühmte und beste Schiffsbauholz der Welt liefern, blos wegen ihrer sehr dungkräftigen Asche verbrannt. — In Frankreich würde ein einziger solcher Stamm, deren hier Dutzende verglommen, mit Tausenden von Franken bezahlt worden sein.

Wir waren etwa eine halbe Meile in südöstlicher Richtung geritten, als ein Bretterdach, das sich bescheiden hinter einer Gruppe von Magnolien und Catalpas verbergen zu wollen schien, uns eine zweite größere Pflanzung ankündigte. Zu unserer Rechten hatten wir wieder Urwald, die ungeheuren Stämme so durchflochten mit Lianen und wilden Reben, daß trotz der heißen Nachmittagssonne kein Strahl in diese nächtliche Dunkelheit zu dringen vermochte. — Wir konnten uns beim Anblicke dieses Urwaldes nun, um mit Nathan zu reden, eine Notion von der Arbeit bilden, die es gekostet haben mußte, diesen unwirthlichen Wald zu lichten. Während dieser Betrachtungen kamen wir dem Blockhause näher.

Es war kleiner als das Nathans, gleichfalls aus Baumstämmen aufgezimmert, mit Brettern gedeckt und lag rauh und trotzig unter den herrlichen, noch immer blühenden Magnolien und einer oder zwei Immergrün-Eichen; für Hinterwäldler eine nicht üble Wohnung, die aber durch eine gewisse Rauheit beleidigte. Wie ein Frosch auf allen Vieren hingestreckt erschienen mir diese rohen Blockhäuser, ich sollte aber ihre Vorzüge später noch schätzen lernen. — Wir ritten an dem Waldvorsprung vorbei und hatten jetzt eine

Partie vor uns — eine wunderschöne Partie — herrlicher durch den unvergleichlichen Rahmen, in den sie gefaßt war. Es war ein Landschaftsgemälde, etwa tausend Schritte oder darüber lang und breit, sanft gegen den Sumpf hin abgedacht, gegen welchen es durch einen Waldsaum, der stehen geblieben war, geschützt war. Zu unseren Füßen lag ein Feld von etwa vier Aeckern reifer Baumwolle, die Kapseln aufgesprungen, ein Schneefeld, das in der Luft zu schweben schien, auf matt-grünem Grunde ruhend, in Zwischenräumen von 30—40 Fuß immer ein Riesenstamm in die Luft starrend, das Ganze aber durch den hohen Urwald, der in einer über alle Begriffe gehenden üppigen Vegetation prangte, zu einem wunderlieblichen Landschaftsgemälde vereinigt.

Wir ritten weiter. — An das Baumwollenfeld stieß ein kleineres, mit Tabak bebaut. — Wir stiegen ab und gingen dem Hause zu. Es war verlassen von seinen Bewohnern. Auf dem Porch (Vorplatz) hing Ackergeräthe und Riemenzeng; Pflüge, Aexte, Hacken lagen und standen umher; wir betraten die Stube, die, mit rohen Tischen, Bänken, Stühlen ausstaffirt, gegenüber dem Reichthume der Felder einen seltsam ärmlichen Kontrast darbot. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, wie dieser Mann bei seinem Reichthume so ärmlich wohnen könne.

Mr. Gale erwiederte bedeutsam: „Der Amerikaner denkt zuerst auf das Nöthige, und dann erst auf das Bequeme.“

Wir fanden es so. — Ein längerer Blick in dieses Hauswesen gab uns Aufschluß. Hier sah man wirklich schaffige Arme, rege Hände, die das Land erblühen und sprossen und gedeihen machen mußten. Ein Creole würde

die erste Ernte dazu verwendet haben, sein Haus, seine Zimmer, sich selbst herauszuputzen und durch einen Schein zu imponiren, den er in der Wirklichkeit nie behaupten konnte. Nicht so die Squatters. Alles war kunstlos, uncivilisirt, rauh, aber natürlich, poetisch-rauh möchte ich sagen, die ersten Elemente einer werdenden Pflanzung, aber diese so zweckmäßig angebracht, die Materialien so ganz dem Boden entsprossen, durch keinen fremdartigen Flitterstaat beleidigend, ein so klug gelassener, berechnender, Schritt für Schritt bemessender Sinn sprach sich überall aus! Man sah es deutlich, daß der Besitzer blos Einen Gedanken im Kopfe hatte, und mit nüchternem, unverwandtem Blicke diesen Schritt für Schritt verfolgte.

So kamen wir an einer sogenannten Gabel an, von deren beiden Zacken die eine in nord-, die andere in südöstlicher Richtung auslief. Wir schlugen letztere ein, und gelangten nach einem kurzen Ritte durch den Immergrüneichen-, Magnolien- und Bohnenbäume-Urwald auf einen Knitteldamm, den Anfang eines Cypressenwaldes, oder was beinahe gleichlautend ist, Sumpfes, — wo wir absteigen mußten.

„Aber wo wollen wir hin?“ fragten wir. — „Wir sind an Ort und Stelle,“ war die Antwort Mr. Gale's, der von seinem Pferde stieg, bedächtig eine Klappe an den Pistolenhalftern öffnete, dann die andere, und zu unserer Verwunderung ein Paar Reiterpistolen herauszog. Wir sahen einander an.

Was wollte der Mann mit seinen Waffen? Der ganze Wald glich mehr einer Todesgruft, als sonst irgend etwas; — schauerlich erhoben sich rings umher die düstern Cypressen, jedem Sonnenstrahl undurchdringlich, außer da,

wo der Knitteldamm sich hinzog, eine lange Durchsicht bilden, durch deren Oeffnungen die gebrochenen Strahlen einfielen, und kämpfend mit der nächtlichen Dunkelheit in's düstere Helldunkel übergingen. Blos das schrille Geschrei einzelner Spechte und das höhnische Gelächter der Nachteulen ließ sich an einzelnen Punkten hören. — Wir hielten gespannt in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Halten Sie Ihre Pferde sorgfältig am Mundstück und schreiten Sie mir nicht vor," mahnte Mr. Gale, der sich nun in Bewegung setzte.

„Aber wohin wollen Sie, wozu brachten Sie uns hierher?"

„Sehen Sie sich diesen Knitteldamm an, aber recht aufmerksam."

„Wohl, und dann?"

Wir sahen also den Knitteldamm an, der, wie gesagt, da anhob, wo der Immergrün-Eichenwald sich dem Sumpfe zusenkte. Der Damm war rauh, aber mit vieler Sorgfalt etwa 20 Fuß breit gelegt, Knittel an Knittel. Allmählig wurden diese Knittel zu Baumstämmen, zu dickeren, zu den dickſten Cypressenstämmen, die wohl fünf, ja bis sieben Fuß im Durchmesser hielten. Wie wir näher in den Sumpf eindrangen, fanden wir diese Stämme zweifach, endlich dreifach über einander gelegt, und die ungeheuren Tröge, die durch die Höhlung der Cypressen verursacht waren, durch dünnere Stämme ausgefüllt. Es war, wie wir nun sahen, eine Straße, die durch den Cypressensumpf führte. Wir sahen sie im Lichtsaume, der von oben herab einfiel, sich durch den Sumpf fortschlängeln; auf beiden Seiten zahllose Cypressenstumpen, die drei bis vier Fuß aus dem Schlamme emporragten — wie Grabsteine. —

Mr. Gale hatte kein Wort gesprochen, seine Augen vorwärts gerichtet schritt er bedächtig fort. —

Auf einmal hob er eine Hand, zielte, und im nächsten Momente schoß er eine der Pistolen los. —

Ein furchtbarer Aufruhr in dem schauerlichen Sumpfe. Nachteulen, Alligatoren, Spechte brachen in ein heulendes, lange nachhaltendes Geächze, Geschnatter, Gebrülle aus. — Der Schall rollte gleich dem entfernten Donner durch die düstere Waldung.

„Ein Alligator, der uns den Weg versperrte;" — mit diesen Worten wandte sich Gale zu uns. „Das Gezücht macht sich aus seinem Schlammbette heraus, und da unsere Pferde keine Schellen haben, die sie in der Regel verscheuchen, so ist einige Vorsicht vonnöthen. — Wir können nun wieder vorwärts; hat seinen Theil in's linke Auge bekommen."

Wir schauten, sahen aber nichts, gingen etwa dreißig Schritte vorwärts, und fanden den in seinem Todeskampfe sich wälzenden Alligator. Er hatte das tödtliche Blei richtig in's linke Auge erhalten.

„Aber wozu bringen Sie uns in diesen Sumpf, Mr. Gale?"

„Sehen Sie, dieser Knittel- und Cypressendamm führt eine halbe Meile durch den Sumpf, an einigen Orten sind die Stämme doppelt, ja dreifach über einander gelegt."

„Wir sehen, und weiter!"

„Weiter," versetzte er, „führt die Straße zu einer kleinen Ansiedlung, die jenseits des Sumpfes liegt und aus etwa zwanzig Familien besteht."

„So! Und was haben wir mit all' diesem zu schaffen?"

„Bis jetzt noch nichts. Von dieser Ansiedelung führt die Straße durch einen Eichenwald, ein Palmetto-Feld, einen

zweiten Sumpf, der aber nicht so breit und tief wie dieser, nur die Hälfte des Jahres unter Wasser steht; von da geht sie durch einen Kiefernwald und einen dritten Sumpf dem Redriver zu."

„So haben diese Hinterwäldler also eine Straße an den Redriver angelegt? Und sie hätten das gethan allein und ohne Beihilfe der Regierung?" fragten wir, zweifelhaft die Köpfe schüttelnd, „ohne von der Regierung unterstützt zu sein?"

„Zweifle, ob sie ein Wort davon weiß," versetzte Mr. Gale. — „Das Werk war ein ungeheures — sowohl was den Plan, als die Ausführung betrifft. — Ich wollte es Ihnen zeigen, um Ihnen eine Idee von den Leuten zu geben."

„Das ist wirklich eine für eine so kleine Niederlassung ungeheure Arbeit."

„Gewiß," versetzte Mr. Gale; aber die Arbeit ist nicht größer als das Resultat, das die Gemeinde dadurch gewann. — Der Amerikaner unternimmt keine Arbeit, ausgenommen es sei denn das Resultat auch ein lohnendes. — Hier ist es ein lohnendes. Die Niederlassung hat durch diese Straße eine Verbindung mit den Staaten oben, mit New-Orleans unten gewonnen, sie kann ihre Produkte stündlich, täglich, wöchentlich absetzen."

Ein Blick auf San Franzisko.*)

Am stillen Ozean und seiner blauen Unermeßlichkeit liegt die californische Hauptstadt San Franzisko, eine

*) Mittheilungen von Max Eyth an den Schwäb. Merkur. Jan. 1878.

der merkwürdigsten Kuriositäten der Welt, nicht durch das, was sie ist, obgleich sie auch in dieser Hinsicht höchst eigenthümlich erscheint, sondern durch die Art, wie sie geworden ist. Man kann sich in Europa keinen Begriff davon machen, was der Mensch in 30 Jahren zu leisten vermag, mit den materiellen und geistigen Hilfsmitteln, mit denen er in unserem Jahrhundert sozusagen auf die Welt kommt. Noch im Jahre 1848 gewahrte man hier eigentlich nichts als zwei öde Halbinseln zwischen einer gewaltigen, binnenseeartigen Bucht und den einsamen Wogen des stillen Ozeans. Die eine erstreckt sich von Norden, die andere von Süden her; und in der Mitte liegt die Meerenge, die beide verbindet. Die nördliche ist bis an ihre Spitze von stattlichen Bergen gebildet, welche mit wenigem Holz und natürlichen Waiden bedeckt sind. Die südliche, namentlich gegen ihre Spitze zu, besteht aus schroff und verwirrt aufgethürmten Sandhügeln, in deren Konfusion es schwer ist, eigentliche Bergketten zu verfolgen, während sie sich übrigens, noch tiefer im Süden, zu ansehnlichen Höhen und Ausläufern der eigentlichen Küstenberge des Kontinents emporheben. Am Fuß dieser Sandhügel, fast an der Spitze der Halbinsel nach der innern Bucht hin, zog sich ein schmaler Streifen flachen Sumpflandes und dort standen die Bretterbuden des alten San Franzisko, das sich aus einer spanischen Missionsstation entwickelte. Und dann kamen die Amerikaner und die Goldperiode. Der schmale flache Streifen ist jetzt verdoppelt und verdreifacht durch Auffüllungen und Pfahlbauten und trägt die Seehandels- und Geschäftsviertel einer Stadt von 300,000 Einwohnern.

Die steilen Sandhügel sind bis zu ihren Gipfeln, dann wieder hinab in die Senkungen des Terrains gegen die

Mitte der Halbinsel und wieder hinauf zu einer centralen Hügelkette mit stattlichen Straßen und Häusern aller Art bedeckt, von der kleinen, niedlichen Bretterbude an, die der Eigenthümer über Nacht auf Räder stellt und eine halbe Meile weiter schiebt, bis zu den ansehnlichsten reichsten Palastbauten, umgeben von halbtropischen Gärten, mit Balkonen, Terrassen und Veranda's, die nach allen Seiten hin die reizendsten Aussichten über Land und Meer gewähren. Selbst die scheinbar unübersteiglichsten Hindernisse haben hier die amerikanische Manie für die gerade Linie nicht beirrt. Die Hauptstraße, die Marketstreet, führt schnurgerade vom Meeresufer nach dem Innern der Halbinsel und verliert sich in buchstäblich unabsehbarer Ferne über die Hügel, Thäler und Höhen einer zukünftigen Weltstadt. Sie bildet eine Diagonale in dem rechtwinkligen Netzwerk der übrigen Straßen, das namentlich gegen Westen mit der starrsten Regelmäßigkeit ausgelegt ist. Aber eben in dieser Richtung besonders erhebt sich das Gewirre der Sandhügel, welche das Gerippe der Halbinsel bilden. Dieß gibt der Stadt ihren eigenthümlichen Charakter. Ein Blick von der Höhe, die langen, buntbelebten Straßen hinunter, die schließlich direkt im Wasser oder in einem Wald von Schiffen enden, dann der glänzende, weite Spiegel der Bucht, von kleinen, weißen, emsigen Dampfern nach allen Seiten hin durchfurcht, weiter hinaus die blauen Berge der Küstenkette, überall die kühnen Umrisse des Mount diavolo, des Teufelsberges, den man in Kalifornien fast nie aus dem Gesicht verliert, und dieses Bild eingerahmt von hohen, reich ornamentirten Häusern, von Kirchen und Kuppeln, deren Dächer tief unter uns liegen und die in wunderlicher Perspektive den dachsteilen Berg hinaufklettern: das ist un=

gefähr der Blick die Kaliforniastraße hinab, wie er sich mit manchfaltigen Modifikationen fast in jeder ihrer unzähligen Parallelstraßen wiederholt. Ein anderer Charakterzug der Stadt sind die Bauten selbst. Fast alles ist aus Holz, theilweise der Kosten halber, theilweise wegen der Erdbeben, die im Lande nicht selten sind. Aber es ist eine Holzkonstruktion, die hier zum ersten Male geschaffen wurde. Die Straßenfronten lassen es kaum ahnen, daß man es mit Holz zu thun habe. Die Style fast sämmtlicher Bauten sind Spielarten einer modernen Renaissance der allerreichsten Gattung, meistens allzu überladen, aber in den Details selten verfehlt, wie so oft in England, und zuweilen wirklich prachtvoll. Die Treppen, Geländer und Terrassen, welche die bergigen Straßen naturgemäß mit sich bringen, machen sich ganz besonders hübsch. Dabei ist die Ausführung so solid, das Material so gut und das Klima offenbar demselben so günstig, daß für das Auge die Täuschung vollständig wird. Auch soll das Innere dieser Holzhäuser weit angenehmer sein, als das von Stein- oder Backsteinbauten. Der Stadtplan deckt natürlich auf dem Papiere schon die ganze Halbinsel mit seinem Straßennetze. Die Wirklichkeit läßt dieß vorläufig noch gut sein und erinnert an die brillante Beschreibung eines Yankee-Berichterstatters der Pacific-Eisenbahn: „Newada-City ist eine große und glänzende Stadt, zur Zeit aber noch nicht gebaut." Thatsächlich erreicht auch San Franzisko bis jetzt kaum die Mitte der Landzunge und endet am Fuß der centralen Hügelkette, von welcher die Kirchhöfe Besitz genommen haben. Eine schönere Lage läßt sich kaum denken. Arbeit und Kunst hat den Sand mit dichtem Immergrün überdeckt. Cypressen, Pinien und Palmetten, zwar noch

jung, aber frisch und lebendig, wölben sich bereits über hunderten von theilweise sehr geschmackvollen Monumenten. Hier wenigstens hat die amerikanische Geradlinigkeit aufgehört. Die Aussicht von den Gipfeln des „Lorbeerkirchhofs“ oder des „einsamen Berges“ mit seinem monumentalen Kreuze umfaßt die ganze Welt von San Franzisko. Im Westen die weite blanke Fläche des Ozeans, nach Norden die schönen Berge der oberen Halbinsel und die dortigen Ausläufer der großartigen Meeresbucht, näher im Mittelgrund, zwischen den spärlich bewachsenen, wild verworfenen Hügeln, da und dort ein blauer Wasserspiegel, Theile der Meerenge des „goldenen Thores,“ nach Osten die weite Bucht in ihrer ganzen Länge umrahmt von den stolzen Bergen der Küstenkette und bei klaren Tagen in weiter Ferne die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada, endlich im Süden einsame, dunkelgrüne Höhen, die kaum ahnen lassen, daß zu unseren Füßen, tief unter der Ruhestätte der Todten, das fieberhafte Leben einer großen Stadt pulsirt.

Die Cedernhaine in Californien.*)

Californien ist in jeder Beziehung ein von Natur hoch begünstigtes Land, das zum Anbau und zur Ansiedlung der Menschen überall einladet und den Fleiß derselben reichlich lohnt. In den warmen Ebenen und tieferen Gebirgsthälern gedeihen edle Südfrüchte und Weinsorten, an

*) Nach Dr. Ratzel (vgl. Ausl. 1875.)

den Gebirgshängen stehen herrliche Laubwälder und die Fichte mit unerschöpflichem Reichthum von Arten und Abarten steigt bis zu den steinigen öden Schneegefilden des Hochgebirges hinauf. Die Gelb- und Zuckerföhre stehen in der mittleren Bergregion, etwa in 5000′ Meereshöhe, mit dem Libocedrus in Wäldern zusammen, deren stolze Pracht und Großartigkeit alle Nadelwälder der Alten Welt hinter sich läßt. Zwei Tannenarten, die Douglastanne (Abies Douglasi) und die Balsamfichte (Picea grandis) gesellen sich zu den genannten Föhren, stolze Gestalten, die allein schon hinreichten, diese Wälder so eindrucksvoll für das Gemüth dessen zu machen, der sie zum ersten Mal betritt. Doch schon, als sollte die Bewunderung und das Staunen kein Ende nehmen, treten in einzelnen Gruppen die Riesencedern oder Mammuthbäume auf (Sequoia gigantea), die alles, was unsere „Urwälder,“ etwa im Böhmerwalde, an mächtigen Tannen aufzuweisen haben, weit hinter sich lassen.

Den Wald dieser Tannen, Föhren und Cedern muß man freilich in einem Hochthal sehen, wo die Feuchtigkeit und der fruchtbare Schutt des Granitbodens ihm günstigere Lebensbedingungen bieten, als an den sonnigen Abhängen. In dem weltberühmten Yosemitthale (in der Sierra Nevada = Schneegebirge) ist er prächtig entwickelt und würde gewiß von Manchem weit über die vielgepriesenen Felspartieen und Wasserfälle gestellt werden, wenn man nicht tagelang, ehe man in's Thal gelangt, schon durch ähnliche großartige Wälder gereist wäre.

Ich sah die ersten Riesencedern, als ich von Coulterville nach dem Yosemit wanderte. Sie gehörten dem sogenannten Mercedhaine an, welcher eine kleine Strecke

nördlich vom Mercedflusse gelegen ist. Unter untadelig gewachsenen Föhren, Fichten und Tannen erhoben sich einzelne dieser Riesen, bis zu achtzig Fuß Höhe ganz astfrei, ausgezeichnet durch das Rothbraun ihrer Rinde. Drei Fuß über dem Boden hatte der eine vierzig Fuß im Umfange; nur wenig an Dicke abnehmend strebte die mächtige Säule himmelan, etwa 200 Fuß hoch. Zu oberst ein Gewirr starker, vielgewundener Aeste, die um die Wette sich zum Lichte drängen, daß sie der hellgrünen zart durchbrochenen Krone, die sie tragen, den Knospen und braunen Fruchtbüscheln den ersten Sonnenstrahl, den frühesten Widerschein von den Felsen abgewinnen. In die Breite geht das Astwerk nicht, sondern trägt alles Grün aufwärts. Die höchsten Aeste ragen kahl aus der Krone, der Blitz mag sie versengt haben, aber sie treiben tiefer unten fröhliche junge Zweige genug. Der Boden rings um den Stamm lag voller Früchte, dunkelbraune Zapfen von der Form und Größe eines Hühnereies und bei manchen lag ein Häufchen geflügelten Samens. Aber kein junges Bäumchen, kein Sämling war zu sehen. Der dünnste Stamm in diesem Haine mochte anderthalb Fuß Durchmesser haben.

Später sahen wir den bedeutenderen Mariposa-Hain mit viel höheren Bäumen, aber auch mit viel umgestürzten und verwitterten Stämmen. Die höchste Riesenfichte ist der Grizzly Giant (Riesenbär), der fast 90 Fuß Umfang über der Wurzel mißt und trotz seiner Verstümmelung noch eine Höhe von über 200 Fuß erreicht. Seine Krone ist an der Spitze abgebrochen, viele Aeste, Haupt- und Nebenäste sind dürr und der Wurzelstock ist ringsum angekohlt. Das letztere hat nicht der Blitz, sondern der Mensch gethan; die Höhlungen des Wurzelstocks können eine ganze Indianer-

familie beherbergen! Dennoch steht der Baum noch majestätisch da; der Stamm ist gesund, sein dickes Rindenkleid fast ohne Lücke! In der Höhe von 80 Fuß brechen die ersten Aeste heraus, wohl drei Mann dick. Sie biegen sich in seltsamen Windungen vom Stamme weg auf- und abwärts; die drei stärksten strecken sich wagrecht und heben sich dann wie Armleuchter empor; andere kommen ihnen von oben entgegen, wieder andere schieben sich quer dazwischen.

Dichte Waldbestände können diese Riesenbäume nicht bilden; sie stehen in Gruppen von drei und fünf vertheilt auf einem Flächenraum von etwa 100 Hektaren, noch etwa 600 an der Zahl. Ihre Höhe erreicht die erstaunliche Zahl von 300, von 350, bei einigen fast 400 Fuß.

Dr. Eisen aus Upsala berichtete vor einigen Jahren aus Fresno in Californien: „Während des Sommers 1875 machte ich wieder eine Sierrareise von Fresno aus, kam aber nicht sehr hoch. Ich besuchte einen neu entdeckten Hain von Riesencedern am Bear Creek. Dieser Hain ist sehr schön, noch schöner als der von Mariposa. Unter den Bäumen hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf die Sierra, den Kings-River und die Hochgipfel im Süden. Der größte Baum maß 42 Fuß im Durchmesser und war gestürzt. Der größte noch aufrecht stehende war wenig kleiner. Junge Bäume fehlten ganz.“ — Man sieht, das Riesengeschlecht ist im Aussterben begriffen und der Name „Mammuthfichte“ auch in dieser Beziehung gerechtfertigt.

Chicago, die Handelsmetropole im Westen.*)

Chicago ist die jüngste unter den Großstädten der Erde, aber nicht die letzte in Bezug auf Schönheit, Einwohnerzahl, Weltverkehr. Ihre günstige Lage am südwestlichen Ende der großen nordamerikanischen Binnenseen, an der Kanal- und Eisenbahnverbindung zwischen dieser Seengruppe und dem Mississippi, mitten in weiten Getreideländern, deren Erzeugnisse sie aufstapelt und denen sie dafür andere Lebensbedürfnisse zuführt, hat sie sich gar bald über ihre Nachbarstädte Michigan-City und Milwaukee, Detroit, Sandusky und Cleveland emporgehoben.

Chicago — der indianische Name Schi-kau-gó bedeutet Opossumhöhle — liegt auf einem den Indianern abgekauften Grunde von $1\frac{1}{2}$ deutschen Geviertmeilen, auf welchem sich 1804 der erste Ansiedler John Kinzie niederließ; den kleinen Ort nannte man Fort Dearborn. Da der Kommandant der kleinen Besatzung den Indianern wohl Nahrungsmittel und Kleidung, nicht aber Schießpulver und Branntwein verkaufen wollte, wurde er von den Wilden überfallen und sammt seinen Leuten ermordet. Im Jahr 1816, nach Beendigung des Krieges, wurde das Fort wieder aufgebaut; bald darauf standen 12 Häuser hier, mit nahe an 100 weißen und rothen Bewohnern. Schon 1814 hatte man den Michigan-Illinoiskanal projektirt, aber erst 1829 kamen Landvermesser unter James Thompson, beschlossen die Einmündung des Kanals bei Dearborn

*) Aus allen Welttheilen von Dr. O. Delitzsch, III., 2. (Nov. 1871.)

und die Erbauung einer Stadt an diesem Platze. 1830 zählte man 170 Bewohner, und im folgenden Winter richtete Mark Noble, ein Methodist, den ersten Gottesdienst ein. Die erste Steuerliste datirt von 1832, in diesem Jahre wurde die erste Sonntagsschule mit 13 Kindern eröffnet. 1833 wurde ein Postmeister eingesetzt, und am 26. November desselben Jahres begann John Calhoun das erste Zeitungsblatt, den „Demokrat," herauszugeben; im August wurde Chicago zur Stadt erhoben und mit eigenen Verwaltungsrechten ausgestattet. 1837 wurden die städtischen Behörden gewählt; W. B. Ogden war der erste Bürgermeister der Stadt, die am 1. Juli schon 4170 Einwohner (3989 Weiße, 77 Farbige und 104 Seeleute auf den im Hafen liegenden Schiffen) zählte; außerhalb des Forts standen etwa 100 Häuser und Blockhütten. Eine Garnison hatte Fort Dearborn im Jahre 1832 erhalten, als es 700 flüchtige Personen aus Nord-Illinois bei einem Einfalle der Rothhäute aufnahm. Doch wurde Black-Hawk („Schwarzadler"), der Indianerhäuptling bald darauf gefangen, sein Volk geschlagen und 1835 über den Missouri zurückgedrängt; 1837 konnte man das Fort als unnöthig aufgeben, und jetzt liegt an seiner Stelle der Dearborn-Park. Die Bevölkerung stieg rasch. Sie betrug:

im Jahre	Einwohner	im Jahre	Einwohner
1830	170	1854	60,662
1837	4470	1856	84,113
1840	4853	1860	109,420
1843	7580	1865	178,539
1845	12,088	1875	298,000
1850	29,963	darunter 80,000 Deutsche.	

Die Stadt ist in der That lawinenartig gewachsen,

gleichzeitig mit der Besiedelung und dem Anbau der umliegenden Staaten Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Iowa ꝛc. Die Einfuhr belief sich im Jahr 1870 auf 17,394,409 Bushel Weizen (der Winchester-Bushel hat 0,64112 preuß. Scheffel), 500,000 mehr als im Vorjahre; auf 10,472,000 B. Gerste, 1,093,500 B. Roggen, 3,335,653 B. Hafer. Der Mais wurde größtentheils im Inlande verkauft und verbraucht, ein Theil auch zur Destillation verwendet. In den Handel kamen 1,953,372 Schweine, 532,964 Rinder: letztere im Abnehmen begriffen, indem Kansas-City und andere westlich gelegene Punkte Schlachthäuser eingerichtet haben. Die Waldbewohner brachten Holzstämme (1868: 299 1/4 Millionen laufende Meter), Schindeln (521 Millionen Stück) und Latten (146 Mill. Stück), Wolle, Häute und einen Branntwein, der den Namen „Hochwein“ (highvine) führt, und von welchem etwa 7,000,000 Gallonen*) erzeugt, meist aber im Inlande verbraucht wurden.

Den Handel Chicago's, der 1868 einen Umsatz von 400,000,000 Thlr. bewirkte, vermitteln außer den zahlreichen Schiffen (1868 kamen 13,165 Fahrzeuge mit 2,983,500 Tonnen) 13 Eisenbahnen, auf denen täglich mehr als 120 Züge planmäßig abgehen, welche mit 40 anderen in direktem Verkehr stehen, der Illinoisfluß und der zum Mississippi führende Illinoiskanal.

In ungeheuren Speichern mit mächtigen Hebmaschinen (elevators) wird das Getreide aufgestapelt. Siebzehn solcher Speicher haben Raum für 11 1/2 Millionen Bushel **)

---

*) 1 Gallon hat 8 Pounds, 1 P. 3,785 Liter.

**) 25 Bushel = 20 Centner.

Getreide; der größte unter ihnen faßt 1,600,000 Bushel, drei andere jeder 1,500,000. Das Handelsamt von Chicago erhebt bestimmte Gebühren für Aufsicht, Verwiegung und Verladung. Das Getreidegeschäft ist großartig eingerichtet. Der Eigner erhält einen Lagerschein auf 20 Tage mit Angabe der Qualität seiner Waare. Die Lagerscheine und Proben werden ausgelegt, und jeden Nachmittag werden einzelne Portionen in der Wechselhalle des Handelsamts versteigert. Die Schlußpreise der Kornbörse in Marklane (in London) können, bei dem Unterschied der Tageszeiten, stets zu gleicher Stunde in Chicago bekannt gemacht werden. Die Handelsoperationen nehmen oft einen erstaunlichen Umfang an und gehen häufig auf das Gebiet der Spekulation über.

Der nächstwichtige Handelsartikel von Chicago ist Schweinefleisch, worin es Cincinnati bereits überflügelt hat. Schon 1870 wurden 688,141 Schweine in Chicago geschlachtet, doppelt so viel als in Cincinnati. Auch St. Louis, Milwaukee, Louisville, St. Joseph in Missouri, Keokuk in Iowa handeln mit diesem Artikel; jährlich werden 2 1/2 Mill. Schweine im Mississippigebiet geschlachtet. In Chicago sind 50 Firmen damit beschäftigt; sie besitzen ungeheure eingepferchte Viehhöfe. Die Pferche der „Great-Union,“ dem Central-Viehmarkt im Westen der Vereinigten Staaten, nehmen 345 Acres Land ein und können 120,000 Stück Vieh fassen. Es sollen darin 6 1/2 (deutsche!) Meilen Kloaken, 1 1/2 Meile Straßen und Alleen, 2/3 Meilen Wassertröge, 2 Meilen Futtertröge, 2300 Thore, 1500 offene und 800 bedeckte Pferche sein. Bei der Erbauung verwendete man 6,700,000 laufende Meter Holz, die Gesammtkosten betrugen 2,200,000 Thaler. Das Wasser

führt man durch einen 335 m tiefen artesischen Brunnen zu. Dieses großartige Etablissement liegt 1 1/2 Meile südlich von der Stadt.

Die Umgebung von Chicago ist einförmig und reizlos. Der trübe Chicagofluß, aus zwei Armen zusammenfließend, windet sich durch das flache Land; man hat ihn vertieft und dadurch einen ausgezeichneten Hafen gewonnen. Ein steinerner Kai, mit einem Leuchtthurm am Ende, erstreckt sich in den See hinein; die Landungsmauern säumen auf 6 Meilen (sämmtliche Ufer zusammengerechnet) den Fluß ein, alle Brücken sind Drehbrücken, welche schnell geöffnet und geschlossen werden können.

Der flache Boden macht größere Veranstaltungen zur Entwässerung des Bodens unmöglich. Die Einwohner haben sich indessen geholfen, indem sie den Grund des ganzen Geschäftsquartiers der Stadt durch Aufschüttung um 1 bis 2 1/2 m erhöhten; der westliche Theil der Stadt ist höher und liegt 5—6 m über dem Seespiegel. Wie die meisten amerikanischen Städte ist Chicago durch rechtwinklig sich kreuzende Straßen von Ost nach West und von Süd nach Nord durchschnitten, die Straßen sind 24 m breit, mit Holzblöcken nach Nicholson's System gepflastert. Die Trottoirs der Hauptstraßen sind von Stein (etwa 6 Meilen), die der übrigen (über 125 Meilen) von Brettern. Die ganze Stadt wird von Pferdeeisenbahnen durchschnitten: die Länge der Schienen beträgt 11 Meilen, die Zahl der Wagen 150; es sind dabei 580 Menschen und 900 Pferde beschäftigt. Häufig werden in Chicago Häuser auf Rollen von einem Platze zum andern transportirt.

Der südliche und westliche Theil der Stadt enthalten etwa 500 Straßen und die meisten öffentlichen, zum Theil

prächtig mit Marmor geschmückten Gebäude. Das Opernhaus hat 600000, die Universität 280000, die Dearborn-Sternwarte und das theologische Seminar 135000 Thlr. zu erbauen gekostet. Dazu kommen die Forstakademie, die Universität St. Mary of the Lake, das presbyterianische theologische Seminar, die Akademie der Wissenschaften, die Bibliothek der historischen Gesellschaft mit 85000 Bänden, zahlreiche Theater, das Steueramt, die Post, die Handelskammer, der Gerichtshof, das Zeughaus, mehrere prächtige Hotels und Bahnhöfe, Kirchen, Schulen, Druckereien, 60 Lese-, Konzert- oder Versammlungshallen. In der Stadt liegen der Dearborn-, Union-, Jefferson- und Lincolnpark, mehrere Straßen sind mit Baumreihen besetzt.

Die städtische Wasserkunst liefert in 25000 Häuser täglich etwa 20 Millionen Gallonen Wasser. Man grub einen Schacht von etwa 24 m Tiefe, führte dann einen 16 dm hohen, mit Steinen gewölbten Stollen fast eine Wegstunde hinaus unter den See, erbaute über dem Ende desselben einen Leuchtthurm, den „Crib," und leitete so das klare Seewasser in die Stadt, wo es durch mächtige Dampfmaschinen in die Reservoirs gehoben wird. Leider waren zwei Maschinen wenige Tage vor Ausbruch des Brandes schadhaft geworden, so daß das Wasser nur spärlich zugeführt wurde. Da das Gebäude der Wasserkunst bald in Brand gerieth, war freilich die Stadt, deren Häuser zum großen Theil von Holz gebaut sind, dem verheerenden Elemente preisgegeben, und auch die im Stadthause zusammenlaufenden Feuertelegraphen konnten nichts mehr nützen. Das Holzpflaster aber gab dem Feuer einen großartigen Zusammenhang.

Chicago's Bewohner sind meist geborne Amerikaner,

doch haben auch Irländer, Deutsche und Norweger ihre besonderen Quartiere in der Stadt. Etwa 200 Kirchen dienen den verschiedenen kirchlichen Genossenschaften: Methodisten, Presbyterianern, Anglikanern, Katholiken, Baptisten, Kongregationalisten ꝛc., die Juden haben fünf Synagogen. Die wohleingerichteten öffentlichen Schulen werden von 40000 Kindern besucht. Die Universität wurde 1855 gegründet, die Gebäude sind 1858 bis 1868 erbaut, die mit ihr in Verbindung stehende Sternwarte hat in einem achteckigen Thurm ein Clarke'sches Teleskop, welches für ein Kolleg in Louisiana bestellt war, aber des Bürgerkriegs wegen dort nicht verwendet werden konnte, ein so ausgezeichnetes Instrument, daß Chicago dadurch eine der vier oder fünf Sternwarten erhalten hat, welche für die neue Katalogisirung der Fixsterne auserſehen worden sind. Die Brennweite des Objektivglases ist 7 m, die Oeffnung des Objektivglases 50 cm, der Durchmesser des Deklinationskreises 76 cm, der des Stundenkreises 56 cm. Die Kreise werden mit je 2 Mikroskopen abgelesen, der Stundenkreis ist nach einzelnen Zeitsekunden, der Deklinationskreis nach je 10 Bogensekunden eingetheilt.

Das Feuer brach am Abend des 8. Oktober 1871 aus. Ein Bursche hatte eine Petroleumlampe zum Melken mit sich in den Stall genommen, die Kuh stieß die Lampe um, das Stroh fing Feuer, bald auch die Krippe und das Dach; bald ergriffen die Flammen die umliegenden Gebäude. Am 6. und 7. Oktober hatte ein größerer Brand in der Kanalstraße und Jacksonstraße 4 Häuserviertel zerstört; die Feuerleute, von der zweitägigen Arbeit ermüdet, leisteten bei dem neuen Brande im Anfange nicht genug — bald spottete das wachsende Element aller menschlichen Anstrengungen. Es

erreichte den Fluß, übersprang denselben, obgleich man die — freilich auch hölzernen — Brücken abgedreht hatte und ergriff bald den belebtesten Theil der Handelsstadt. Chicago war anfangs eine leicht gebaute Stadt; spätere steinerne Bauten hatten die hölzernen Häuser zum Theil verdrängt, hatten aber, da eine hohe Steuer auf Ziegel- und Schieferdächern liegt, meist Schindelbedachung. Montag früh wendete sich der Wind und trieb die Flammen in anderer Richtung vorwärts — es entstand dadurch ein furchtbarer Zusammenlauf herbeieilender oder fliehender Menschen, schreiender Kinder, beladener Wagen, und viele kamen im Gedränge um's Leben. Am Dienstag früh brachte ein anhaltender Regen Hilfe. Zwei Brandstifter, die das Feuer vergrößerten, und mehrere Diebe wurden ergriffen und auf der Stelle gehenkt; in die zahlreichen Verbrecherbanden kam dadurch ein heilsamer Schrecken. Bald kam Oberst Sheridan herbei und übernahm das Kommando. Es galt, Wasser zu schaffen, Brot zu liefern und eine Brottaxe festzusetzen, eine Suppenanstalt zu gründen, Obdach zu vermitteln. Armeezelte wurden eiligst herbeigeschafft, Schutzdächer errichtet — für manchen Hungernden, Frierenden, Kranken freilich zu spät. Militärproviant wurde gesendet, von nah und fern kam Hilfe herbei.

Bei der Größe des Schadens war rasche und reiche Hilfe nöthig. 90000 Menschen waren obdachlos geworden, auch 2 Millionen Bushel Getreide sind verbrannt. Der Schaden an Eigenthum wurde auf 275 Millionen Thaler geschätzt. In England wurden in einer Woche 400000 Thaler zusammen gebracht: viele große Häuser zeichneten je 1000 Pfund Sterling. Auch Deutschland ist nicht zurückgeblieben, — und mit Recht, denn Chicago war die erste

unter den amerikanischen Städten, welche im Kriegsjahr 1870—71 reiche Beisteuern nach Deutschland sendete. Die großbritannischen Versicherungsbanken leisteten vollständige Zahlung; bei der einen derselben, der „North British und Mercantile Company," belief sich diese Zahlung bis auf $2\frac{1}{2}$ Mill. Thaler: und diese Gesellschaft hatte vier Tage nach dem Brande ihren amerikanischen Agenten Ordre zu sofortiger Auszahlung ertheilt.

Die in Chicago mächtig gewordene Industrie ist vom Brande wenig geschädigt worden. Die Eisenwerkstätten, Dampfmaschinenbauanstalten, Fabriken von Ackergeräthen, die Leder=, Hut=, Zucker=, Tabaksfabriken, die riesigen Mehlmühlen, die Brauereien und Brennereien, die Schlacht= und Fleischversandthäuser liegen fast sämmtlich in den Vorstädten. Der Verlust hat hauptsächlich die Handelswelt getroffen, die Banken, deren feuerfeste Gewölbe sich indessen bewährt haben, die Handelsgebäude, die Komptoire, viele Arbeiterwohnungen. Dagegen liegen die Wohnungen der Wohlhabenden meist außerhalb des verbrannten Bezirks.

Rasch wird in Nordamerika ein elementarer Schaden wieder hergestellt. Chicago, an günstigster Stelle gelegen, begann bald wieder aus seinen Trümmern zu erstehen. Aber für den Augenblick war die Lage um so schwieriger, als der Winter vor der Thür stand; — und Chicago, obwohl unter gleicher Breite mit Barcelona und Rom gelegen, hat ein volles Kontinentalklima, d. h. bei sehr warmen Sommern regelmäßig strenge und andauernde Winter; die mittlere Sommertemperatur ist 24 °, die mittlere Wintertemperatur — 3 °, die Wärme steigt gewöhnlich bis 35 °, die Kälte bis 23 ° C.

New-York.*)

Es war um die Mittagszeit, als das Land, das wir wieder gänzlich aus dem Gesicht verloren hatten, von Neuem erschien. Wir hatten die Landspitze von Sandy Hook mit dem Leuchtthurm erreicht und waren nur noch achtzehn englische Meilen von dem Landungsplatze entfernt. Immer näher rückten die Ufer von beiden Seiten und neugierig drängten sich die Menschen auf dem Verdeck zusammen, mit Verwunderung, mit Hoffnung und Erwartung das neue Land betrachtend. Endlich fuhren wir durch die „Enge“ zwischen den beiden großen Inseln State-Island und Long-Island hinein in die große Bai von New-York.

Wir halten uns näher an das linke Ufer, das von State-Island; Fort Richmond mit seinen Feuerschlünden ist kaum einen Steinwurf entfernt; dann, während das rechte östliche Ufer rasch in größere Ferne entweicht, gewinnen wir um so mehr Muße, das linke westliche mit seinen Buchten, Hügeln und Landhäusern ohne Zahl zu bewundern. Noch eine kurze Strecke und wir sind in der Mündung des Hudsonflusses. Rechts dehnt sich die ungeheure Stadt New-York aus, ein Meer von Häusern; links, auf flachem Ufer, sind die kleineren Städte Hudson-City, Jersey-City und Hoboken, bei welch letzterem wir landen.

Schiffe ohne Zahl, von allen möglichen Gestalten und von jeder Größe, durcheilen, in allen Richtungen sich kreuzend, die Scene; die Sonne scheint mit ihrem schönsten

---

*) Bilder aus den Vereinigten Staaten. Von J. J. Richter. (Zürich, 1874.)

Glanze auf das bewegte Schauspiel und wir möchten wohl noch länger zuschauend dabei verweilen, wenn nicht der Anker rasselnd über Bord rollte, die Landungstreppe auf das Deck niederfiele und der allgemeine Tumult uns erinnerte, daß wir am Lande sind.

Der Strom, welcher Hoboken, wo die deutschen Dampfer anlegen, von New-York trennt, ist der Hudson, hier Nordfluß genannt. Er ist über 5000 Fuß oder eine englische Meile breit und tief genug für die größten Schiffe. Zur Verbindung beider Ufer dienen eine Anzahl großer Dampffähren, welche bequem einige hundert Passagiere und ein Duzend Wagen oder mehr in sich aufnehmen können. Die Fahrt dauert etwa sechs Minuten und kostet drei Cents. Es ist natürlich unsere erste Sorge nach der Ankunft, die große Wunderstadt der neuen Welt sobald als möglich zu sehen und somit begeben wir uns bei der ersten Gelegenheit auf das Fährboot.

Ein Strom von Menschen, fast alle im Geschwindschritt, eilt zugleich mit uns dahin. Kaum sind wir da, so stößt das Boot vom Lande und wir durchschneiden das prächtige Gewässer, das von zahllosen Booten belebt ist, vor uns die große Stadt, deren unabsehbare Häuserreihen nebst den vielen Kirchen aus dem Spiegel des Wassers emporsteigen. Das Boot hält und der Menschenstrom ergießt sich ans Land und zertheilt sich nach allen Richtungen. Man muß den günstigen Augenblick ersehen, die erste Straße zu kreuzen, da mehrere Reihen von Wagen aller Art, große und kleine Lastwagen, Straßeneisenbahnwagen und andere, fast ohne Unterbrechung, mit tollem Gerassel dahineilen. Drüben gehen wir die nächste Straße, welche in einem rechten Winkel vom Flusse in das Innere der Stadt führt, entlang; es

ist bereits viel ruhiger und wir können uns etwas umsehen.

Die Straße ist breit; die Mitte derselben wird fast nur von Wagen benützt, die Fußgänger halten sich auf den breiten Seitenwegen, die zum Theil arkadenartig überbaut und oft beengt sind durch die Menge der Handelsgüter aller Art, die da zur Schau ausgestellt und den Vorübergehenden möglichst dicht vor die Augen gerückt sind. Nach einem Weg von fünf Minuten entrollt sich plötzlich ein neues ungeahntes Bild vor unsern Augen. Eine andere breite Straße nimmt uns auf, die sich, soweit die Blicke reichen, in gerader Linie endlos von Nord nach Süd erstreckt. Zwei Reihen hoher Häuser begrenzen sie auf beiden Seiten. Die Seitenwege sind so breit, daß sechs bis zehn Menschen, ohne sich zu drängen, neben einander hergehen können und so viele mögen auch in ununterbrochen raschem Strome in entgegengesetzter Richtung an einander vorbei eilen. In der Mitte der Straße drängen sich aber mit unaufhörlichem Getümmel die Wagen. Das ist der Broadway oder „breite Weg." Er liegt in einem der rührigsten Geschäftsviertel der Stadt. Die Häuser sind groß und prächtig, meist fünf bis sechs Stockwerke hoch, doch ohne den Schmuck von Säulen und Balkonen, mit Ausnahme der im glänzendsten Baustyl aufgeführten Hotels, Wirthshauspaläste mit Hunderten von Sälen und Zimmern. Die Geschäftshäuser sind mit zahlreichen vergoldeten Aufschriften bedeckt; unten hinter den riesigen Glasscheiben von Spiegelglas prangen die mannigfaltigsten Waaren von Allem, was sich der Luxus erdenken und wünschen mag.

Eine zweite Straße dieser Art, obwohl in weniger großartigem Styl, ist die Bowery, oft der deutsche Broad-

way genannt. Die Häuser sind geringer, niedriger; der Kleinhandel, deutsche Gast- und Bierhäuser, die Theater, wovon das Stadttheater das bedeutendste, sind da besonders vertreten. Das Geschäft drängt sich hier noch mehr als sonst dem Vorübergehenden, oft in ergötzlicher Weise, auf. Nicht bloß sind rechts und links auf den Seitenwegen Waaren aller Art ausgestellt, was im Broadway fehlt, sondern auch von oben, von unten, von allen Seiten wird die Aufmerksamkeit erregt. Der Name der Firma oder der Hauptartikel des Geschäfts sind zu unsern Füßen in den Stein gehauen oder gekratzt oder darauf geschrieben; von oben hängen Waaren aller Art auf den Seitenweg herab und ziehen unsern Blick auf sich. Ein ungeheurer blanker Stiefel von Holz am Rande des Seitenwegs zeigt den Schuster, ein thurmähnlicher Hut auf dem Dache zeigt von Weitem den Hutmacher oder Huthändler, eine kolossale Goldfeder, die mit ihrer Spitze nach unten weist, zeigt die Schreibwaarenhandlung an.

Die meisten Thüren stehen offen. Da und dort schallt die Stimme des Auktionators auf die Straße hinaus und eine dicht gedrängte Menge erfüllt das Lokal, das durch ein heraushängendes rothes Fähnchen sich als Versteigerungsraum kund gibt.

Tritt man in einen Laden, so kommt alsbald uns Jemand entgegen; aber Niemand erwartet eine Begrüßung, am allerwenigsten das Abnehmen des Hutes — das würde sogleich den fremden Einwanderer verrathen und ein Lächeln erregen. Das Benehmen des Verkäufers ist dienstfertig, soviel es zum Geschäft gehört, aber niemals ängstlich oder gar unterwürfig, sondern es drückt sich darin stets das Bewußtsein der sozialen Gleichheit aus.

Die beiden genannten Straßen sind gleichsam die Pulsadern des New-Yorker Geschäftslebens; dessen Herz aber bilden die in dem südlichen, dem ältesten Theile der Stadt, wo die Insel sich nach der Bai hin zuspitzt, zusammengedrängten Straßen und Quartiere. Die Manhattan-Insel, auf der New-York liegt, ist in ihrer Ausdehnung von Süden nach Norden 13½ engl. Meilen oder 6 Stunden lang, durchschnittlich 1½ Meilen oder ⅔ Stunden breit und umfaßt ein Gebiet von 22 englischen Quadratmeilen oder 14000 Acker Landes. Der Name der Insel stammt von den Indianern und soll in deren Sprache „Ort der Trunkenheit" bedeuten, da sie hier durch die Holländer mit dem Branntwein bekannt gemacht wurden. Der holländische Gouverneur Peter Minnwit, von Geburt ein Deutscher aus Wesel, kaufte im Jahr 1626 die ganze Insel den Indianern um 24 Dollars des heutigen Geldes ab und errichtete an der Südspitze der Insel das Fort Amsterdam. Dieses Fort oder Castell wurde später in eine Musikhalle verwandelt, worin öffentliche Konzerte abgehalten wurden und noch Jenny Lind den Enthusiasmus der Amerikaner erregte. Der dabei befindliche Garten diente damals zum öffentlichen Spaziergang. Nun sind Platz und Gebäude zur Kontrole der Einwanderer bestimmt und der Name Castle-Garden ist weit und breit bekannt.

Die ganze Insel ist in 140000 und einige Bauplätze eingetheilt, wovon bald 70000, also die Hälfte, schon bebaut sind. Die Stadt dehnt sich immer weiter nach Norden aus, doch ist bis jetzt der nördliche Theil der Insel von den Vorstädten eingenommen, zwischen denen noch große Strecken felsigen, hügeligen und theilweise bewaldeten Landes liegen. Wenn sich einst die Stadt über die ganze

Insel ausgebreitet haben wird, was schon in hundert Jahren möglich ist, dann wird sie eine Bevölkerung von mehreren Millionen beherbergen und vielleicht größer sein als London.

Der ältere Theil der Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut; dagegen ist die ganze Stadt nördlich der vierzehnten Straße mit vollkommener Regelmäßigkeit in längliche Vierecke getheilt und alle Straßen sind nur mit Zahlen benannt. Nur der Broadway durchschneidet in einer schiefen Linie die Stadt und wechselt streckenweise die Richtung. Unterbrochen ist die Regelmäßigkeit ferner durch die öffentlichen, mit Bäumen bepflanzten Plätze (squares), und durch den großen Centralpark, der jetzt am nördlichen Ende der Stadt liegt, einst aber deren Mittelpunkt bilden wird. Dieser Park, der größte aller städtischen Parks in den Vereinigten Staaten, nimmt den Raum von 150 Häuservierecken ein und ist reich an schönen Wegen, Baumgruppen, Rasenplätzen, Teichen und Allem, was die Gartenkunst Schönes hervorzubringen vermag. Der Hauptweg darin bildet den Corso für die New-Yorker schöne Welt; der Garten ist aber groß genug, um auch dem bescheidenen Fußgänger, der ein stilles Ruheplätzchen sucht, die erwünschten einsamen Spaziergänge zu bieten.

In Castle-Garden werden die Einwanderer, d. h. die Zwischendeck-Passagiere gelandet, nachdem die Kajüten-Passagiere zuvor in Hoboken ausgestiegen sind — ein Unterschied, der zum letzten Mal an die Vorurtheile der alten Heimat erinnern kann. Es ist ein kreisrundes, weitläufiges, doch niedriges Gebäude, dessen Räume größtentheils zur Aufnahme des Gepäcks dienen. In den damit verbundenen Bureaus sind Beamte von deutscher Abkunft angestellt, deren Pflicht es ist, den Einwanderern über alles, was ihnen zu wissen noth thut, Auskunft zu geben, über dieselben Buch

zu führen und in manchen Fällen sie auch mit Arbeit zu versorgen. Die Thätigkeit muß daselbst an manchen Tagen eine außerordentliche sein, da es nicht selten vorkommt, daß an einem einzigen Tage mehrere Tausend landen. Es hat sich schon ereignet, daß an einem Tage nicht weniger als 10,000 Einwanderer in New-York ankamen. Die „Newyork-Times“ berechneten den Werth dieser Leute nach der von ihnen im Lauf Eines Jahres zu erwartenden Arbeit auf 12 Millionen Dollars.

Hitze und Eis in New-York.*)

Aus den eisigen Stürmen des Nordpols in die Tropengluth — das ist in New-York ein Uebergang, den man zwischen Einschlafen und Aufwachen macht. Fröstelnd selbst unter der Hülle der dicken Winterkleider eilt man noch eines Abends zur Behaglichkeit eines erwärmenden Zimmers: schmachtend in Hitze schleudert man am andern Morgen die schützenden Decken weg und sucht den leichtesten Sommeranzug hervor. Wie den Pflanzen und Bäumen, so geht es in diesem Klima den Menschen. Sie alle brechen nicht nach und nach die Hülle der Winterknospe; diese platzt und schält sich auf einmal ab. Blätter und Blüthen, und leichte weiße oder buntfarbige Toiletten erfreuen plötzlich das Auge. Die Wandlung einer nördlichen Winterstadt in einen glühenden Tropenort findet wohl in keinem Lande so unmittelbar, so vollständig statt, wie in diesem Theil der

*) Fr. Schütz (Westermanns Monathefte, August 1858).

Vereinigten Staaten. Hier in der volkreichen, Eleganz und Luxus so üppig entfaltenden Metropolis bietet diese rasche Verwandlung der Scenerie einen höchst interessanten Anblick. Der Broadway mit seinen entpuppten Menschenmassen wird bei dem zauberartigen Erscheinen des Sommers selbst den noch erfreuen, dem dieß alles nicht mehr neu ist. Der europäische Nordländer aber, der an einem solchen Einweihungstage der Sommerhitze das Schiff verläßt, welches ihn bis zur Küste des fremden Landes durch die kalten Nebel der Neufundlandbänke gebracht hat, fühlt sich in eine neue Welt versetzt. Das reine Blau des Himmels, die glühende Sonne, die Pracht des Abendroths, das Hin- und Herschwirren der Feuerfliegen in dem tiefen Dunkel der Nacht und der bunten Kolibri's während des Tages — Alles vereint sich, um dem, der die Tropenländer nicht kennt, ein Vorgefühl derselben zu geben. Auch Kleidung, Lebensweise und Gebräuche der Menschen haben einen südlichen Charakter. Es ist ein eigenthümlich überraschender Anblick, fast ohne Ausnahme die ganze Bevölkerung, Kinder, Frauen, Männer mit dem breiten Palmblattfächer einhergehen zu sehen; Kühlung zuwehend lebt, ruht oder arbeitet Jeder. Die Fußgänger auf den Straßen, die elegante Dame in ihrer Karosse, die Menge in den Eisenbahnwagen und den Omnibus, der Fuhrmann auf seinem Karren, der Polizeidiener auf seinem Posten, der Bankier hingestreckt in orientalischer Bequemlichkeit auf dem Ruhepolster seines Bureaus — sie alle wehen mit dem Palmfächer. In den Gerichtssälen, im Theater, in der Kirche wehet rastlos diese Fächermasse. Der Reichthum, die Verschiedenheit und Wohlfeilheit der Tropenfrüchte, welche in den großen Schaufenstern der Konditoreien ausgestellt sind und an allen

Straßenecken in mehr demokratischem Styl feilgeboten werden, tragen noch lebendiger Gedanken und Sinne nach den üppigen Regionen des Aequators, denen die Sonne stets gleich gewogen bleibt. An einem solchen Sommertage möchte wohl der Fremde ungläubig lächelnd die trübe Mähr von dem Polarwinter vernehmen, dem die jetzt so glühende Metropolis nie ganz entgeht. Einen thatsächlichen und für diesen Augenblick erfreulichen Beweis geben aber die Eismassen, welche zur Labung der schmachtenden Bevölkerung von dem Winterreichthum aufbewahrt werden. Eis ist im New-Yorker Sommer mehr als ein Luxusartikel, es gehört wirklich zu den Bedürfnissen des Lebens. Das Trinkwasser kommt aus dem 45 Meilen entlegenen Krotonflusse, und wäre ohne die kühlende Zuthat des Eises wenn nicht ungenießbar, so doch ohne Labe. Fleisch und Butter würden sich ohne Eis gar nicht erhalten lassen. Der Eishandel ist daher ein ebenso unumgängliches als gewinnreiches Geschäft. Jede Familie erhält des Morgens den nöthigen Eisvorrath für den Tag; Karren, gefüllt mit den kolossalen Kristallklumpen, rollen in den Frühstunden durch alle Straßen; den Morgengruß ruft in Begleitung der schrillen Stimme des Milchmannes der Schrei des Eishändlers. Der frühzeitige Spaziergänger sieht dann vor den Thüren der Reichen und Bemittelten Eisklumpen von mehr als zwei Kubikfuß. Die Aermeren begnügen sich, im Lauf des Tages für das augenblickliche Bedürfniß kleine Stücke bei den Kleinhändlern zu einem Penny per Pfund zu kaufen. Im Großen ist der Preis drei Schillinge für 100 Pfund. Man kann sich einen Begriff vom Verbrauch des Eises in Privathäusern machen, wenn man erfährt, daß in einer sehr einfach lebenden Familie von fünf Personen im Durchschnitt täglich

15 Pfund verbraucht werden; von selbst versteht es sich dabei, daß davon ein bedeutender Theil hinwegschmilzt. Ein Gasthof braucht täglich etwa 2000 Pfund und eine der fashionabeln Konditoreien zwischen 8—10,000 Pfund. Gefrorenes aller Art und kühlende Sorbets der mannigfaltigsten Zusammensetzung gehören zu den Produkten, in denen das amerikanische Genie unbestreitbar etwas Vortreffliches leistet. Dabei ist für Alle gesorgt. Der aristokratische Gaumen des Reichen wie die unverfeinerten Bedürfnisse des Arbeiters finden gleichmäßig Befriedigung. Wandernde Sorbethändler, Trinkstände an den Straßenecken, auf den freien Plätzen, die Bar-rooms der zahlreichen Kneipen bieten dem Erschöpften Labung zu billigen Preisen. Der Fuhrmann steigt von seinem Karren, der heisere und erhitzte Zeitungsjunge unterbricht sein laufendes Geschäft, um ein demokratisches Glas Eis zu genießen. Die Trinkstuben der Wirthshäuser und kühlen Hallen der Hotels werden nie leer. Hier findet Jeder volle Gastfreiheit. Ohne in dem Gasthof zu wohnen, ohne irgend etwas zu genießen, kann man sich hier mit amerikanischer Nonchalance auf ein Sopha ausstrecken, auf einem Schaukelstuhl wiegen, oder, ist man schon so weit naturalisirt, in den Lehnstuhl zurücklegen und die Füße zum Fenster hinausstrecken. Ein kleinlich-gieriger Wirth sendet da nicht den Kellner mit der Frage: „Was verlangen der Herr?“ Die geräumigen Hallen der Gasthöfe haben daher auch außer der wechselnden Bevölkerung der Fremden eine regelmäßige, wirklich ansäßige. Die Müßiggänger aller Art, von dem Sohne eines Handelsfürsten herab bis zu den Preisfechtern und Jenen, welche von ihrem „Witze“ leben — Spieler, Gauner, Taschendiebe und sonstige Spekulanten haben sich hier häuslich

niedergelassen. Vor den offenen Fenstern liegend, der Kühle des Ortes, der Cigarre und eines Sorbets sich erfreuend, schweifen ihre Blicke von einer Schönen zur andern, wie dieselben in buntem Schwarm den Broadway auf- und niederziehen. „Fensterparade" machen hier die Damen. Frei durch die Sitte des Landes, wenig oder gar nicht beschäftigt mit dem Haushalt, widmen im Allgemeinen Frauen und Mädchen einen großen Theil des Tages dem Durchstöbern der Putzläden und dem Hin- und Herschlendern auf den Trottoirs des Broadway. Nur in den Morgen- und Abendstunden, wenn die männliche Bevölkerung zu oder von dem Geschäfte eilt, bekommt letztere in den Menschenwogen das Uebergewicht.

In der Kühle der Abendstunden, und besonders nach dem Schlusse der Theater, strömt nach Erquickung lechzend eine unzählbare Menge in die großen prachtvollen Säle der Konditoreien; die 100 Fuß tiefen, 50 bis 75 Fuß breiten Räume werden bis Mitternacht nicht leer. Den Schaaren, die sich entfernen, folgen ununterbrochen Neuankommende. Weder Paris noch London haben schönere Säle aufzuweisen, als die Ice-cream saloons von New-York. Von den vergoldeten, prunkend bemalten Decken herab, von den hohen Spiegeln zurück strömt der Widerschein des glänzenden Gaslichtes. Blumen und Früchte der heißen Zone erfreuen das Auge und würzen die Luft mit balsamischem Duft. In der magischen Beleuchtung dieser Prunksäle glänzen die feinen Züge der amerikanischen Frauengesichter mit jener fieberhaften Aufregung, welche eine glühende Sonne bewirkt. Die Pracht und Mannigfaltigkeit der Damentoiletten vollenden den Zauber der ganzen Scene, und selbst der vielgewanderte Reisende wird beim Eintritt in einen Ice-cream saloon von

Ueberraschung über diese glanzvolle Erscheinung amerikanischen Lebens ergriffen werden.

Die Mammuthhöhle in Kentucky.*)

Es war ein heißer Tag. Aber aus der Höhlenpforte fluthete uns ein wunderbar frischer und kühlender Luftstrom entgegen. Sonst hatte indeß diese Pforte eben nicht viel Außerordentliches. Sie war nicht so malerisch und großartig, wie viele der Eingänge zu unsern illyrischen Höhlen, die oft so reich geschmückt sind, wie die Thore zu unsern gothischen Domen. In einem breiten, allmählig sich abtiefenden Rasenloche des Waldbodens wandert man hier ganz bequem zu den unterirdischen Wundern hinab. Man kann überhaupt bemerken, daß unsere Cormialischen und Adelsberger Höhlen auch noch ferner unten den Charakter von gothischen Domgewölben festhalten. Sie sind zwar viel kürzer und enger, als diese amerikanischen Sousterrains, aber sie sind mit bunten Stalaktiten, Gebilden und andern natürlichen Skulpturen durchweg reicher geziert. Die Mammuthhöhle schlägt sie aber alle aus dem Felde durch ihre kolossalen Verhältnisse.

Es ist, als wenn der ganze einfachere, aber kolossalere Charakter der amerikanischen Natur auch hier unter dem Boden sich abspiegelte. Lange, hohe, bequeme, einförmige, viereckige, kastenartige Gallerien laufen hier meilenweit unter

---

*) Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten von J. G. Kohl (St. Louis und Neustadt a. H. 1858).

der Oberfläche weg, mit senkrechten Seitenwänden, mit plattem Boden und flacher Bedachung. Man erkennt auch hier unten die regelmäßige Schichtung der einförmig gebauten Erdrinde Amerikas. Es ist in dieser Höhle ebenso wie beim Niagara, wo auch das Kataraktenbild für den Maler so verzweifelt schwierig ist, da es in so gewaltigen Umrissen und Linien auseinander geht. Es ist aber hier in Amerika nichts Miniatur genug, alles ist so Mammuth: der Mammuth-Niagara, der Mammuth-Mississippi und so auch die Höhle.

Diese Höhle mit allen ihren Haupt- und Nebenästen stellt so zu sagen ein ganzes in den Boden gesenktes Flußsystem dar, dessen Haupt- und Nebenflußbetten unterirdisch ausgebildet wurden. Wenn man die Entfernungen in allen Gallerien zusammenzählt, so kommen vielleicht mehr als sechzig (engl.) Meilen Wegs heraus, und wer alle Partieen bereisen will, kann dazu reichlich eine Woche verwenden.

Die Reise ist fast überall ziemlich bequem, und während der ersten paar (engl.) Meilen geht es gemach etwas bergab, bis man zu der tiefsten Stelle des Ganzen gelangt, wo die Räume mit Wasser gefüllt sind. Von da bis zu dem bezeichneten Hintergrunde geht es dann wieder 5 oder 6 Meilen weit etwas bergauf, in trockenen und wasserlosen Abtheilungen. Auf dem Wasser in der Tiefe ist ein kleines Fahrboot bereitet, in dem man etwa $^3/_4$ Meilen weit auf dem sogenannten „Echo-Flusse“ dahin fährt. Dieser Echo-River ist der eigentliche Mammuthhöhlenfluß, gleichsam der Lebensgeist, Schöpfer und Werkmeister dieses Wunderwerks.

Vermuthlich schon vor Tausenden von Jahren begann das Wasser hier seine Arbeit; es fand zuerst an verschiedenen Stellen Einlaß in den Boden und sickerte hier und

da durch, bis es in dem Thale des benachbarten Green-River, eines Nebenflusses des Ohio, wieder herauskam. Auf seinem Wege dahin streifte es verschiedene, leicht zerstörbare Striche der Erdrinde und wusch sie allmählig aus. Zuweilen folgte es vielleicht auch schon kleinen, zuvor bestandenen Rissen des Kalksteins, die es erweiterte. Diese Erweiterung und Auswaschung ging im Laufe der Zeiten so lange fort, bis festere Adern oder Schichten den Wasserangriffen widerstanden und der Seiten-Erweiterung ein Ziel setzten. Hier und da entdeckte das bewegliche, überall spürende und spühlende Element doch wieder etwas schwächere Partieen seines Gefängnisses und schlüpfte durch sie stets sägend und wühlend auf der Seite durch. Es fiel dann wieder in andere Risse oder andere mehr lockere Striche, die sich weiter unten darboten, ab; und die ehemaligen Wassergänge blieben auf diese Weise leer und trocken, gleichsam wie die hohlen vertrockneten Hüllen einer Schlange, die sich häutete.

Die Gänge, in denen das Wasser gerade jetzt in unserer Zeitepoche sickert und fließt, sind meistentheils unbekannt und unzugänglich, was man leicht begreifen wird, da die Ritzen und Fugen, an deren Erweiterung es gerade arbeitet, immer noch eng und schmal sein müssen. Fast überall kann man nur in den Ruinen jener verlassenen Betten, in jenen abgelegten Flußhüllen weiter kommen. Nur an der Stelle ist eine Ausnahme, wo man den sogenannten Echofluß findet, und wo sich zufällig die Gewölbe breit genug geweitet haben. Man befindet sich hier nur wenige Fuß höher als das Niveau des benachbarten Green-River, in den die Mammuthhöhle sich entleert. Da diese Entleerung auch wieder durch zerstückte, enge und den

Menschen unpassierbare Kanäle geschieht, so gewahrt man, daß man nicht durch die eigentliche Hauptader des ganzen Flußsystems hinabgelangt ist, wenigstens nicht durch die jetzige Hauptader. Es ist zwar möglich, daß die Oeffnung, durch die wir herabkamen, früher, als der Fluß sich noch nicht so weit eingebohrt hatte, die Mündung des Ganzen darstellte. Es ist aber auch möglich und viel wahrscheinlicher, daß es nur einer der zahllosen Nebenzweige ist, durch welche das Wasser von der Oberfläche her zu den Haupthöhlen unten sich einen Weg bahnte. Daß das Wasser des Echoflusses unten jetzt ungefähr das Niveau des Green-River haben muß, wird man demnach auch begreifen. Je tiefer der Green-River sein Thal ausgrub und je tiefer auch der Ohio und der Mississippi ihre Wasserbetten einsägten, desto tiefer mußte auch das Wasser in der Mammuthhöhle von einer der Klüfte seines Labyrinthes zur andern hinabfallen. Denken wir uns die Möglichkeit, daß die genannten großen Flüsse noch weiter, z. B. hundert Fuß absänken, so würde ihnen auch sogleich der Echofluß wie ein Maulwurf hundert Fuß tiefer nachzugraben trachten und in einem so viel tiefer gelegenen Keller verschwinden.

Stevens, unser Neger, zeigte sich uns nicht nur als ein sehr wohl unterrichteter Höhlenführer — er hatte sogar noch am Morgen vor unserer Einfahrt ein Kapitel der Geologie durchstudirt, um für uns besser au fait zu sein, nicht nur als ein sehr mittheilsamer und angenehmer Reisegefährte, sondern auch als ein ganz vortrefflicher Sänger. Mitten auf dem Flusse erhob er mit sehr wohllautender Stimme einen kleinen Gesang, dessen Echo die Felsengewölbe in zauberisch verwandelten Klängen wiedergaben. Es murmelte wie in verhallenden Orgeltönen längs

den dunklen Wänden hin, und wir konnten nicht satt werden, diesem musikalischen Naturspiele zu lauschen, dem jener Mammuthhöhlen-Acheron seinen Namen verdankt.

Am merkwürdigsten und berühmtesten ist indeß der Echo-River durch das Thierleben, das in seinem licht- und farblosen Wallen der Mutter Natur hier am felsigen Busen liegt.

Es gibt jetzt wenigstens neun verschiedene Gattungen von lebendigen Höhlenbewohnern, doch sind sie nicht alle zu den Eingeborenen zu rechnen. Ganz bestimmt gehören wohl nicht die dortigen Ratten zu den Natives, sondern zu den Einwanderern, ebenso die Fledermäuse, die man blos am Eingange des Echoflusses findet und die bunten Tagesvögel, die wohl zuweilen einmal auf der Verfolgung von Insekten in das Thor der Höhle schlüpfen, aber schnell wieder auf elastischen Flügeln zum Lichte sich emporschwingen. Vielleicht gehören zu den Eingeborenen auch nicht die kleinen Mücken, die zuweilen die Laterne des Besuchers umschwirren. Jedenfalls aber gehört dahin eine Spinne, die man selbst an den Wänden der entferntesten Gemächer kriechen sieht. Es war ein ziemlich großes Thierchen mit langen Beinen. Sie war weiß oder farblos, und dabei von äußerst zartem Körperbau; ich möchte fast sagen eine an Schwindsucht leidende Spinne. Ob sie Netze oder Gewebe spinnt, konnten wir nicht entdecken, aber ihre feinen Extremitäten waren fast selber wie ein Spinnengewebe. Als wir einige Exemplare in Spiritus zu setzen versuchten, schrumpften sie plötzlich zu fast unmerklichen Klümpchen zusammen.

Die größten der Urgeschöpfe dieses Labyrinths sind aber eine kleine Fisch- und eine Krebs-Gattung. Auch diese beiden Thierchen sind farblos und weiß wie Kellerpflanzen

und haben auch wie der Proteus unserer illyrischen Höhlen das Sehorgan nicht entwickelt — zum Beweise, daß die Natur nur Organe schafft, wo sie nöthig und anwendbar sind, und auch ferner zum Beweise, wie sehr Sonne und Licht nöthig sind, um diese Organe zu entwickeln. Wohin sie nicht dringen, da gestaltet sich kein Auge, oder wenn es da war, so stirbt es ab. Die Vorgänger dieser Fische und Krebse lebten vielleicht früher auf der sonnigen Oberfläche der Erde; als sie sich aber in der Höhle verkrochen, da verdorrten oder verkrüppelten ihre Augen. Dagegen entwickelten sich desto mehr die Organe des Tastsinns. Die Fühlhörner an den blinden Krebsen fanden wir ebenso übermäßig lang, wie die Beine an der augenlosen Spinne. Wie es mit dem Gehörsorgan der Thiere in diesen das Ohr so wenig reizenden und belebenden Revieren steht, mag wohl sehr schwer zu erforschen sein. Die Fische, die unser Stevens für uns fing, schienen indeß Energie, Fliehkraft und Beweglichkeit genug zu besitzen: sie entschlüpften dem Netz mit Pfeilgeschwindigkeit. Daß ihnen etwas Feindliches nahe, nahmen sie wohl nur durch die Haut wahr. Aber es blieb uns noch ein Geheimniß, wie diese Thiere überhaupt noch die Idee von Feindlichkeit gewinnen konnten, hier, wo es keine Raubfische, keine Fischgeier, keine Alligators gibt. Oder haben vielleicht die beiden einzigen Gattungen, die im Echoflusse leben, die Fische und Krebse, eine Feindschaft mit einander angezettelt, und sich gegenseitig den Furchtinstinkt eingeflößt.*)

---

*) Der Furchtinstinkt läßt sich, wie Instinkt überhaupt, nicht „einflößen," sondern ist angeboren. Allen Thieren ist wohl der Instinkt der Selbsterhaltung eigen, der sie fliehen macht, wenn etwas bis dahin Ungesehenes, Ungehörtes, Ungefühltes sich ihnen

Wir wurden doch am Ende ein Paar dieser Wasserbewohner habhaft. So lange wir sie in der Höhle hatten und auch noch die folgende Nacht blieben sie lebendig; am anderen Tage aber, als die Sonne aufging, mordeten sie die ersten Strahlen.

Die Nahrung dieser Thiere läßt sich leichter erklären. Das von oben zusickernde Wasser mag immer einige vegetabilische Stoffe mit sich führen; auch mögen von jeher Thiere von der Oberwelt in der Höhle verwest sein und das Wasser unten nahrhaft gemacht haben, so jene Ratten und Fledermäuse und jene am Eingange ein- und ausschwirrenden Insekten und Vögel. Selbst verweste Menschenkörper hat man entdeckt — Ueberreste der alten indianischen Bewohner der Umgegend, welche die Höhle zu Zeiten zu Begräbnissen benutzten.

Auch die Steinblumen des Labyrinthes sind farblos, zuweilen phantastischen Eisblumen ähnlich, die der Winter an unsere Fenster malt, zuweilen ordentliche Steinblätter vorstellend mit langen gewundenen Ranken und tiefen Kelchen, die sich im haut relief von den Felsenwänden abheben und an einzelnen Stellen in äußerst reichen Bouquets und Gewinden daran herumhängen, ja wohl ganze Nischen bedecken und füllen.

Wir drangen am ersten Tage 9 englische Meilen weit über Steinblöcke an gähnenden Abgründen vorüber, und

---

naht. Wenn Thiere des Urwaldes den Menschen herankommen lassen, so lange sie noch nicht seine furchtbare Macht erfahren haben, so ist dieß natürlich, weil sie manche sich bewegende Wesen um sich haben, die ihnen nicht schaden. Uebrigens würden sie auch fliehen, wollte man ihnen so nahe kommen, wie dem Fische das Netz.

durch sehr enge Zickzackgänge bis zu den sogenannten Rocky mountains vor, mit denen der erforschte und gangbare Theil der Höhle endigt. Man sieht nach allen Seiten große Felswände bergan steigen und blickt auf fernere Schlünde, die mit tausend wilden Zacken wie ein Haifischrachen besetzt sind. Wir fanden an den Abhängen jener „Felsengebirge" ein käferartiges Thier, das nicht wie die übrigen Höhlenthiere weiß, sondern kastanienbraun gefärbt war. Diese kleinen Käfer krochen auf allen Felsenknäufen herum und saßen auch gruppenweise beisammen.

Dann machten wir noch eine kürzere Exkursion von 4 bis 5 Meilen, um die „Dome" und die „Sternenkammer" zu sehen. Die sogen. Dome sind senkrecht hinabsteigende Brunnen, mit jenen Eislöchern zu vergleichen, die zuweilen in den Gletschern sich ausbilden. Sie scheinen wie gesonderte Gefäße für sich dazustehen, und hängen blos hie und da durch kleinere in den Wänden ausgebohrte Löcher mit dem Ganzen zusammen. Wenn man einen solchen Dom herauswühlen und auf die Erdoberfläche stellen könnte, würde er aussehen, wie ein babylonischer Tonnenthurm mit Spundlöchern und Fenstern. Wir kletterten zu einem dieser Fenster hinauf und blickten in die schwarze Finsterniß hinein. Unser Stevens zündete Papierfackeln und Strohbündel an, und leuchtete damit in ein höheres, seitwärts gelegenes Fenster, so daß wir nun die Säulen, Zacken und Pfeile nebst haarsträubenden Schründen erschauten.

Durch meilenlange, ganz regelmäßig wie ein Stollen sich hinziehende Korridore, die mitunter gleich zwei Stockwerken übereinanderlaufen, naheten wir uns der „Sternenkammer." Der kluge Stevens hatte schon längst die La-

ternen ganz unvermerkt hinter einen Steinblock gestellt, so daß ihr Licht in die Höhe auf die Krystalle fiel, die das „Hängende" dieses Theils der Höhle überziehen. Man blickt auf, und siehe, der schöne dunkelblaue Himmel mit all' seinen Gestirnen scheint über uns zu flimmern, ein langes Thal liegt vor dem überraschten Blick, zu beiden Seiten ragen Berggipfel in die Wolken. Eine der lieblichsten Täuschungen der Natur! Das „Hängende" ist nämlich von dunkelblauer und schwarzer Farbe, die Seitenwände dagegen sind weißlich oder hellgrau. Beide Farben setzen sich oben, wo Hängendes und Wände aneinanderstoßen, sehr scharf ab, das Dunkle erscheint wie ein leerer Raum und die hellgrauen Wände wie hohe Gebirgsränder. Die Sterne sind die auf dem dunkeln Gestein verstreuten kleinen Krystalle, die von den Strahlen des fernen Lampenschimmers getroffen aus der Höhle herabblitzen.

Amerikanische Eisenbahnen.*)

New-York, Philadelphia, Pittsburg, Columbus, Cincinnati, Louisville, Rom, Memphis, Granada, Canton, New-Orleans, acht verschiedene Eisenbahnen und eine Dampferlinie, alles zusammen 1458 engl. Meilen, eine Linie durch die Staaten New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Kentucky, Tennessee, Mississippi, Louisiana, durch 10 Breitegrade und 15 Längegrade — ja, „it's a great

*) Reisebrief von Max Eyth. (1878)

country!“ ('s ist ein großes Land!), denn dieß ist das dritte Wort jeden Amerikaners, und seit heute spür' ichs in allen Knochen, daß er recht hat. Es ist mir zu Muth, wie nach einer kolossalen Geographiestunde — nur ganz anders. Während Bücher und Katheder bloß eine Reihe von unzusammenhängenden Namen zu geben vermögen, gaben mir die letzten Tage ein gewaltiges Bild mit Bäumen, Menschen und Thieren, mit Eisenbahnen und Dampfschiffen, Sümpfen, Bergen, Wäldern, gaben mir einen bunt kolorirten Streifen mitten durch den großen Kontinent, der leb- und farblos vor mir lag, als ich in Boston an's Land stieg. Ich bin außer Stande, dieß alles in den warmen Farben des Lebens wiederzugeben, und beschränke mich auf einige Worte über die amerikanischen Eisenbahnen. Es ist eine merkwürdige Geschichte. Ich habe das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten vor mir. Ein Spinnengewebe von St. Francisko im stillen Ocean bis New-York am atlantischen, von Quebek und Montreal in Kanada bis New-Orleans am mexikanischen Meerbusen! Zwar ist noch eine gewaltige Lücke in dem Gewebe zwischen den Bahnen von Kalifornien und denen des Ostens auszufüllen, aber der erste dünne Riesenfaden spinnt sich in diesem Augenblick mit der unglaublichen Geschwindigkeit von 2 Meilen per Tag durch die wogenden Prairien hinter dem Missouri nach den öden Strichen um den Salzsee und den Schnee- und Felsenbergen Nevadas hin. Die Gesammtlänge sämmtlicher Bahnen ist größer als die von Deutschland, Frankreich und Großbritannien zusammen, indem über 30,000 engl. Meilen in geregeltem Betrieb sind. 593 verschiedene getrennte Gesellschaften sind die Erbauer und Besitzer des Netzes. Appletons Railwayguide, ein musterhaftes, monat-

lich erscheinendes Buch, enthält dem entsprechend 593 verschiedene Fahrtenpläne, die sich in Betreff der Zeit noch in bunterem Gewirr durchkreuzen und verschlingen, als die Bahnen selbst im Raume. Fünf, sechs, zehn Wege stehen dem Reisenden zu Gebot, der von einem Ende des Landes zum andern will. Aber aufpassen darf man, daß man nicht in den falschen Wagen kommt, um so mehr, als die merkwürdige Armut an Stadt- und Ortsnamen die Amerikaner nöthigt, ein ganzes Dutzend ihrer künftigen Metropolen Rom, Paris, London, Calcutta und dergleichen zu nennen, der unzähligen Washingtons gar nicht zu erwähnen. Die Bahnen selbst sind theilweise, namentlich gegen den Süden hin, unglaublich schlecht. Hölzerne Schwellen, roh, wie sie der Holzspälter im nächsten Walde liefert, liegen in ziemlich beliebigen Abständen die Bahn entlang; wo das Terrain sehr sumpfig ist, etwas enger. Es ist durchaus keine Uebertreibung, daß das Sumpfwasser zwischen denselben emporspritzt, wenn der Zug über sie hinbraust. Wie es unter diesen Umständen mit der geraden Linie beschaffen ist, läßt sich denken. Zum Glück ist es ein Kongreßgesetz, daß kein Zug mehr als 20 engl. Meilen per Stunde zurücklegen darf. Die Geschwindigkeit ist somit keineswegs eine außerordentliche, und wird in England, wo die Schnellzüge 36—45 Meilen machen, weit übertroffen. Dieß und die Größe der zurückzulegenden Entfernungen verleiht dem Leben auf einer amerikanischen Eisenbahn seinen eigenthümlichen Charakter. Man saust und jagt, aber man saust und jagt nicht an einander vorbei und aus einander, wie auf den kleinen Strecken in der Heimat. Man ist tagelang beisammen, man ißt, trinkt und hungert vereint, man geht zu Bette und steht auf, hat Abenteuer, kurz, es

wäre wieder etwas von der alten Postchaisen-Romantik gerettet, wenn das Klima der Romantik nicht so gar zuwider wäre.

Es war Nachts 10 Uhr, als ich New-York verließ. Ich hatte mein Billet bis New-Orleans in der Tasche, das mich ohne jede weitere Bemühung sicher durch die acht verschiedenen Eisenbahngebiete pilotirt und mir in jedem Neste jeden beliebigen, jahrelangen Aufenthalt gestattet. Schon mein Gepäck wird im Gasthof von einem Eisenbahnbediensteten abgeholt, und ich erhalte zwei Blechmarken, die meine Koffer repräsentiren. Will ich den Tag darauf in Cincinnati aussteigen, so gebe ich diese Marken dem Bagagekondukteur und finde meine Koffer in dem Hotel oder Haus, das ich ihm bezeichne, fast noch früher, als ich selbst dort bin. Ebenso gut aber kann ich sie nach New-Orleans vorausgehen lassen, und das Erste, was mir eine Woche später in New-Orleans in die Augen springen wird, sind wieder meine Koffer. Man hat bei uns keinen Begriff davon, wie präzis und regelmäßig und ohne unsere habituelle Angst und Noth um das liebe Eigenthum dies Alles vor sich geht. Ein kindliches Vertrauen in die Ehrlichkeit der ganzen Welt scheint Jedermann zu beseelen. Gewiß ein merkwürdiger Zug in Amerika! Wie gesagt, es ist 10 Uhr. Ich bezahle 1 Dollar für ein Bett und begebe mich alsbald mit einem speziellen Billet in den sleeping car (Schlafwagen). Die Betten sind bereits gemacht. Das untere Drittel des Wagens ist mit einem großen Vorhang abgeschlossen; dort befindet sich die Damenwelt. In dem oberen Ende findet unter scheinbar großer Verwirrung von Beinen und Armen, Stiefeln und Röcken ein allgemeines Zubettgehen statt. Die Wagen sind nach dem bekannten

amerikanischen System gebaut. An beiden Eingängen befindet sich rechts ein Waschzimmer, links ein Abtritt. In der Mitte oder an beiden Enden ist ein Ofen, der gewöhnlich rothglühend erhalten wird, was eine Eigenthümlichkeit amerikanischer Oefen ist. Bei Tag sieht man dem sleeping car seine wunderbaren Eigenschaften kaum an. Aber mit Einbruch der Dämmerung entfaltet er sich. Zwischen den Bänken entsteigen Wände. Aus ungeahnten Nischen kommen Kissen, Decken und Matratzen hervor, und im Verlauf einer halben Stunde sind auf beiden Seiten, entlang dem mittleren Gang, Kabinette gebildet, jedes sieben Schuh lang und mit zwei, auf manchen Bahnen sogar drei schubladenförmig übereinander liegenden Betten versehen. Daß diese Betten ein Ideal von Komfort seien, läßt sich nicht behaupten. Man hat eine gewisse Neigung, mitten im interessantesten Traum seine Nase gegen den Rücken seines Obermanns zu schlagen oder man findet mit Erstaunen ein falsches Bein unter der eigenen Decke. Auch ist die Luft Morgens für jeden Chemiker von höchstem Interesse. Doch verglichen mit einer Nachtfahrt von Wien nach München, oder von Straßburg nach Paris, wo sich der arme Leib stundenlang umsonst quält, sich den ingenieusen Marterwerkzeugen, Coupé genannt, anzupassen, ist die Einrichtung goldig. Man hat wenigstens in der Frühe, wenn die diversen Arme und Beine wieder lebendig werden, das wohlthuende Gefühl, mittelmäßig geschlafen zu haben. Gewöhnlich geht man dann auf eine halbe Stunde in den nächsten Wagen, um dem sleeping car Zeit zu lassen, sich zusammenzufalten, und sieht, wie die Morgensonne die wilden Höhen von Pennsylvanien vergoldet, oder durch das wirre Waldgestrüppe von Kentucky hervorbricht. Station um

Station erscheint und verschwindet, kleine Nestchen mit großen Namen, große Städte, von deren Existenz wir bisher nur einen dunkeln Begriff hatten.

Es wird 9 Uhr; ein Junge erscheint mit den neuesten Zeitungen. Ein anderer kramt eine ganze Bibliothek leicht verdaulicher Reiseliteratur aus und legt jedem Mitfahrenden ein Buch ohne Weiteres in den Schooß, wobei er seinen Vorrath vollständig in dem ganzen Zug vertheilt. Nach einer halben Stunde kommt er wieder, um seine Bücher einzusammeln. Mancher hat mittlerweile eine Geschichte angefangen und kauft also das Buch. Aber auch hier zeigt sich der oben erwähnte wunderliche Zug von Vertrauen in die Ehrlichkeit des Publikums. Nichts wäre leichter, als diese Bücher in der Stille einzuschieben. Mindestens alle zwei Stunden erschallt auch die Aufforderung, sein Leben gegen Unfälle aller Art zu versichern. „3000 Dollars für 10 Cents per Tag! Gentlemen, versichern Sie Ihr Leben!“ Mittlerweile zeigt sich ein beweglicher Anschlag über der Wagenthüre: „Dieser Zug frühstückt in Bagdad!“ und bald darauf erscheint Bagdad. Alles stürzt in verworrener Eile hinaus, über einen im Weg stehenden Zug hinein und dem wilden Getöse entgegen, das, mittelst einer Art antiken Schildes hervorgebracht, hier die sanftere Eßglocke vertritt. Der Tisch ist gedeckt und mit einer Masse kleiner Platten besetzt, welche Omelettes, Rostbeef, Schweinefleisch, Bratwürstchen, Kartoffeln, Schinken, indische Maiskuchen u. s. w. enthalten. Jedermann reißt an sich, was er bekommen kann, und steckt ungenirt seine Gabel in des Nachbars Braten. Niemand spricht ein Wort, aber Jeder fühlt, daß es einen Kampf auf Tod und Leben gilt, daß Jeder gegen Jeden ist. Auch Thee und Kaffee sind zu

haben, aber sie verfehlen ihre besänftigende Wirkung. Ein paar Minuten und der Schwarm stürzt wieder hinaus, à Person 1 Dollar an der Thüre zurücklassend. Mein Nachbar, der mir während des Essens die besten Brocken fast aus den Zähnen gerissen, wirft mir, in einer Backe eine halbe Bratwurst, in der andern einen halben Wecken, noch einen verschmitzt lächelnden Blick zu und nimmt dann wieder den Faden der Freundschaft und des Gespräches auf, als wäre nichts geschehen. Mit Ausnahme jedoch von diesen heißen Eßzeiten benimmt sich die sehr gemischte Gesellschaft auf den amerikanischen Eisenbahnen erstaunlich anständig. Von besoffenem Geschrei, von lautem Fluchen und Streiten ist nie etwas zu sehen oder zu hören, obgleich Alles in Einer Klasse sitzt. Eine gewisse Trennung der Stände macht sich nur insofern geltend, als sich ganz von selbst die ärmeren Leute in den vorderen Wagen zusammenfinden. Die Reichen sitzen hinten. In den alten Sklavenstaaten ist der erste Wagen hinter der Lokomotive für die Schwarzen bestimmt. Je weiter südlich man vordringt, um so schlechter werden die Bahnen, um so zäher die Beefsteaks, um so kleiner die Züge. Die Spuren des Kriegs, wenn auch äußerlich verschwunden, sind fürchterlich tief in das Fleisch dieser Provinzen eingegraben, und die höfliche, aber bittere Leidenschaft, womit die großen Tagesfragen, vor allem die Sklavenfrage, bei jeder Gelegenheit verhandelt werden, zeigte mir, sobald ich die Grenze von Kentucky überschritten hatte, wieder einmal recht deutlich, wie schwer es ist, über scheinbar sonnenklare Dinge gerecht zu urtheilen, wenn man sie nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hat.

Der Erie-Kanal.*)

Albany ist eine so feine Stadt, als man nur sehen kann, und in Kuppeln und Säulen scheinen seine Bewohner ganz verliebt zu sein. In dem höher gelegenen Stadttheile wohnt bereits eine vornehme Ruhe, unten aber am Kanale und Flusse herrscht ein Gewühl von Handel und Gewerbe. Die Stadt legt sich prächtig vor den Hudson und das große Becken des Erie-Kanals. Auf dem letzteren strömen alle Erzeugnisse herbei, welche aus den Feldern, Bergen und Waldungen des unendlich reichen Westens hervorgeholt werden. Der Hudson bietet dafür die schnelle Straße bis zum Meer, und auf dieser kommt noch Werthvolleres herauf aus den Werkstätten an beiden Seiten des Oceans. Albany nimmt zugleich die Eisenbahn auf, welche vom Erie-See neben dem großen Kanale herführt und sich dann nach den Neu-England-Staaten hin verzweigt. Deßhalb ist auch die untere Stadt von Fahrzeugen aller Art und von Wirths- und Lagerhäusern wie umzingelt, und tritt man aus dem Dampfer heraus, so muß man sich durch eine Menge von Gesindel durchschlagen, welches dem europäischen sicher nichts nachgibt.

Um Land und Leute besser kennen zu lernen, zog ich vor, auf einem Kanalboote zu fahren. Dieß ist ein langes schmales Fahrzeug, welches von Pferden im Trabe gezogen wird. Es enthält einen großen Saal, an dessen einem Ende die Küche und die Kajüte des Kapitäns, und an dessen anderem Ende das Schlafzimmer der Frauen sich befindet. Die Männer schlafen im Saale auf einer Art

*) Franz Löher.

von Hängematten, welche des Abends an den Wänden über einander geschichtet aufgehangen werden. Die 363 engl. Meilen von Albany bis Buffalo, welche auf der Eisenbahn in anderthalb Tagen zurückgelegt werden, fährt das Kanalboot in fünf Tagen.

Die Unzahl der Boote bei Albany hatte mir schon eine Vorstellung von den ungeheuren Lasten gegeben, welche auf dem Kanale verschifft werden. Als uns aber alle drei Minuten ein paar Boote begegneten, alle zehn Minuten das Wasser ganz mit Booten bedeckt war, sämmtlich übervoll beladen mit Getreide, Mehl, Metallen, Hölzern, Branntwein, Oel, Fleisch, Fett, Häuten, Salz, Gyps, Werkzeugen aller Art — da begriff ich, daß dieser Kanal täglich so viel werth war, als die Arbeit von vier Millionen Pferden und noch einer halben Million Menschen dazu. Solche Riesenwerke gehören mit Fug und Recht zu den Wundern der neuen Zeit.

Dieser Kanal hat aber nicht allein das Verdienst, daß er den Verkehr auf der großen Wasserstraße der Seen mitten durch den Staat Neuyork und geradezu auf dessen Hauptstadt geleitet hat, sondern er hat auch unermeßlich zur Bevölkerung dieses Staates beigetragen. Wo er zieht, entstehen Werk- und Lagerhäuser und Ortschaften; die Axt mäht in die Wälder hinein, um Aecker zu schaffen, denn die Leichtigkeit des Absatzes verdoppelt den Werth der Frucht. Oft ist kaum ein Waarenhaus errichtet, so wird schon ein Hafenplatz daraus, der sich dann nach dem ersten Anbauer nennt, und vielleicht zur blühenden Stadt sich entwickelt. So lebt noch in Rochester, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, die Wittwe Rochester, deren Mann die erste Hütte dort baute. Troja, Syrakus, Rom, Lyons, Lockport sind

andere große Städte am Kanale, welche ebenso wie die Menge der kleineren in kurzer Zeit wie aus der Erde gewachsen sind.

Und Alles, was sich da anbaut und in die Breite strebt, sieht so nett und frisch, so handlich und lebendig aus, als wäre es zum Vergnügen erbaut. Das Volk ist wie ein Haufen rüstiger, lebenslustiger Burschen, der sich in die Wälder stürzt und sich im Umsehen eine Stadt daraus zurecht zimmert, an deren hübschem Aussehen er auch zugleich seine Freude haben wird. Und doch geschieht kein Axtschlag vergeblich oder überflüssig.

Das Thal des Mohawk, welches der Kanal mehr als zum dritten Theile durchzieht, ist eine breite Mulde voll der fruchtbarsten Aecker und hellgewässerten Triften. Es war Herbst und der Mais bereits aufgebunden, und dazwischen glänzten die gelben Kürbisse; Aepfel und Melonen waren wie ausgeschüttet. Die Mitreisenden bestanden zum größten Theil aus amerikanischen Landbauern, die aus den Neuengland-Staaten mit Weib und Kind zum fernen Westen zogen, sich dort eine neue Heimath zu gründen. Diese standen immer voll Bewunderung und riefen: „schönes Land, allmächtig schönes Land, 300 Dollars der Acker!“ Mich zog, da ich meinen ersten Ausflug ins Innere Amerika's machte, besonders das Fremdartige der Blumen und Gesträuche an, welche in üppiger Fülle zwischen den Feldern und auf den bebuschten Anhöhen wuchsen. Wald, Fluß und Thal waren dabei in so helle, starke Farben getaucht, und der blaue Aether umwogte Alles so leicht und klar, daß sich jedes Blatt, jede Felsspitze klar in ihm abzeichnete. Seit Italien und Oberbayern hatte ich so hellen Himmel, so kräftig gefärbte Landschaft nicht gesehen. Und welches

Leben und Treiben war überall in diesem schönen Thale! Der Fluß, obwohl in weichen und nicht sehr tiefen Wellen sich ergießend, trug manchen Kahn, dicht am Ufer zog der gewühlvolle Kanal hin, auf der andern Seite brauste das Dampfroß auf der Eisenbahn, und dazwischen auf der Landstraße fuhren die Landbauer und Städter in ihren Wägelchen hin und her.

Des Morgens lagerten sich weiße Nebelmassen breit über das Thal hin, nur einzelne Baumwipfel und Hügel hoben sich in schwankenden Umrissen daraus hervor; man hörte von allen Seiten das Leben von Menschen und Maschinen, sah aber nichts, bis ganz in der Ferne die Sonne bleich und dunstig auftauchte; dann kam bald ein frischer Wind und fegte den Nebel weg, und in reinster Klarheit schwebte die Sonne über die hellen Waldhöhen herauf. Die Abende hatten wieder neuen Reiz. Kaum sank die Sonne hinter die Thallehnen nieder, so warf auf Einmal der Himmel seinen dunkeln Mantel über die Erde, gestickt mit dem funkelndsten Sternenlichte und dem goldfarbigen Mond. Die Boote zogen lautlos auf dem Kanale hin, kaum daß ein leises Plätschern sich hören ließ. Lichter blitzten von allen Seiten durch die Bäume, die Bootsleuchten warfen lange Streiflichter auf das Wasser. Aus den Wäldern strich die würzigste Luft, vermischt mit einem seltsamen Summen, das vielfache Leben darin verkündend; dann und wann hörte man auch eine Kuhglocke. Dann wechselten die Töne, es begegneten sich Boote, das Anrufen und die Trompeten der Bootsführer hallten weit durch die Nacht, bis das Rauschen der Schleusen alles übertönte. War auch das wieder verschollen, so versank alles wieder in die frühere Stille zurück. Uebrigens dauerte das oft sehr lange, bis es am

Abend auf dem Verdeck ruhig wurde. Auf dem Boote wurde Violine gespielt und der Bootsführer und seine Gäste übten sich in Yankeetänzen; es war das närrischste und geschmackloseste Gedudel, Springen und Beinschlenkern von der Welt. In der Kajüte aber saßen ältere Männer ernsthaft beisammen und sangen Psalmen aus einem Choralbuche. Ließ ich mich mit diesen rechtschaffenen Leuten in ein Religionsgespräch ein, so konnten wir kaum wieder zu Ende kommen; ihre Belesenheit in der Bibel war außerordentlich, andere Kenntnisse gingen ihnen aber ganz ab.

Sobald der Kanal sich aus dem Mohawkthale über die Gebirgsscheide vermittelst der Durchhaue und einer Reihe von Schleusen herausgehoben hat, tritt er in unabsehbare Waldungen, welche noch bis zu den Seen hin alles Land bedecken. Dann zieht er wieder stundenlang durch einförmige Wälder, in denen die ersten Blockhütten errichtet werden. Die abgerundeten, vertrockneten Riesenbäume strecken wie verzweiflungsvoll ihre nackten Aeste gen Himmel. Wenn es dabei zwei Tage hinter einander regnet, dann ist eine solche Kanalfahrt langweilig genug, und die Kajüte wird zum Gefängniß; desto lebhafter wird es aber, wenn das Boot wieder bei den Städten anlegt, von denen aus das Land immer weiter und weiter angebaut wird.

Man kommt nun in die Gegend der Wasserfälle. Ich machte Abstecher von Utika nach den Trentonfällen und von Rochester nach dem Genesseefalle; auch Rochester selbst hat ganz hübsche Wasserfälle. Die Bodengestaltung ist überall dieselbe wie am Niagara. Wenn man in Europa zu Wasserfällen fährt, da ist man in grünen Gebirgen unter kühlen hallenden Felsen und Wäldern; davon ist hier nichts zu spüren. Der Weg geht durch ebenes, leicht hügeliges Land,

bis man auf einmal in das tief in den Felsen eingerissene Flußbette hinabschaut, wo das Gewässer in Absätzen hinunter donnert.

Zwei Stunden von Buffalo erstreckt sich am Kanale hin Ebenezer, die große Ansiedelung preußischer Separatisten. Diese tüchtigen, ehrenwerthen Leute haben sich erst vor wenigen Jahren dort angebaut, und jetzt schon an 3000 Acker urbar gemacht, besitzen auch eine wohlgeordnete Wirthschaft. Eigenthum und Arbeit, welche nicht zum nächsten Gebrauch dienen, sind bei ihnen gemeinschaftlich. Es fehlt bei ihnen nicht an einiger religiöser Schwärmerei, doch das wird man in Amerika gewöhnt und läßt Jeden darin gewähren. In den Uferlanden des Erie und Ontario mehren sich die deutschen Ansiedelungen sehr schnell und ziehen sich oft meilenweit durch die Wälder.

Bald hinter Ebenezer schimmert dem Reisenden der Erie-See entgegen wie ein helles Meer. Welche frische Lebenskraft weckt doch jedesmal der Anblick des Meeres in der Brust! Erst drei Wochen hatte ich die Mühen der Seefahrt hinter mir, als ich nach den dunklen Wäldern wieder die endlose Wasserfläche sah. — Buffalo, der andere Endpunkt des Kanals, ist bereits eine prächtige Stadt voll großhändlerischer Thätigkeit und ausgestattet mit allem Luxus, aber auch aller Verderbniß großer Städte. Fort und fort bauen sich um sie her die hübschen weißen Häuser in die grüne Fläche hinein. Doch nimmt man sich wenig Zeit, Buffalo anzuschauen — der Niagara ist zu nahe!

Dampfboot-Rennen.

Nirgend in der Welt, außer den Vereinigten Staaten, herrscht diese Wuth des Dampfboot-Rennens, dieses tollen, ruchlosen Wettfahrens, das alljährlich einigen hundert Menschen das Leben kostet, ohne daß ihm bis jetzt weder die Gesetze, noch die öffentliche Meinung das Todesurtheil gesprochen hätten. Der sonst so gleichmüthig-kaltsinnige Amerikaner verliert bei solchen Veranlassungen seine amphibische Natur, und in der Fieberhitze, sein Schiff zuerst am Ziele zu sehen, vergißt er Weib und Kind, Hab und Gut; sein eigenes Leben kommt gar nicht in Anschlag. Er ist ein Rasender, der Alles auf den Wurf setzt, und die andern Alle auf dem Schiff machen mit, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, deren Einsprache keine Beachtung findet.

Wir wollen einem Amerikaner zuhören, der eine solche Wettfahrt erzählt:*)

„War gerade 2 Uhr Nachmittags am siebenten Tage unserer Abfahrt, als wir die Wolfsinsel im Rücken hatten, die, wie ihr wißt, oberhalb New-Madrid**) liegt, unterhalb des Einflusses des Ohio in den Mississippi. Ist seitdem aufgeflogen, die arme Helen MacGregor, wie ihr wißt, gerade bei New-Madrid, und hat ein halbes hundert Passagiere in die andere Welt hinübergebrüht, gerade vor New-Madrid. Kamen also bei der Wolfsinsel an, wo wir den Ploughboy, die Huntreß, den Louisville und noch ein paar Dampfschiffe einholten. War eine artige Flottille. Saßen

*) Aus Ch. Sealsfield (Karl Postel), dessen amerikanische Charakterzeichnungen noch immer unerreicht dastehen.

**) New-Madrid, unter der Mündung des Ohio, am westlichen Ufer.

just sehr einsilbig hinter der Damenkajüte — da heißt es, der George Washington kommt. Ist euch ein glorreicher Dampfer, dieser George. Glänzt und funkelt euch dieser schwimmende Palast schon von weitem, und fliegt euch so heran, so leicht, so gelenkig wie eine Ente! Ist euch eine wirkliche Freude, einen solchen Riesenbau heranschwimmen zu sehen. Saß noch immer bei den Damen, aber schon wie auf Kohlen. Auf einmal heißt es, der Washington kommt uns vor. Ich springe auf, renne auf das Oberdeck, und richtig, da kommt er einhergezogen mit aller Macht und Pracht, Trarara Trarara! und sausend und brausend, und feuerspeiend, wie der Kaiser Napoleon an der Spitze seiner Garden und Reiter und Feuerschlünde. Prächtig war er anzuschauen, der George, war mitten unter den fünf Dampfern, der Louisville, Huntreß und den übrigen — hatte sie bereits eingeholt. Standen da und schauten, Alle die wir auf der Helen MacGregor waren, und sage euch, das Herz schlug uns Allen stärker und stärker; sahet allen Gesichtern die Spannung an. Die Glocke rief zur Mittagstafel, aber kein Fuß bewegte sich. „Kapitän,“ schrie ich — „wir dürfen den George nicht vorlassen, wir können nicht mit Ehren zurückbleiben,“ sag' ich. „Müssen zeigen, daß wir Mississippi-Männer sind.“ — „Mister Doughby,“ sagte er, „es ist der George Washington, zweihundert und zwanzig Pferdekraft,“ sagte er. — „Und das Andere ist Münze,“ sag' ich, „hat keine zweihundert und zwanzig Pferdekraft,“ sag' ich. „Sagt es nur, um dem Wettrennen zu entgehen. Und hätte der alte Georg dreihundert Pferdekraft, wollte doch meine Steigbügel kürzen und meinem Renner den Sporn geben.“

„Und dem Kapitän wurde es heiß, wie ich so sage,

sah es ihm an, seine Augen hingen starr an dem feindlichen Schiffe, das die fünf andern bereits zurückgelassen hatte, und nun an uns herankam, als wären wir bockslederne, rindshäutige Britten, und sie frische, freie Amerikaner, die den Teufel um die Welt fragen. Und wie euch der Kapitän so nach dem George hinabsah, wurde er euch doch roth und blau und grün, wechselte, wie der Delphin, alle Farben, seine Zähne knirschten, und er biß sich wie im Krampf in die Lippen. Und stärker brauste der Washington heran, und stärker zischte der Dampf, und Hurrahs auf Hurrahs kamen herüber und gellten uns in den Ohren. „Kapitän," schrie ich, „der Washington kommt uns vor, mit der Ehre der Helen MacGregor ist's vorbei." Der Kapitän aber stand wie mit Kalk übergossen, der Angstschweiß auf seiner Stirne, das Blut ihm in die Augen schießend. — Hatte die fünf Dampfer überfahren, die Hurrahs dem Washington nachbrüllten und bereits mächtig jubelten, die Helen MacGregor nun ihrerseits gedemüthigt zu sehen. „Kapitän," rief ich nochmals, „wollt Ihr Euch aus dem Felde schlagen lassen, ohne auch nur das Weiße im Auge gezeigt zu haben? Die Helen Mac Gregor ist ein neues Schiff, laßt aufkrachen!" Da rannte er hinab und schrie: „Legt an, legt an! höchsten Dampf!" — „Feuert, Jungens," schrie ich, „feuert darauf los." Und die Jungen feuerten und feuerten, daß ihnen der Schweiß herablief wie Wasserhosen, und schürten euch mit den Feuerzangen, und aus unsern Röhren begann es nun zu pfeifen, daß es eine Freude war. Wir fuhren gerade in den Ohio ein, der Washington war uns beinahe zur Seite, da kommt der alte Warren und seine Tochter auf das Verdeck heraufgerannt und schrieen: „Mister Doughby, um's Himmels-

willen! Mister Doughby, Kapitän, um Gotteswillen! Mister Doughby, Kapitän!“ und so schrieen sie: „Mister Doughby! ich fordere Sie auf! Wollen Sie sich, das Dampfschiff, ihre Mitbürger in's Verderben bringen? wollen Sie wettrennen mit dem George Washington?“ „Um Gotteswillen, Mister Doughby!“ schreit die Miß — „Mister Doughby!“ schreit der alte Gentleman, „ich fordere Sie auf, Ihren Einfluß anzuwenden, daß der Kapitän vom Wettrennen absteht.“ — „Pah,“ sag' ich, „es ist nichts, wollen nicht wettrennen mit dem George Washington — wollen blos sehen, welches Schiff schneller geht.“ — „Das darf nicht sein, ich protestire, die Sicherheit unsrer Mitbürger, unsere eigene — wenn der Kessel springt?“ — „Pah, Sicherheit unsrer Mitbürger,“ sag ich, „unsere Mitbürger sind in Sicherheit. Wollen kein Wettrennen, Mister Warren,“ sage ich, „wollen blos einen Augenblick sehen, welches Schiff schneller geht.“ — „Mister Doughby,“ schreit die Miß ganz außer sich, und faßt mich am Arme, und zerrt mich, und will mich zur Maschine hinab führen, die Weiber hängen sich an mich und bitten und flehen: „Mister Doughby, wenn Sie ein Gentleman, ein Christ sind, so gebrauchen Sie Ihren Einfluß, verhindern Sie“ — dann reißen sie sich wieder los und laufen auf den Kapitän zu, der neben dem Ingenieur stand. Der Washington war dicht hinter uns, — wir, wie gesagt, fuhren gerade in den Ohio ein. Nun wisset ihr aber, daß die Strömung des Mississippi wie er in gerader Linie von oben herabkömmt, den Ohio wohl einige Meilen weit gegen Trinity*) zurückdrängt.

*) Trinity, der letzte Ort am Ohio, fünf Meilen oberhalb der Mündung desselben in den Mississippi.

Einen schöneren Wasserspiegel zu einem Knall und Fall-Wettrennen gibt es euch nicht mehr in der weiten Welt. Die beiden Ströme haben just die rechte Breite, zusammen ein vier bis fünf (engl.) Meilen, und bilden euch nachgerade einen Wassercirkus, den die Ufer von Illinois, dem kalten Kentuky und ihrer Tochter Missouri*) einfassen. Die Strömung ist ganz zu euern Gunsten, wenn ihr in den Ohio einfahrt, eben weil ihn der Mississippi von oben zurückdrängt. Wir waren näher der Illinoisseite, und hatten daher noch einen Vortheil vor unserem Gegner voraus, der sich auf der Kentucky-Seite hielt, und immer stärker brausend herankam, hinter ihm die andern fünf Dampfer, die gleichfalls ihre Sporen angelegt hatten. Unsere Helen MacGregor war oben noch voran. Der Henker hätte da nicht wettrennen sollen! Die Luft zitterte vor Hitze, Dampf, Gesause, Gebrause, Gebrüll. Jetzt war der Feind uns hart im Nacken. Das Spiegelbild Vater Georgs in gleicher Linie mit unserem Stern. „Helen MacGregor halte dich brav," schrie ich, „holt aus, legt an, Burschen," schrei' ich, „zehn Dollars, so ihr brav feuert!" — „Hurrah!" schreien die hundert Passagiere, „Hurrah! der Washington verliert — bleibt zurück." Der Kapitän schaute, konnte aber kein Wort hervorbringen, seine Lippen waren zusammengepreßt, als wären sie an einander genagelt; stand euch wie eine Bildsäule. Wir gingen zwanzig Knoten, und mußten nun aushalten oder hintendrein in den Troß der Huntreß, des Ploughboy. Alle Fugen krachten, die Maschine dröhnte, brüllte, der Dampf heulte, zischte. „Der Helen Mac

*) Tochter Missouri. Dieser Staat wurde beinahe ausschließend von Kentuckiern angesiedelt.

Gregor," schrei' ich, „ist ein braves Weib, eine brave Schottin, hat Feuer im Leibe." Und sie hatte es wirklich! Sie griff aus wie ein Blutrenner, dem in seinem Leben zum Erstenmal der Sporn in die Flanken gesetzt wird. Sie schwamm nicht mehr, sie flog wie ein Vogel oder wie ein wilder Panther, ein Elennthier, das angeschossen ist; wie der Sturm, der herausgebraust kommt, flog sie; die Gewässer des milchweißen Ohio schossen herab, als kämen sie aus Fultons Dampfraketen herausgeschossen; immer wilder wurde ihr Lauf, die Kentucky-Ufer rechts mit dem Anfluge von Cottonbäumen schossen an uns wie rasend vorbei, der Wald flog vorüber, als ob ein panischer Schrecken in ihn gefahren wäre; die Illinois-Ufer links tanzten vor uns hinab, wie wilde Hexen, die auf ihren Besenstielen geritten kommen, tanzten euch die ungeheuren Baumstämme vorüber. Hinter uns schwanden die hohen Missouri-Ufer mit ihren Wäldern im Hintergrunde, und die Pflanzung des großen Kentuckiers*) im Vordergrunde, sie wurde kleiner in jeder Sekunde, in einer Minute erschien sie noch so groß wie ein Taubenhaus. Alles schwamm vor, hinter uns, Alles eilte, trieb, flog, brauste. Wir hatten Alle Sehen und Hören verloren. Hurrah's zu Tausenden, sieben Dampfer sausend, brausend, dröhnend, kochend, feuerspeiend, Alles schwand vor unsern Augen, Sinnen.

„Der Wald unter Trinity flog uns entgegen, fort ging es, die Ruder krachten, die Leute heulten vor uns, hinter uns Hurrah! Hurrah! — Es war ein Galopp, ein Rie-

*) Colonel Boon. Einer der ersten Ansiedler des Staates Kentucky, bekannt durch seine verzweifelten Kämpfe mit den Indianern.

senkampf, Trinity, das Ziel vor uns, wir beinahe Sieger. Auf einmal schreit der Kapitän: „Er ist uns vor!“ und dann schaut er so stier und erfaßt das Geländer so starr, und beißt sich die Lippen zusammen! „Kapitän,“ sage ich, „er ist nicht vor.“ — „Schaut, Mister Doughby,“ sagte er, „schaut!“ — Ich schaue, und wie ich so schaue, wurde es mir schwirr vor den Augen. Griff euch wunderbar aus, dieser George Washington. Sah nun wohl, er würde uns in zwei Minuten beim Schooß haben. Und es dauerte nicht zwei Minuten.

„Bei meiner Seele, er ist vor,“ schrei’ ich. — „Er ist vor,“ wiederholte der Kapitän mit leiser Stimme; er war todtenbleich. Ich konnte kein Wort reden. Und er, so wahr ich lebe, er mußte sich an dem Verdeckgeländer halten, sonst wäre er zusammengesunken. Half Alles nichts, sein Spiegelbild war jetzt in gleicher Linie mit unserem Stern, zehn Sekunden später war ein Dritttheil seiner Schiffslänge mit der unsrigen in gleicher Linie, — zehn Sekunden später zwei, und in weniger denn einer Minute fliegt er stolz vor uns her und brüllt uns sein Hurrah in die Ohren, und die fünf Dampfer hinter uns fallen ein, und wir hörten nichts als Hurrah’s und Hurrah’s. — Ah, tausend Dollars hätte ich im Augenblick gegeben, wenn wir Trinity zwei Minuten eher erreicht hätten. Auf einmal schrie es von unten herauf: „der Dampfkessel springt! der Dampfkessel springt!“ Und ein Gekrache, und gleich darauf ein Gesause und Gebrause. „Glückliche Reise in die Ewigkeit!“ schrie ich, und dachte, jetzt kommt das heiße Bad. War aber nichts; der Schrei kam von ein paar Negern, die ihn Miß und Mister Warren und dem alten Weibervolk in der Ladies-Cabin nachschrieen. Beide waren

hinab zum Maschinenführer, hatten ihn gebeten, beschworen, und all' das Weibervolk zusammen dem Manne den Kopf so heiß gemacht, daß er nachgibt und die Ventile öffnet, und wir waren nur noch eine halbe Meile von Trinity. — Glaube alles Ernstes, hätte der feige Bösewicht das nicht gethan, wir hätten mit dem Washington gleichen Lauf gehalten; denn er kam keine zwei Minuten vor uns an. Ich fiel über ihn her; war euch doch so toll; wären der Kapitän und noch ein paar gute Bekannte nicht gewesen, hätte ihn zur Stelle geledert, und sollte es mich tausend Dollars gekostet haben; verdiente es, der ehrlose Bösewicht. Wir waren nun in Trinity, hatten die fünf Meilen in weniger denn zwölf Minuten zurückgelegt; aber die Damen waren so böse, und der alte Gentleman so bitterböse und steif, eine Feuerzange ist nichts dagegen. Konnt' aber nicht helfen. Ehre geht mir über Alles."

Die Indianer und die Büffel in Nordamerika.*)

Einst war der Büffel verbreitet über das ganze Land von dem Felsengebirge bis zum atlantischen Meere; jetzt ist er auf die Prairien des fernen Westens beschränkt. Das Männchen wächst oft zu dem ungeheuren Gewicht von 20 Centnern heran. In manchen Jahreszeiten sieht man sie zu Heerden von Tausenden, zu andern Zeiten zerstreuen sie sich in einzelne Familien. Die beliebteste Jagd der In=

*) Aus Catlin's Werk über die Indianer Nordamerika's.

dianer ist die auf Büffel, die fast immer zu Pferd mit Bogen und Lanze betrieben wird. Im tiefen Winter, wo der Büffel in den Schnee einsinkt, bedient sich der Indianer der Schneeschuhe, und der Büffel wird dann leicht seine Beute. Um diese Zeit ist die Jagd am lebhaftesten weil dann auch das Fell des Büffels am werthvollsten ist. Es ist jedoch ein trüber Gedanke, daß die Zeit nahe ist, wo das letzte dieser Thiere der unklugen Habsucht und Raubgier der rothen wie der weißen Männer zum Opfer fallen wird; dann werden aber auch diese unermeßlichen Wiesenflächen auf lange Zeit eine Wüste sein. Dieß ist keine Uebertreibung; man darf nur sehen, wie die Indianer und die Weißen verfahren, um sich zu überzeugen, daß die Vernichtung der Büffel nicht lange mehr ausbleiben kann. Von den Sioux-Indianern kamen einst einige Schaaren in eines der Forts an der Grenze, etliche Tage vorher, ehe ich dahin kam; ihre Zahl betrug 5—600 Mann, alle beritten. Am Mittag setzten sie über den nahen Strom, da die jenseitige Ebene mit einer unermeßlichen Büffelheerde bedeckt war, und am Abend kamen sie wieder in's Fort zurück mit vierzehnhundert frischen Büffelzungen, die auf einen Haufen geworfen wurden und wofür sie nur einige Gallonen Branntwein verlangten, die auch von ihnen alsbald ausgetrunken wurden. Dieß geschah zu einer Jahreszeit, wo die Felle ohne Pelz und also das Abstreifen nicht werth waren.

Die Prairien sind der letzte Zufluchtsort ebensowohl der Büffel, wie der Indianer, und die Gebeine von beiden werden einst miteinander daselbst bleichen. Der Streif Landes, der sich von Mexiko bis zum Winnipegsee hinaufzieht, ist eine fast ununterbrochene Grasebene, die zum

Anbau nicht taugt und taugen wird. Hier namentlich hausen die Büffel, und mit und neben ihnen hausen und blühen die Indianerstämme, welchen der „große Geist“ dieses große Land und den Büffel gegeben hat. Wenn aber keine Büffel mehr da sind, kann auch kein Indianer hier leben, selbst wenn die Weißen seinen Stamm in Ruhe ließen. Auf diesen mit Büffeln so reich gesegneten Ebenen finden sich die schönsten indianischen Stämme; hier erscheint der Wilde in seinem reichsten Schmuck, und hier allein sind alle seine Bedürfnisse, man könnte sagen, luxuriös befriedigt. Hier ist er noch der stolze Krieger, voll Wildheit, aber auch voll Kraft und Seelengröße, ohne angelernte Bedürfnisse, ohne „Feuerwasser“ und ohne die Laster, die ihm mit diesem von den Weißen zugekommen sind. Hier befanden sich noch vor zehn (jetzt 40) Jahren 300,000 Indianer, die vom Fleisch der Büffel lebten. Die mannigfache Verwendung aller Theile dieses Thieres ist für Jeden, der nicht unter diesem Volke gelebt und seine Sitten kennen gelernt hat, fast unglaublich. Jeder Theil des Fleisches wird in einer oder der andern Form in Speise verwandelt und davon nähren sie sich ausschließlich. Der Pelz dieser Thiere dient ihnen anstatt der Mäntel, die gegerbten Felle brauchen sie zum Bedecken ihrer Hütten und zu Decken ihrer Schlafstätten; ungegerbte verwendet man zum Baue von Canoës, zu Sätteln, Zügeln, Riemenwerk aller Art, zu Lassos: aus den Hörnern macht man Löffel und Trinkgeschirre; das Gehirn wird zum Gerben der Häute benützt; die Knochen dienen zu Sattelbäumen und Kriegskeulen, oder sie werden zerbrochen, um das in ihnen befindliche Mark zu erhalten; kurz — alle Theile dieses nützlichen Thieres werden benützt. Im Genusse

dieses Thieres und ihrer Jagden gedenken sie nicht des Schicksals, das ihrer wartet.

Dieß unglückliche Volk mit seinen Jagden, seinen Wildnissen, seinen merkwürdigen Sitten und der ganzen Zahl seiner Büffel könnte nur fortdauern, — wenn man den Verkehr mit den Weißen ihnen abschneiden könnte. Aber dieß ist nicht mehr möglich: des Büffels Schicksal ist besiegelt, und mit seiner Vertilgung müssen auch die rothen Männer untergehen, deren Väter die angestammten Herren dieser weiten Ebenen waren. Es muß so sein, denn dem wilden Jäger nimmt Gott das Land und gibt es dem Ackerbauer, der hundert Mal weniger Land braucht für sein Brod, als der Jäger, um sich mit seinem Brod, dem frischen Fleisch, zu versehen.

Dritter Abschnitt.

Mexikanische Vaquero's und Hacienda's.*)

In den Gegenden der Mitte des Freistaates von Mexiko sind die Hacienda's eigentlich Festungen, obgleich sie weder Zugbrücken, Thürme noch Gräben haben. Aus Backsteinen oder behauenen Steinen erbaut, können sie mit ihren zinnenartigen Terrassen, ihren festen Thüren, Eisenstangen vor

*) Gabriel Ferry („Skizzen aus Mexiko und Neu-Californien").

den Fenstern leicht vertheidigt werden. Die Geschichte der Bürgerkriege in Mexiko ist seit einigen Jahren sehr fruchtbar an Beispielen von regelmäßigen Belagerungen, welche durch diese Art von Ritterburgen ausgehalten wurden. Man kann wohl sagen „Ritterburgen," obwohl dieselben in einer Republik liegen; denn die Arbeiter in diesen Hacienda's sind im Grunde nur Vasallen oder eigentlich Leibeigene. Mitten in weiten Einöden erbaut, sieht man rings um diese Höfe her eine Anzahl wandernder Familien sich ansiedeln, die sich glücklich schätzen, in gefährlichen Zeiten Schutz unter ihren Mauern, Arbeit auf ihren Ländereien und kirchlichen Trost in ihren Kapellen zu finden. Die Lage dieser Taglöhner ist sicherlich schlimmer, als die der Neger in andern Kolonien, denn letztere können doch durch Arbeit sich ihre Freiheit erkaufen. Die Eigenthümer bezahlen zwar ihre Arbeiter mit Geld, allein nach einigen Tagen sehen sich diese gezwungen, ihren Herren alle Lebensbedürfnisse um den fünffachen Werth abzukaufen, und so wird der freie Arbeiter in Mexiko bald auf eine solche Weise zum Schuldner, daß ein ganzes Leben voll Arbeit und Mühseligkeit seine Verpflichtungen gegen die Herrschaft nicht abzulösen vermag; — so tief steht der Lohn, den er von seinem Herrn empfängt, unter der Ausgabe, die er demselben leisten muß.

Ich pilgerte nach den fernen Grenzdistrikten und fand hier die Hacienda's etwas verändert. Diese Höfe, welche nicht von den Spaniern erbaut wurden, haben nicht das großartige Ansehen, welches alle Werke der Eroberer von Mexiko bezeichnet. Die Hacienda della Noria, das Ziel meiner Reise, war von Lehm erbaut und mit Kalk übertüncht. Dieses Gebäude bildete ein weites Parallelogramm, in welchem die Wohnungen für den Herrn und die

zahlreichen Gäste enthalten waren, die er aufnehmen konnte. Weiterhin waren die Behausungen der Diener aller Art. Es ist bemerkenswerth, daß man keine Ställe weder für Pferde noch für Rindvieh gewahr wird. Außer den weiten Pfahlumzäunungen, worin Schafe und Ziegen während der Nacht eingepfercht sind, bleiben Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe ganz im wilden Zustande sich überlassen. Man findet gleiche Nachlässigkeit im Feldbau; der Mensch kommt der Natur nur sehr wenig zu Hilfe, um die Waideplätze fruchtbar zu machen, worauf die zahllosen Heerden ihre Nahrung finden sollen. Alljährlich vor der Wiederkehr der Regenzeit, wenn achtmonatlicher Sonnenschein das Gras der Ebenen und Hügel verbrannt hat, werden die dürren Halme angezündet, um dem frischen Grase Raum zu schaffen. Dann sieht der Reisende die flammenden Hügel den Horizont röthend und glühende Streiflichter in die Einöden fallend, die er durchwandert.

Jedes Jahr findet eine Hetzjagd in der ganzen Ausdehnung der Hacienda statt; Tausende von Stieren, Pferden, Mauleseln werden dann in die Toriles (Pfahlzäune) getrieben. Die Füllen und das junge Rindvieh, womit sich der Reichthum der Eigenthümer vermehrt hat, werden durch die Vaquero's, d. h. berittene Kuhhirten, mit Hilfe ihres Lazo eingefangen, um ihnen das Zeichen der Hacienda auf den Rücken zu brennen. Die fünfjährigen Füllen werden gebändigt, d. h. zwei- oder dreimal geritten; dann suchen die Novillos (Kälber und Füllen) wieder auf ihren Waideplätzen die Schmach zu vergessen, welche der Sattel oder das Zeichen der Dienstbarkeit, das zischend in ihr Fleisch sich brannte, ihnen zugefügt hat. Sie warten hier die Zeit ab, wo endlich der Verkauf sie ihren Wüsten entführt

und mitten in die Städte des Innern versetzt. Die zweite Erziehung erhalten sie dann von den wilden mexikanischen Reitern und deren Sporen mit Rädern, die einen 6 Zoll großen Durchmesser haben, und oft nach drei Jahren haben diese muthigen Pferde nicht die Qual vergessen, die ihnen von den schrecklichen Vaquero's zugefügt wurde, die ihnen zum ersten Mal den Sattel aufdrangen.

Ein solcher Vaquero ist ein merkwürdiger Mensch. Von Kindesbeinen an ist er zum Reiten angehalten worden. Kaum vermag er ein Pferd zu besteigen, so bindet ihn sein Vater mit einem Tuche an dem Sattel fest und läßt ihn mit sich über Berg und Thal fortgaloppiren. Mitten in der Einsamkeit, worin er sein Leben hinbringt, ohne gebahnte Wege, ohne die Orte zu kennen, wohin eine hartnäckige Verfolgung der einzufangenden Thiere ihn führen kann — ist der Vaquero doch niemals über den Weg verlegen, den er einschlagen soll. Das Moos an den Bäumen, der Lauf der Flüsse und Bäche, die Stellung der Sonne, die Richtung des Grases, das Wehen des Windes sind lauter Zeichen und Wegweiser für ihn. Mit der großen Feinheit seiner Sinne verbindet der Vaquero eine seltene Genügsamkeit, und einige Brocken von Maiskuchen (tortillas), ein Stück getrocknetes Fleisch, eine Granate, etwas Jamaica-Pfeffer und eine Strohcigarre erhalten ihn den ganzen Tag; Pfützen gelblichen Wassers, oft in den Fußstapfen eines Büffels oder Pferdes, tränken ihn; die Kühle der Nacht, die Hitze des Tages sind ihm gleich. Verfolgt er ein Thier, so hält nichts in seinem Lauf ihn auf, weder Abgründe, noch Ströme, noch Wälder. Von Kopf bis zu den Füßen in Leder gekleidet, galoppirt er kühn durch das Dickicht wie über die Ebenen hin. Bald

rechts, bald links an seinem Pferde hängend, wie ein Körper ohne Knochen, bald den Leib über den Sattel geneigt, oder den Kopf rücklings über die Kroupe legend, um dem Anstoß der Aeste auszuweichen, die ihm den Schädel zerschmettern würden, hält er niemals die Schnelligkeit des Laufes zurück. Wenn sein nie fehlender Lazo das Thier umschlingt, das er einfangen will, so kommt die Kühnheit seines Angriffs der Behendigkeit und Stärke seiner Glieder zu Hilfe. Oft ist die Aufgabe des Vaquero sehr gefährlich; doch meist bringt er auch das wildeste Pferd zurück, mit Schaum bedeckt, zitternd, mit mattem Auge und gedemüthigtem Stolze. Ich hatte schon viel mit Vaqueros verkehrt und mich ihrer natürlichen lebhaften Erzählung gefreut; aber so ganz in ihrer Thätigkeit hatte ich sie doch noch nicht gesehen. Nun war ich zur besten Zeit nach der Hacienda della Noria gekommen, denn ich sollte schon am folgenden Tage ein Schauspiel genießen, das ich schon lange gewünscht hatte.

Ein junger wilder Hengst, Endemoniado genannt, sollte zugeritten werden; aber die besten Vaquero's hatten ihre Kräfte vergebens an dem edlen Thier versucht. Da erbot sich ein junger, kühner Vaquero, der unlängst auf die Hacienda gekommen war, das Wagestück zu versuchen. Benito war sein Name.

Eine Schlinge, welche man um die Oberlippe des Pferdes geschlungen hatte, zwang den Endemoniado zum Gehorsam; ein Vaquero zog mit äußerster Anstrengung das Thier auf den Platz. Die geschwollene Oberlippe des Vierfüßers, der vollkommen seinen dämonischen Namen rechtfertigte, zeugte von dem Widerstande, den er geleistet. Es war ein Brandfuchs mit weißen Füßen, ein untrügliches

Zeichen eines schlimmen Charakters. Sein Auge, halb von einem Haarbüschel verdeckt, der ihm über die Stirne fiel, glänzte von wilder Gluth. Seine gespitzten Ohren neigten sich vorwärts; seine lange Mähne wogte unordentlich, und seine harten spitzen Hufe gaben einen Metallklang gegen die Kiesel, so oft es sich auf den Führer stürzte, der mit einem schallenden Streiche seiner bleischweren Reitpeitsche ihn zurücktrieb. Der Anblick des Pferdes war in der That furchtbar wild.

Man war nun beschäftigt, den Endemoniado zu satteln, eine Aufgabe, die nicht leicht war, denn man mußte ihn deshalb auf den Beinen lassen; und als ob er die Absicht der Vaqueros errathen hätte, schlug er fürchterlich mit den Hufen aus. Ein Lazo wurde unter dem linken Bein durchgeschlungen und an den Brustriemen des Pferdes befestigt, so daß der Schenkel fest an dem Bauche anlag. Der rechte Vorderfuß wurde auf ähnliche Weise zusammengebogen und und so der Endemoniado zum Festhalten gezwungen. Benito faßte seinen schweren Sattel am Knopfe und warf ihn auf den Rücken des Pferdes, das zitterte und bebte, als seine Seiten die Last fühlten und die breiten hölzernen Bügel ihm um die Hüften schlugen. Der Bauchgurt wurde dann heftig umgeschnallt und der kühne Vaquero setzte sich in den Sand, um die Riemen seiner Sporen an die Füße zu knüpfen. Als Benito seine Sporen festgeschnallt hatte, wurden die Bande, welche die Füße des Pferdes knebelten, losgemacht und die Lederbinde ihm über die Augen gezogen. Indeß, wenn gleich festgehalten durch den Strick, der seine Lippen drückte, erlaubten doch die wüthenden Sprünge des Endemoniado nicht, ihn zu besteigen. Man mußte ihn auf die Kniee niederwerfen, und zwei Vaqueros, die ihn an den

Ohren zerrten, hielten ihn einen Augenblick fest. Benito schwang sich auf den Rücken des Pferdes.

„Laßt ihn los!“ rief er mit fester Stimme. Die beiden Vaquero's warfen sich behende zurück, während der Endemoniado sich erhob wie eine aufspringende Feder. Dank der Binde, die ihn blendete, blieb er vorerst zitternd stehen, mit offenen Nüstern und bebenden Gliedern. Benito benützte diesen kurzen Aufschub, um sich im Sattel festzusetzen, beugte sich vorwärts und erhob die Binde, welche die Augen Endemoniado's verdeckte. Dann begann zwischen Mann und Pferd ein bewundernswerther Kampf. Erschreckt, plötzlich das Tageslicht zu sehen, das seine blutenden Augen blendete, seine wirre Mähne schüttelnd, die vor Wuth sich sträubte, ließ das rasende Thier ein schreckliches Gewieher hören, und sprang, sich drehend, gegen alle vier Weltgegenden, als ob es nach dem Winde spüren wollte. Benito, ohne von diesen ungestümen Bewegungen erschüttert zu scheinen, hielt sich noch vertheidigend und stieß heftig mit dem Fuß die scharfen Zähne zurück, welche seine Beine zu zerfleischen drohten. In seiner Erwartung getäuscht, hob sich der Endemoniado rasch auf seine Hinterfüße. Vergebens entrissen ihm die Sporen, die seine Weichen schlugen, ein Gebrüll; das Pferd, statt auf seine Füße zurückzufallen, stürzte heftig auf den Rücken nieder. Alle Zuschauer stießen einen Schrei aus; aber nur der hohe Sattelkopf hatte den Boden in dumpfem Falle berührt, indem er den Widerrist des Thieres verwundete. Benito, den Sturz voraussehend, war rasch auf die Erde gesprungen; bald, mitten in einer Staubwolke, sahen die verwunderten Zuschauer den Pferdebändiger sich rasch wieder in den Sattel schwingen; gegen alle Regeln der Reitkunst von der rechten Seite, wo es

nicht erlaubt ist, aufsitzen, im Augenblicke, wo das überraschte Pferd mit neuem Gewieher sich aufrichtete. Nun schien seinerseits der Vaquero außer sich vor Wuth; zum ersten Mal in seinem Leben war er aus den Bügeln gekommen. Ungeduldig, seinen Schimpf zu rächen, hörten seine Beine nun auf, die Seiten des Pferdes zu pressen, und die Sporen, blutende Risse zu ziehen; seine Arme aber ließen nun ab von dem härenen Kappzaum, um dicht wie Hagel die Schläge der bleibeschwerten Reitpeitsche auf die wunde Haut des Endemoniado fallen zu lassen. Indessen war der Vortheil weder auf der einen noch auf der andern Seite, und nach einigen Minuten dieses hartnäckigen Kampfes blieben die beiden Gegner einen Augenblick unbeweglich. Beifallruf erscholl von allen Seiten, und sicher mußte man, um die Bewunderung dieser Centauren zu verdienen, mehr leisten, als sonst ein Mann zu vollbringen vermag. Sei es, daß der Vaquero einer von denen war, welche der Beifall berauscht, oder daß er sich fähig glaubte, noch mehr zu thun: er benützte diese Frist, um ein scharfes Messer aus dem Stiefel zu ziehen.

„He da," rief jetzt der Gutsherr, Don Ramero, der nun nicht mehr gleichgültig blieb, da es sich allem Anscheine nach um das Leben seines Pferdes handelte: „Will der Bursche meinen Endemoniado schlachten?"

Benito aber, in einem Anfall toller Kühnheit, schnitt jetzt mit seinem Messer den Kappzaum entzwei, um sich so ohne Zügel, ohne Stützpunkt dem unbändigen Thiere zu überlassen. Frei von dem Druck des Zügels, der seine Nüstern drückte, athmete der Endemoniado schnaubend den Duft des Waldes ein, ließ, den Kopf schüttelnd, die Haare seiner goldenen Mähne flattern, und stob fort in der Rich-

tung des dürren Baumes. So groß war das Ungestüm seines Anlaufes, daß man nicht zweifelhaft sein konnte, er selbst werde sich an dem Hinderniß zerschellen, das in seinem Wege stand. Nichts schien den Reiter seinem Schicksal entreißen zu können, das ihn bedrohte. Der Endemoniado war nur noch einige Schritte von dem verhängnißvollen Stamme, als Benito durch eine ebenso rasche als unerwartete Bewegung seinen breitrandigen Hut abnahm, und im Augenblick, als ein letzter Anlauf den Kampf beenden sollte, diesen rasch zwischen den Baum und das Pferd geschoben hatte, daß letzteres einen Sprung des Schreckens nach der andern Seite hin machte. Wir hatten alsdann das seltene Schauspiel eines Reiters ohne Zaum, der nach seinem Gefallen sein wildes Thier lenkte, das von einer Seite zur andern flog, je nachdem die Scheuche vom rechten zum linken Auge sprang. So kam der Endemoniado vor Wuth bebend wieder vor unserer Estrada vorüber, und der Anblick des kräftigen Mannes, in dessen Zügen sich Muth und Stolz paarten, war in der That schön. Auf's neue das keuchende Pferd antreibend, das durch den unerwarteten Widerstand ganz in Verwirrung gerathen war, ließ Benito es in der Richtung des Waldes hinfliegen. Bald hatten wir ihn aus den Augen verloren; einige Reiter setzten ihm nach, kamen aber bald zurück, der vergeblichen Verfolgung entsagend. Benito aber ließ den Hengst austoben, in der Gewißheit, ihn demüthig wieder zurückzubringen, und zwar als Sieger des Endemoniado.

Die mexikanischen Städte.*)

So wie die Pflanzendecke die Physiognomie der Landschaft bestimmt, so sind die Städte der charakteristische Abdruck des Volkslebens und der Volkssitte. Die mexikanischen Städte zeigen auf den ersten Blick die Stammesverwandtschaft mit den südeuropäischen Romanen: gerade Straßen, große Plätze, steinerne Gebäude mit platten Dächern, viele Kirchen mit glänzenden Kuppeln, ausgedehnte festungsartige Klöster, Kalvarienberge, großartige Wasserleitungen, wie die des alten Roms, Glanz und Luxus auf der einen, Schmutz und Blöße auf der andern Seite. Die beiden Kastilien haben die Muster geliefert; dort wie hier die Baumlosigkeit, der Mangel an schönen Parks und Gärten, an freundlichen und reinlichen Außenwerken. Aber noch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen europäischen und amerikanischen Städten: jene haben eine Geschichte, welche in die frühesten Zeiten hinaufreicht, diese sind neu und ihre Denkmäler von gestern. In den europäischen Städten sind die Thore und Mauern, die Kirchen und Brunnen, das alte Rathhaus und das Schloß mit seinen Thürmchen und Zinnen, jedes Gäßchen, jedes Haus ein Blatt aus der Chronik, eine Reliquie aus dem Heiligthum des Volkslebens. In Amerika soll das erst werden; die Vorzeit gehörte einem andern Volk an, dessen Denkmäler man von der Erde vertilgte, dessen Geschichte man nicht kennt, für dessen Heiligthümer man keine Theilnahme hat. In Mexiko weiß Niemand aus dem Volke, wo der unglückliche Montezuma, von den Pfei-

*) C. Sartorius, Mexiko, Landschaftsbilder ꝛc. (Darmstadt, 1858).

len der Seinen durchbohrt, fiel, oder wo das Standbild von Tlalok verehrt wurde; kaum wird man zu erzählen wissen, wo Alvaredo den breiten Kanal bewaffnet übersprang, oder wo Cortez sein Haus hatte. Wenn aber in der Hauptstadt eines großen Reichs so geringe Kunde aus der Vorzeit blieb, was sollen andere Städte aufbewahren, die nicht von großen Begebenheiten berührt wurden?

Nähert man sich im nördlichen Europa einer Stadt, so sieht man den schönsten Theil zuerst: die Vorstädte sind neu, prächtig, elegant, mit Bahnhöfen, Alleen, Kunstgärten geschmückt. In Mexiko sind die Vorstädte unansehnlich und schmutzig, von den ärmsten Klassen bewohnt; Schutt und Kehricht, thierische Leichname und Bautrümmer findet man an den Eingängen der Städte aufgehäuft, in der Nähe elender Hütten, worin lumpige Proletarier oder halbnackte Indianer wohnen. Magere hungrige Hunde und Schaaren von Auras oder Zopilotes (Aasgeier) belagern diese unappetitlichen Denksäulen schlechter Polizei, und man beflügelt den Schritt, um Nase und Augen den widrigen Eindrücken zu entziehen. Auf den Hochebenen ist dieß beinahe durchweg der Fall: in den Städten der Ostküste dagegen, z. B. in Jalapa, Orizaba und Kordova sind die Vorstädte ein Labyrinth von Obstgärten (Orangen, Granaten, Kaffee, Mangos), aus welchem die rothen Ziegeldächer der Häuschen der Eigenthümer gar friedlich hervorsehen.

Sobald man die eigentliche Stadt betritt, sind die Straßen gepflastert, und an den Seiten der Häuser bieten erhabene Fußwege von wohlgefügten Basaltsteinen dem Fußgänger einen bequemen Gang. Die meisten Städte haben gerade und breite Straßen, welche sie rechtwinklig

durchschneiden. Die Häuser der kleineren sind fast immer einstöckig, die der größeren haben zwei, drei und mehr Stockwerke. Der Baustyl ist der spanische; die vielen Kirchen und Klöster aber tragen alle den Charakter der italienischen und französischen Baukunst des 17. Jahrhunderts, den Zopf. Viele imponiren durch ihre Masse, viele haben in ihrem Innern schöne Verhältnisse und Einfachheit, und da sie alle von Stein sind, mit gewölbter Decke und hohen Kuppeln, so ist ihr Eindruck ein ernster, dem Zweck entsprechender.

Wandern wir nun vor allen Dingen dem Hauptplatz zu, denn da ist stets der Glanzpunkt aller mexikanischen Städte zu suchen. In dem stattlichen Vierecke nimmt die Hauptkirche stets eine Seite ein, die drei übrigen werden von großen Häusern gebildet, deren unterer Stock durchlaufend aus breiten Säulengängen besteht. In diesen Arkaden sind die schönsten Kaufläden, Magazine, Kaffeehäuser und Weinläden zu finden. Das Gebäude der Hauptkirche gegenüber ist in der Regel das Stadthaus, oder in den Hauptstädten das Regierungsgebäude. Ein schöner Brunnen oder eine Denksäule pflegt die Mitte des Platzes zu zieren; auch sind manche mit Baumreihen geschmückt, welche einen angenehmen Spaziergang gewähren. In den kleineren Städten wird der Wochenmarkt gewöhnlich auf dem Hauptplatz gehalten, der dann ein sehr belebtes Bild darbietet durch die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung und die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Waaren. Man kann nicht leicht einen schöneren Anblick haben, als z. B. der Markt von Kordova an einem klaren Morgen gewährt. Man wähle sich seinen Standpunkt an der Ostseite der Pfarrkirche. Von hier übersieht man das schöne Viereck von

dem stattlichen Säulengang umschlossen; die Verkäufer nehmen in langen Reihen das ganze Feld des Platzes ein, regelmäßige Straßen bildend, so daß gleichartige Gegenstände immer beisammen zu finden sind. Weiße und Indianer, Mestizen, Mulatten und Neger, alle rein gekleidet, drängen sich in buntem Gewühl. Nirgends sieht man eine solche Mannigfaltigkeit von Früchten aller Zonen, nirgends diese Mischung aller Farben der Racen, als gerade hier auf der Grenze zwischen der heißen und gemäßigten Gegend. Eine prächtige Tropenlandschaft umschließt dabei das bewegte Leben; hohe Palmen und großblättrige Bananen wiegen sich in der milden Luft, und den Hintergrund bildet in ernsten Massen das Gebirge von Orizaba mit seinem schimmernden Schneekegel.

Dem Mexikaner ist der Platz (plaza), was dem Römer sein forum war. Jedes Ereigniß hört man dort zuerst, jede Festlichkeit wird auf dem Platze zu sehen sein. Dort werden Wahlen vorgenommen und öffentliche Reden gehalten, dort mustert man die Bürgergarde und hält unter geschmücktem Baldachin die Fronleichnamsprozession, dort brennt man Feuerwerke ab und illuminirt am glänzendsten. Vor oder nach dem Gottesdienste wandelt man ein wenig in den Portales (Säulengängen), nach den Portales schlendert man am Abend, um Bekannte zu treffen, Neuigkeiten zu hören oder Geschäfte abzumachen, und es gehört zum Stadtleben, täglich einmal eine Cigarre in diesen Hallen zu rauchen. Hier ist natürlich auch der Hauptsitz des Verkehrs. Wie schon bemerkt, befindet sich in der Regel auch das Rathhaus hier, ferner das Stadtgericht, die Amtsstuben der Notare und manches Advokaten. Läden, Kaffeehäuser und Schenken sind Magnete, die überall ihre Anziehung

üben. Die edle Zunft der Tagdiebe und Faullenzer ist zahlreich hier vertreten; die leperos oder Lazzaroni der Städte treibt der Instinkt hieher, weil sich da am ersten Gelegenheit findet, ohne große Anstrengung etwas zu verdienen, sei es durch Erleichterung der Taschen ihrer Mitmenschen, sei es durch Besorgung eines Auftrags, durch Lasttragen u. dgl. Wahrsager lehnen sich an die Pfeiler und ertheilen Orakel, Maulthiertreiber suchen Rückfracht, Trödler mit allerlei Schnurrpfeifereien tragen ihren Flitter in der Hand und preisen ihn den jungen Chinas (Mestizenmädchen) an, die mit verliebten Augen die Ohrringe und Halsbänder ansehen. Eine Klasse Menschen, die nie fehlt, sind die Taugenichtse aus dem Stamm der Kreolen, verdorbene Söhne spanischer Eltern, die zu träge oder zu hochmüthig sind, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, die etwas mit der Feder umzugehen wissen, ein Mundwerk haben wie ein Roscius, und die nun um die Weinläden und Kaffeehäuser lungern, um die Landleute, die einen Advokaten suchen, in ihr Garn zu bekommen.

In den größeren Städten, namentlich in der Hauptstadt wahre man in den Portales seine Uhr und Börse, und auch das Taschentuch halte man fest, es könnte sonst leicht in fremde Hände gerathen.

Die Hauptstraßen der Stadt gehen immer von der plaza aus, die schönsten Häuser zieren sie, die reichsten Leute bewohnen sie. Vormittags ist hier der lebhafteste Verkehr; die Angestellten eilen auf ihre Bureaux, die Kaufleute auf ihre Comptoirs, die Mäckler machen ihre Runde bei der Handelswelt und die Equipage des Arztes hält vor den größten Häusern. Ganze Züge von Maulthieren bringen Waaren oder holen solche ab, Karawanen von

Eseln schleppen Schläuche mit Pulque gefüllt, und Züge von Indianern traben beladen nach dem Gemüsemarkt oder der Fruchthalle. Wir begegnen Mönchen von allen Farben, die theils auf den Markt, theils auf den Termin wandern, Weltgeistlichen, welche behaglich nach ihren Kirchen gehen, und bald hier bald dort grüßend sich verweilen, Studenten im langen Talar und Barett, die ihre Vorlesungen besuchen. Die Damen in schwarzer Seidentracht, die Spitzenmantille über den Kopf gezogen, sind alle auf dem Wege nach der Messe, ihr Schritt ist sehr gemessen und feierlich, aber die schönen Augen unter den langen Wimpern wissen doch den stillen Gruß zu erwidern, der ihnen vom Balkon geboten wird.

Verkäufer aller Art rufen indeß mit lauter Stimme ihre Waare aus, und singen die Endsilbe mit langgedehnter Betonung. Hier schreit ein Bäckerjunge sein pan fresco (frisches Brod), dort preist ein stämmiger Bursche mit einem tragbaren Herde auf dem Kopfe sein patos fritos, patos grandes (große, gebratene Kuchen), die er dem eßlustigen Käufer dampfend aus der Pfanne gibt. Indianerinnen mit Früchten oder Gemüsen recitiren in schrillendem Tone eine ganze Litanei von Dingen, die sie tragen; Schuhe, Tücher, Zeitungen, Flugschriften — kurz alles Mögliche wird laut ausgerufen. Häufig sieht man Kühe mitten in der Straße stehen, das sind die Milchlieferanten, deren Herren es sich bequem machen und vor den Thüren der Abnehmer melken. In der warmen Zeit vernimmt man in allen Straßen das nieve, nieve (Schnee) rufen; es sind die Eisverkäufer mit großen Blechgefässen auf dem Kopfe, welche für weniges Geld den Durstigen letzen. Aqua fresca (frisches Wasser) bieten Andere an,

die geschickt einen Teller mit gefüllten Gläsern auf der Hand balanciren. Gewiß ist der Konfektverkäufer in der Nähe, der wohl weiß, daß ein Törtchen zum frischen Getränk munde.

Die Buden der Handwerker stehen offen, und man sieht von der Straße die Thätigkeit im Innern der Werkstätte. Die Kleiderkünstler arbeiten immer bei offenen Pforten, auf niederen Stühlen sitzend, und rücken häufig auf das Trottoir hinaus, wenn das Licht im Innern der Hölle fehlt. Dasselbe thun auch die Schuhmacher und Sattler, und da sie den ganzen Tag Stoff zum Kritisiren haben, so fehlt ihnen die Fertigkeit nicht und sie gelten für lose Zungen. Die Klempner, Kupferschläger und Goldschmiede arbeiten auch bei offenen Thüren, doch da Hammer und Feile ihr Aug und Ohr beschäftigen, liegen ihnen die kritischen Studien ferner. Silberarbeiter findet man in jedem Dorfe und mehr noch in den Städten, denn die tausend kleinen Schmuckgegenstände werden noch nicht durch Fabriken geliefert, auch hat man gern Alles massiv von Gold oder Silber. Es ist dieses eine Eigenthümlichkeit der Mexikaner, daß sie eine Sache gar nicht wollen, wenn sie dieselbe nicht von der besten Art haben können. Das zeigt sich am deutlichsten im Handel. Schwere goldene Uhren werden stets gut verkauft, während wohlfeile silberne ganz unverkäuflich sind. Nur feine wollene Tücher haben einen Markt, die billigen groben Tücher gehen durchaus nicht. Wer nicht seidene Strümpfe bezahlen kann, trägt lieber gar keine, und der Fetzen eines seidenen Gürtels ist noch besser angesehen als ein neuer von Baumwolle.

Vom frühen Morgen bis zum Mittag rasten die Glocken nicht; die vielen Kirchen und Klöster suchen eine

Ehre darin, die Luft mit metallenen Stimmen in Schwingungen zu versetzen — manchmal fast zu viel für das Trommelfell. Das Geläute ist übrigens von dem in Deutschland sehr verschieden, weil die kleinen Glocken um ihre Achsen gedreht, die großen aber gar nicht in Bewegung gesetzt werden, da bei diesen das Seil an dem Klöppel befestigt ist, der dann in verschiedenstem Takt an das Metall geschlagen wird.

Vierter Abschnitt.

Die Antillen.

Ehe das von den Passatwinden geförderte Schiff zu dem westlichen Kontinent gelangt, stößt es zwischen dem 60. und 80. Längengrade auf eine lange Inselkette, die auf Vorposten gestellt zu sein scheint, um den entzückten Schiffer zur Fortsetzung seiner Fahrt einzuladen.

Auf welchem Punkte man auch ankommen möge, ist das Schauspiel unerschöpflich, so an kühnen, wie an anmuthigen Wirkungen, stets überraschend, stets bewunderungswürdig. Ermüdet von der Einförmigkeit eines uferlosen Oceans schauet das Auge zugleich die düsteren Gehölze und die vergoldete Savanne, belebte Städte und jungfräuliche Wal=

dungen; und über dieser kräftigen Urvegetation Felsen und Vulkane, die ihre scharfen Spitzen und drohenden Formen in einen klaren Himmel tauchen.

Das sind die Inseln Hayti, Cuba und Jamaika mit ihren unermeßlichen Vegas, ihren schönen beschatteten Flüssen, ihren großen Häfen, ihren kühnen Kap's und ihren blauen Bergen. Eine Menge von kleinen Inseln, mannigfaltig vom Zufall geformt, liegen zerstreut in diesen Meeren, fast zahllos wie die Sterne am Himmel. Barbados, ein großer Garten, übersäet mit zahllosen Wohnungen. Martinique, mit seinen abgeflachten Vorgebirgen, dem Glacis einer Festung nicht unähnlich. Trinidad, das man für einen vom Festland losgerissenen Fetzen halten möchte, mit dem noch jetzt der reißende Strom des Orinoko sein Spiel treibt. Dann, düster und wild, Dominica, die erste Entdeckung des Kolumbus auf seiner zweiten Reise, dessen phantastische Ufer, tiefe Schluchten, brausende Ströme, schroffe Abgründe, prachtvolle, übereinander gestapelte Waldungen ganz den Charakter einer Urwelt haben. Guadeloupe endlich, das sich, halb Ebene, halb Gebirge, dem Norden zu in reichen Zuckerplantagen entfaltet, dem Süden zu aber in einen Vulkan erhebt, der über diese Meere sein Rauchfaß schwenkt; er ist der Chimborasso dieses Inselmeeres.

So die Antillen. Hingesäet von den Mündungen des Orinoko ab bis zum Kap der Florida's-Halbinsel, scheinen sie die Blumen einer Seeguirlande zu sein, welche das Schwesterpaar der beiden Amerika's freundlich mit einander verbindet.

Ein tiefes und meist ruhiges Meer bespült leise ihre Küsten und häuft dort die merkwürdigsten Muscheln auf;

das heiße Klima wird durch sanfte Landwinde abgekühlt, welche den Bergthälern entströmen und durch die feuchteren Seewinde, welche die glühende Atmosphäre dämpfen. Der Boden erzeugt die auserlesensten und mannigfaltigsten Früchte: außer der Banane, der Feigen-Banane und der Ananas, deren Schönheit ihrer Würze gleichkommt, — außer dem Breiapfel, dem Canehlapfel, dem Butterbaum, dem Acajou und Kokosbaum, welche alle hier heimisch sind, gedeihen dort von andern Ländern verpflanzt der Orangen- und Citronen-, der Mango- und der Feigenbaum. Die Wälder enthalten seltene und kostbare Holzarten zum Bauen wie zum Färben, den Kakaobaum und die Baumwollenstaude, das Mahagony- und Campecheholz, den Wunderbaum, der das Ricinusöl liefert, und viele gummi- und ölreiche Bäume.

Das Mais ist treffliches Getreide; aber außer ihm findet man eine Menge anderer Nährpflanzen, z. B. den Maniok, der geröstet und zerstoßen die Kassave oder das Brodmehl gibt, ferner die Kartoffeln. Merkwürdig ist der Tabak, dessen sonderbare Benützung sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Diese tropischen Meere wimmeln von köstlichen Fischen, von welchen der Goldfisch, der Thunfisch, der Seehecht, der Tazar und die Schildkröte die gesuchtesten sind. Die weiten Einöden der Wälder sind von Thieren nur schwach bevölkert.

Zur Zeit der Entdeckung sah man dort den Pecari, eine Art wilden Schweins, den Alco, oder stummen Hund, der ganz verschwunden ist, das Aguti, halb Hase, halb Schwein, den kleinen Affen Macaque, ein Thier, das große Verheerungen anrichtet und außer in Trinidad von den Kolonisten ganz ausgerottet worden ist, endlich die große, drei Fuß lange Eidechse Iguana, die von den Karaiben als ein

Leckerbissen verspeist wurde. Papagaien von der größten Schönheit schmückten die Wälder mit ihrem glänzenden Gefieder, aber auch sie haben sehr abgenommen und werden nur noch auf Dominica und Trinidad gefunden. Die andern ausgezeichneten Vögel sind: die Turteltaube, das Rebhuhn, die Waldtaube, der Fettammer, der Spottvogel, der Pisangvogel, der Krebsfresser, der Gli-gli, das Teufelchen und vor allen der Kolibri, dieses Kleinod der befiederten Welt. Mit den Europäern sind auch die Hausthiere der alten Welt dort heimisch worden.

Aber diese Inseln, obwohl von der Natur reich begabt, sind auch nicht von mancherlei Plagen und Schrecknissen verschont geblieben. Orkane von einer Heftigkeit, wie wir sie in unserem Klima gar nicht kennen, zerreißen ohne Unterlaß diesen sonst so heiteren klaren Himmel; unter den mit den schönsten Farben geschmückten Pflanzen hauchen manche bösartige Gifte aus, und wie viele böse und giftige Reptilien leben noch außer dem Alligator, der an Seen und Flüssen im Schilfe haust, auf dieser heißen Erde! Kein tropisches Land ohne giftige Schlangen. Die Insekten vermehren sich in dem heißfeuchten Klima in's Ungeheuerste, und bilden eine nicht geringe Plage des Menschen, der, um nicht in träge Unthätigkeit zu versinken, mancherlei Reizmittel und mancherlei Kämpfe mit einer Natur bedarf, die ihr reiches Füllhorn so freigebig über ihn ausschüttet. Hat er doch immer noch der Freude und des Genusses im Ueberfluß. Die Savannen und Wälder sind bevölkert von einer Menge unschädlicher Käfer, von Fliegen mit glänzenden Schilden, unter welchen sich die wunderbare Feuerfliege oder der Fackelträger auszeichnet, der des Nachts in allen Richtungen umherfliegt und wie eine Feuergarbe flimmert, so daß

Kolumbus, als er diese Insekten zuerst zu Gesicht bekam, glaubte, die Karaiben versammelten sich unter Fackelschein, um sich seiner Landung zu widersetzen.

Zur Zeit der Entdeckung war dieser Archipelag von zwei Menschengeschlechtern bevölkert, die in Sitte und Gesichtszügen sich sehr von einander unterschieden. Die Insulaner von Kuba und Hayti waren höchst sanftmüthige Menschen, schlichten und zutraulichen Gemüthes, die in friedlicher Gesellschaft unter einander verkehrten, und wie erwachsene Kinder ein unbewußtes, aber keineswegs rohes und wildes Leben führten. Ihr Leben war patriarchalisch, ihre Gottesverehrung die des großen Geistes in seinem glänzenden Bilde, der Sonne, dem Vater der Blüthen, Früchte und der ganzen Pracht ihrer Inseln. Diese Kind-Menschen glaubten in den Echo's der alten Wälder die Stimme der Seelen ihrer Abgeschiedenen zu vernehmen. Die Spanier erschienen ihnen als Söhne der Götter, begabt mit der Gewalt des Donners und Blitzes, und verwachsen mit den vierfüßigen windschnellen Rossen. Das Schwert der Europäer hat dieß schwache Geschlecht vertilgt.

Nicht besser ist es aber dem stärkeren Karaibengeschlecht, das die kleinen Antillen bewohnte, ergangen. Diese Karaiben (auch Menschenfresser genannt) zeichneten sich durch ganz entgegengesetzte körperliche und sittliche Eigenschaften aus. Nomaden und Krieger, ebenso heimisch auf dem Ozean wie in den Waldebenen, tartarische Korsaren der neuen Welt, die auf ihren aus einem einzigen Baumstamm gehöhlten Kähnen Tod und Verderben von einer Insel zur andern trugen und ihre schwächeren Nachbarn beraubend umherzogen — traten sie den Europäern entgegen, furchtbar durch ihre Stärke und ihre Grausamkeit, ihre Tapferkeit und Gewandt-

heit. Breit von Schultern, die Muskeln angeschwellt unter dem Druck kleiner, baumwollener Bänder, den Kopf dicht bedeckt von einem langen, rabenschwarzen Haar, die Augen geübt im furchtbaren Rollen, die Haut kupferbraun, so zeigte sich diese Nation, die furchtbarste, welche den Europäern in der neuen Welt aufgestoßen ist. Ihre Erziehung und ihr Aberglaube war, wie bei allen räuberischen Völkern, nur auf Verachtung des Todes und auf Liebe zu kriegerischem Ruhm gegründet. Die Mutter focht mit, und das Kind stählte seinen Muth in den unerhörten Qualen, die ihm von der Hand seines Vaters auferlegt wurden. Familienweise in ihren Hütten gruppirt, die aus Ajupas-, Palmen- und Kokosblättern zusammengesetzt waren, anerkannten sie keine moralische Autorität als die ihrer Gaukler, und nur in dem Augenblicke, wenn eine Unternehmung vor sich gehen sollte, riefen sie den zum Führer aus, welcher der Verschlagenste war und am längsten die grausamsten Qualen, ohne zu klagen, erduldet hatte.

Nach Havannah auf der Insel Kuba.*)

Von den Mastspitzen der „Maria Jonnes" wehte lustig im frischen Morgenwinde die sternbesäte Flagge Amerika's. Wir hatten am Abend des 1. Dezembers Neu-Orleans verlassen, waren in der Nacht durch ein Schleppdampfboot den Mississippi herunter rasch an dessen Mündung bugsirt worden und befanden uns jetzt auf dem Golf von Mexiko,

---

*) Nach Alexander Zieglers Reiseskizzen.

um nach Westindien zu segeln. In Neu-Orleans war auf große Hitze eine so starke Kälte mit rauhem, schneidendem Winde gefolgt, daß ich mir eine Erkältung zugezogen hatte, die mich zu Bette nöthigte; aus diesem heraus hatte ich die Fieberstadt verlassen und befand mich auch wieder besser, sobald ich auf dem Wasser schwamm.

Bei freundlichem Sonnenschein schwanden Morgens die kahlen, nackten, mit Binsen bewachsenen und mit in's Wasser eingekeilten und angeschwemmten Bäumen bedeckten Ufer des Mississippi, und im Südwestpaß, in den Ausmündungen des großen Stromes, sahen wir den hellglänzenden Wasserspiegel des Golfs vor uns liegen. Die Küsten des amerikanischen Festlandes gewähren hier einen traurigen Anblick und scheinen in Schlamm und Sumpf versinken zu wollen, wie sie denn aus lauter angeschwemmtem Schlamm entstanden und nach und nach immer weiter vorgerückt sind. Der „Vater der Ströme," der gewaltige Mississippi, wälzt häßlich und langsam seine kothigen Wogen dem Meere zu, theilt sich einige Meilen vor seinem Ausfluß in mehrere Arme und ergießt sich so in einem halben Dutzend Ausmündungen zögernd in die bläulich dunkeln Wogen des Golfs. Wir hatten eine sehr ungünstige, neun lange Tage dauernde Fahrt, zuletzt auch noch totale Windstille, so daß wir nicht vom Platze kamen, es war aber eine herrliche warme Witterung, und wir fühlten deutlich, daß wir uns den tropischen Ländern näherten; die Sonne strahlte hoch am azurblauen Himmel und brannte so heiß auf das Verdeck unserer „Maria" nieder, daß wir ganz leicht gekleidet uns an der balsamisch reinen Luft ergötzten. Abgeschüttelt war nun die Seekrankheit; Heiterkeit und Freude kehrten in die Gesellschaft zurück und der längst ersehnte Nordost erhob sich

endlich, um zur allgemeinen Freude die Brigg mit vollen Segeln über die Fluthen hinzutreiben. Nachdem wir den Wendekreis des Krebses passirt hatten, sahen wir bald die Küsten der Insel Kuba aus dem Meer emportauchen.

Glücklich lavirten wir noch vor Sonnenuntergang durch eine schmale Einfahrt in den Hafen hinein, zwischen finsteren, auf beiden Seiten mit drohenden Kanonenschlünden besetzten Festungswerken, und im Angesicht des auf einem grünen Berg gelegenen „Castel del Moro“ ließen wir den schweren Anker fallen. Wir befanden uns in dem schönen Hafen von Havannah, der Hauptstadt von Kuba. Die Luft wehte mild, und aus der im Hintergrund liegenden beleuchteten Stadt schallten die Töne von Trompeten und Trommeln, sowie der Zuruf der Schildwachen an unser Ohr. Kaum graute der Morgen, so entrissen wir uns dem Schlafe und eilten auf das Deck, um das sich zeigende Panorama zu betrachten. Vor uns lag der Hafen mit seinem Mastenwalde, hinter ihm breitete die Stadt sich malerisch aus, eine echte Seestadt, denn ihre Mauern werden bespült von den Wogen des Golfs von Mexiko und die Schiffe ankern in ihren Straßen.

Die wehenden Flaggen aller Nationen, die Menge von Schiffen, die zahlreichen Gondeln, geführt von gebräunten, weißgekleideten Spaniern, das lebendige Treiben am Ufer des Hafens, der Eindruck von Lebendigkeit und Verkehr, dazu die balsamische Luft machte uns Fremdlingen einen höchst angenehmen Eindruck.

Nicht lange, so legten drei Boote an unserem Bord an. In dem ersten erschien ein wohllöbliches spanisches Gesundheitskollegium, um den Gesundheitspaß von Neu-Orleans vom Kapitän in Empfang zu nehmen, in dem zweiten die

hohe Zollbehörde und endlich in dem dritten die Wache, welche die Aufsicht über die Passagiere führt, damit sich keiner ohne Permiß an's Land begebe. Endlich nach diesen langweiligen Ceremonien erhielten wir für einen Dollar einen spanischen Paß; ein Boot brachte uns und unser Gepäck in einigen Minuten an's Ufer. Welche unendliche Menschenmenge bewegte sich hier auf und nieder! welcher geschäftige Verkehr auf jedem Schritt! Hunderte von Negern, ächte Afrikaner, waren unter eintönigem Gesange mit dem Ausladen von Waaren beschäftigt und zeigten den muskulösen Körper, der nur mit einer kurzen Hose bekleidet war. Der stolze Spanier, der gewandte Kreole, der häßliche Mulatte, der gesprächige Franzose, der gemüthliche Deutsche, John Bull und Bruder Jonathan bewegten sich in den leichtesten Sommeranzügen in der geräuschvollen Menge. Nach einer leichten Untersuchung auf dem Zollhause begaben wir uns mit einigen Schwarzen, welche die schwersten Gegenstände auf ihren Krausköpfen trugen, durch die engen Straßen nach einem amerikanischen Gasthofe, wo wir über die Mittagshitze Ruhe hielten, um in der Abendkühle die Stadt zu besichtigen.

Jedesmal fesselte mich der Fischmarkt am Meeresstrande; die glänzendsten Farben, die wunderlichsten Formen der Fische, Krebse, Seespinnen, Schildkröten sind hier zu sehen. Unweit des Fischmarktes zieht sich am Strande eine sehr lange bedeckte Halle hin, der Werft, an welchem die Goeletten befestigt sind, welche die Produkte aus dem Innern, Zucker, Kakao, Kaffee und den duftenden Havannahtabak nach der Hauptstadt bringen. Tausende von Menschen sind unter dieser Halle täglich beschäftigt und bilden die anziehendsten Gruppen. Die Stadt selbst ist nichts weniger

als schön zu nennen, sondern zeichnet sich durch enge, obwohl geradlinige Straßen, Unregelmäßigkeit und Schmutz aus; die üblen Gerüche sind manchmal ganz unerträglich. Die ungepflasterten Straßen sind so eng, daß man kaum den unzähligen hin und her fahrenden Volantes, einspännigen, mit der Gabel 18 Fuß langen Wagen, bei welchen der betreßte Neger auf dem Pferde reitet, ausweichen kann, so daß man immer in Gefahr steht, überfahren zu werden. Die Läden stehen offen und alle Handwerker arbeiten mehr auf der Straße, als in den Stuben.

Am Tage sind die Straßen weniger von Fußgängern, mit Ausnahme von Schwarzen, belebt, als von einer großen Zahl der Volantes; vornehme Damen sieht man nie gehen, sondern sie legen auch die kleinste Strecke im Wagen zurück. Die Häuser sind meist in maurischem Styl erbaut, nur ein bis zwei Stockwerk hoch, gewöhnlich hellblau, gelblich oder röthlich angemalt und bieten einen freundlichen Anblick. Die Dächer sind niedrig, mit halbrunden Ziegeln bedeckt oder bilden meist Plattformen (azoteas) mit einer hohen steinernen Einfassung, über die man bequem hinuntersehen kann, öfters sind auch kleine Gärtchen darauf. Das Haus bildet gewöhnlich ein Viereck, das in der Mitte eine Halle, in der gespeist wird, und einen offenen Hofraum hat, der gegen die Sonne mit einem Zelte bedeckt wird. Die innere Einrichtung ist höchst einfach; die Betten bestehen nur aus einem über ein Feldbettgestell ausgespannten Stücke Drill, ein Betttuch dient als Decke und ein großes Gazenetz umgibt höchst nothwendig das Bett gegen die Mosquito's. Statt der Reinlichkeit findet man gewöhnlich das Gegentheil in den Häusern. Was die Lebensordnung betrifft, so wird um 6 Uhr Morgens Kaffee getrunken, um 9 Uhr

nach englischer Weise gefrühstückt, und um 5 Uhr sehr reichlich zu Mittag gespeist. Die Menge der köstlichen Südfrüchte aller Art gibt dem Mahl eine besondere Würze, dazu wird wohlschmeckender katalonischer Wein getrunken, der in jeder Fonda und Posada sehr wohlfeil zu haben ist.

Der Waffenplatz (plaza de armas), einer der schönsten Plätze der Stadt, ist fast ringsum mit öffentlichen Gebäuden umgeben, z. B. dem schönen Palast des Gouverneurs der Insel und der gegenüberliegenden Kapelle, in welcher die erste Messe jenseits des Ozeans gehalten wurde und welche die Gebeine von Columbus einschließt. Die Statue von Ferdinand VII. in der Mitte ist von schönen Baumanlagen der prachtvollsten Palmen und Brodbäume umgeben. Man ergeht sich hier in der köstlichen Abendluft, und der hellstrahlende Sternenhimmel, die sanften Zephyrlüfte von der See, die ewig grünende und blühende Natur in ihrem schönsten Schmuck und Farbe, die Wohlgerüche Westindiens entfalten hier ihre Pracht vor dem entzückten Fremdling.

Sehr anmuthig ist der Paseo de Isabel, eine vielleicht $^3/_4$ Stunden lange, sehr breite Straße, die sich mit schönen Gebäuden zu beiden Seiten bis an das Meeresufer erstreckt. Zwischen feinen Palmbäumen durch ist hier in den Nachmittagsstunden ein eleganter Corso, Volante an Volante mit Damen besetzt, die in doppelter Reihe auf und ab fahren, dazwischen sprengen Reiter hin und her.

Die Havanneserinnen sind durchgängig von dunkler Gesichtsfarbe und von untersetzter Figur; rothe Wangen sind bei ihnen selten, sie haben aber die glänzendsten schwarzen Augen und sehr anmuthige Formen. Die junge und alte Damenwelt raucht Cigarren; eine Sennora im Morgenanzuge ohne Strümpfe, mit schmutzigen und zerrissenen

Kleidern, die Cigarre im Munde, ist ein gewöhnlicher Anblick, freilich kein anziehender. Ihre ganze Thätigkeit erstreckt sich auf Putz und Vergnügungen. Ueberhaupt wird jede Arbeit nur von Negersklaven gethan; die weiße Frau der niedrigsten Klasse würde es für eine Schande halten, auf dem Markte ihre Einkäufe zu machen, man läßt durch Schwarze einkaufen. Das Spanische spricht man auf Kuba sehr weich, die Havanneser haben sich nämlich mit der Sprache Kastiliens große Freiheiten erlaubt und ihr alles Harte und Schwerfällige abgenommen, so daß diese von Hause aus klangvolle und stolze Sprache unter diesem Klima eine vorzügliche Milde, Grazie und Schönheit gewonnen hat.

Aber nicht nur in der Mundart hat das Starre und Stolze des Mutterlandes dem Geschmeidigen und Biegsamen in der Kolonie Platz gemacht. Es liegt dieß nicht nur in dem heißen entnervenden Klima, sondern auch in der Art der spanischen Herrschaft über die schöne Insel, die Perle von Westindien. Kuba hat 2518 Quadratmeilen, von denen nicht der dritte Theil angebaut ist, die Bevölkerung ist namentlich im Innern ganz dünn, der Ertrag in keinem Verhältniß zur Ertragsfähigkeit, und dennoch ist die Insel die laufende Goldquelle Spaniens. Die ganze Verwaltung ist nur in Vollblut-spanischen Händen von habsüchtigen Abenteurern. Die auf der Insel, wenn auch von spanischen Eltern geborenen Kreolen erhalten kein Amt, nur Spanier sind die Herren der Insel. Alle Einrichtungen sind nicht auf die Beförderung des Wohlstandes von Kuba gerichtet, sondern nur auf Erzielung des höchsten Ertrags an Steuern. Alle die spanischen Don's vom Gouverneur bis auf den geringsten Zöllner herab, streben nur, sich zu bereichern, ob mit rechten oder unrechten Mitteln bleibt ihnen gleich,

daher ein heilloses Zoll-, und schamloses Schmuggel- und Bestechungssystem. Die zahlreichen Ausländer sind fast nur des Handels wegen, hier und da auch einer der Gesundheit wegen da; wenn sie reich geworden sind auf der Insel, so räumen sie den Platz und gehen anders wohin. Die ganze Gesellschaft verschlechtert sich unter diesem Erpressungssystem, dazu kommt noch die große auf der Insel herrschende Unsittlichkeit, die auch mit dem Sklavenhalten enge zusammenhängt. Die stärksten Gegensätze bewegen sich neben einander, wie wenn gut und schlecht ganz gleichberechtigt wäre. Feine und gebildete Sitten erscheinen neben Rohheit und Grobheit; Furchtsamkeit, Rechtlichkeit und Ehre neben gespreizter Frechheit, Schlechtigkeit und Entartung; Vertrauen und Uneigennützigkeit neben Intrigue, Lüge und Falschheit; eine richtende öffentliche Meinung ist nicht in Havannah. Die Natur ist aber unerschöpflich reich dort, daß das Land trotz alles Aussaugens nicht verarmt. Die Kubaner halten an Spanien fest, um vor ihren zahlreichen Sklaven und deren Empörung sicher zu sein, gegen die sie von Spanien durch eine Armee von 30,000 Mann geschützt sind. Diese hat, was mir neu war, eine fliegende Artillerie, bei der die Maulthiere Kanonen und Soldaten tragen, sie dient im Gebirge gegen geflüchtete und aufgewiegelte Schwarze.

Unweit der Festungsthore kann man Haus an Haus den Nationaltänzen der Neger zusehen. Diese bestehen in einer beständigen unregelmäßigen Bewegung der Hände und Füße, in einem wüthenden Hin- und Herspringen, das von einer furchtbaren Musik begleitet wird, welche einige Trommeln, die man aus hohlen, mit Fell überzogenen Baumstämmen fertigt, im Zweivierteltakt hervorbringen; dabei ertönt ein fortwährendes, tobendes Geschrei, welches die

Tänzer zu immer neuen, wüthenden Sprüngen hinreißt. Es ist ein eckelhaft rohes, wildes Schauspiel.

Später nahm ich mit Freude die Anerbietung eines Freundes an, der mir seine Kaffeeplantage zur Sommerwohnung anbot. Auf sehr dauerhaften, aber unansehnlichen Paßgängern ritten wir auf abscheulichen Wegen, meine Rosinante hatte als Zaum einen Strick im Maule, trabte aber prächtig von der Stelle, unser Weg war immer unter Palmen, Cedern und Bananen.

Diese Kaffeepflanzung bietet einen prachtvollen Anblick; an 2000 Bäume finden sich in einer einzigen Plantage, dazu kommen an 100 Neger und mehrere andere Arbeiter mit ihren Häuserchen, die sich malerisch um das Herrenhaus lagern. Die Blätter des merkwürdigen Baumes sehen fast wie Pomeranzenblätter aus, nur sind sie viel länger. Zwischen den Wurzeln der Blätter und Zweige treten die glänzend weißen Blüthen hervor, aus denen die Schote wächst, welche den geschätzten Kern einschließt, woraus man das in der ganzen Welt beliebte aromatische Getränk bereitet. Das ganze Jahr hindurch trägt der Baum Blüthen und Früchte. Um aber diese leichter abpflücken zu können, läßt man den Baum nicht seine volle Größe erreichen, sondern bricht die Spitze ab. Die Kaffeeernte dauert mehrere Monate, weil die Bäume immer neue Blüthen treiben, die allmählig zur Reife gelangen. Die reifen Früchte gleichen ganz unsern Kirschen, sie werden abgenommen und auf großen Asphaltplatten aufgeschüttet, wo nach 24 Stunden das Fleisch verfault oder vertrocknet ist, die Beere kommt sodann auf die Mühle, welche die Bohnen oder Kernen enthülset. Damit die Pflanzung nicht von der Luft oder von der brennenden Sonne leide, werden die zärtlichen, kleinen Kaffeebäumchen

durch große Boskets geschützt, die aus prachtvollen Bäumen gebildet sind. Diese Boskets sind im Viereck gepflanzt, und die Zugänge sind mit Palmenbäumen, Mangos, Platanen, Bananen und Bambus besetzt. In der Mitte dieser wächst auch der Baumwollenbaum,*) dessen ungeheurer Stamm gleich einer ägyptischen Pyramide sich erhebt; seine mächtigen Zweige überragen die Gipfel der andern Bäume und erreichen eine gewaltige Höhe. In diesem dichten Laubdach vereinigen sich alle Arten von Blättern; das leichteste und zarteste verschlingt sich mit dem massivsten, wie das blasseste mit dem grünsten. Diese köstlichen Boskets werden immer durch den Hauch angenehmer Winde bewegt, die während des Tages von dem Meere und während der Nacht von den Bergen her wehen.

Der Orangenbaum prangt auf allen Seiten mit seinen balsamischen Blüthen und goldenen Früchten; die Rosen von Jericho, die das ganze Jahr hindurch blühen, bilden, neben Reihen von Fichtenbäumen, prächtige Gruppen. Das Girren der Turteltauben verschmelzt sich mit dem sanften Rauschen der Winde in den Zweigen und Blättern; zuweilen nur unterbricht oder übertönt das wilde Geschrei des Catorra oder Guacomaya dieses harmonische Geräusch.

Ein Orkan auf Kuba.

Am Sonnabend den 10. Oktober 1846, Abends 10 Uhr, war der Sturm, nachdem er schon einige Tage vorher stark

---

*) Der Baumwollenbaum ist eine Pappelgattung und hat den Namen von seinen flockigen Blüthen, die wie Baumwolle in der Luft hin- und herfliegen; die Baumwolle wird nicht von diesem, sondern von der Baumwollenstaude gewonnen.

geweht hatte, aus Osten mit einer Wuth losgebrochen, die den vor zwei Jahren ausgebrochenen Orkan um das Doppelte übertraf. Mit der eintretenden Finsterniß nahmen der Orkan und der herabströmende Regen an Heftigkeit zu. Auf der gepeitschten See thürmten sich Wellen auf Wellen, und die hochaufspritzenden Wogen schlugen zischend und brausend an das Land. Der Kampf der Elemente steigerte sich immer mehr. Man schloß die Häuser, vernagelte Thüren und Fenster; das Meer stieg und die Straßen standen bald unter Wasser. In jeder Minute wuchs die Gefahr. Dächer wurden abgedeckt, Ziegel, Bretter und Balken stürzten prasselnd in die Straßen hinunter, Häuser brachen zusammen und der angstvolle Hilferuf der Menschen tönte bisweilen aus dem brausenden Orkane heraus. Im Hafen wurden die Schiffe von den Ankern losgerissen, gegeneinander geworfen und zertrümmert. Gegen 70 Schiffe gingen dabei zu Grunde und viele Menschen wurden das Opfer eines schrecklichen Todes. Nach angstvoller Nacht brach der Morgen an und mit ihm eine Pause der Ruhe. Doch es war die Ruhe eines Vulkans, denn bald entfesselte sich die Wuth des Sturmes mit erneuter Macht. Die schrecklichste Zerstörung begann; Thürme stürzten ein, Häuser wurden weggerissen, Thüren und Fenster fortgeschleudert, Bäume entwurzelt und Pflanzen vernichtet. Erst den 11. Oktober gegen Abend ließ der Sturm nach, und das Werk der Zerstörung war vollendet. Das Gras war durch das Peitschen des Windes und das Spritzen des Seewassers schwarz geworden und wie verbrannt, große Stücke Landes waren weggespült, den Hafen bedeckten Trümmer und schwimmende Leichen. Hunderte von Menschen waren durch eingestürzte Gebäude begraben, hunderte auf andere gräßliche

Weise erschlagen und getödtet worden. Auch im Innern der Insel hatte der Sturm großen Schaden angerichtet, die Palmbäume entwurzelt und die Plantagen theilweise zerstört.

Eine Zuckerplantage auf Kuba.*)

Die schönste, obwohl nicht die größte der kubanischen Pflanzungen, ausgezeichnet durch ihre herrlichen Gebäude und kostbaren Apparate, von allen Seiten als eine Musterpflanzung betrachtet, führt den angemessenen Namen Flor de Cuba (Blume von Kuba). Auf der nordöstlichen Seite der Insel gelegen gleicht sie in ihrem Aeußern einem der vielen Wirthschaftsgüter, wie sie sich so zahlreich in Deutschland finden. Das zweistöckige, geschmackvolle, mit luftigen Verandahs umgebene Herrenhaus bildet, in einem wohlerhaltenen Garten liegend, den Mittelpunkt, an welchen sich die Wohnungen der Aufseher, die Trockenhäuser, das Hospital, ein Haus, worin die Kinder der Neger gepflegt werden, die Zuckermühlen, die Schule und endlich die Hütten der Neger und Chinesen in einer langen Straße reihen. Der Zuckerbau ist hier die Hauptsache, und von den zur Pflanzung gehörigen 1000 Acker Landes werden etwa 800 mit Zucker, die übrigen mit Mais, Kaffee u. dgl. bestellt. Zur Bestellung dieser Fläche werden 650 Arbeiter gehalten, von welchen 350 Sklaven und 250 Chinesen sind. Die übrigen sind freie Arbeiter, Aufseher, Bötticher, Mechaniker, Fuhrleute 2c. 2c. Der Transport des Zuckerrohrs

*) L. Fromm. (Ausland 1857. S. 531.)

zur Mühle geschieht auf Ochsenwagen, und es werden zu diesem Zwecke 80 Wagen gehalten. Man fährt immer mit vier Ochsen, und da jedes Gespann nur einen halben Tag arbeiten kann, muß man für jeden Wagen acht Ochsen ernähren, im Ganzen also die bedeutende Anzahl von 640 Ochsen.

Die Zuckermühlen sind die sehenswürdigsten Gebäude; es gibt ihrer zwei, welche, nur ein Geschoß hoch, unter Einem Dache liegen und viel Aehnlichkeit mit einer der großen Zuckerfabriken in Berlin haben. Jede Mühle hat drei 6 Fuß lange Cylinder, welche nur je $1/8$ Zoll von einander entfernt sind, und das Rohr mit solcher Gewalt zermalmen, daß es fast ganz trocken und so dürr wie ein Papierblatt wird. Eine Dampfmaschine von 50 Pferdekraft ist erforderlich, um beide Mühlen unter solchem Druck in Bewegung zu setzen.

Der in Rinnen, welche sich unter den Cylindern befinden, auslaufende Saft ergießt sich in ein steinernes Behältniß, aus welchem ihn eine Pumpe in 14 große Kessel führt, die mit Dampf erwärmt ihn sofort konzentriren. Durch Hähne abgelassen läuft er über Kohlenfilter in die Vakuum-Pfanne, worin er verdampfen muß. Darauf wird er über kupfernen Röhren verdichtet, abermals durch Kohle filtrirt, wobei er nun eine weiße Farbe bekommt, und schließlich gelangt er in eine zweite Vakuum-Pfanne, in welcher er durch weiteres Verdampfen zum Krystallisationspunkte gebracht wird. Jetzt bringt man ihn in ein anderes Gebäude, das Trockenhaus, und füllt ihn mit kupfernen Löffeln in große Formen, deren jede 60 Pfund Saft aufnehmen kann.

Beabsichtigt man nur die Bereitung der Muscovado —

was auf dieser Plantage nur wenig geschieht — so wirft man den Zucker aus den Formen ohne Weiteres in Oxhofte. Diese sind am Boden mit Löchern versehen, aus welchen der Syrup ablaufen kann, sie bleiben so vier Wochen hindurch stehen. Alsdann ist der Zucker trocken und zum Verschiffen geeignet.

Der theurere und vortheilhaftere Kastenzucker muß noch einer Reinigung mit Thon unterworfen werden, welche am Tage nach seiner Einfüllung auf folgende Weise bewerkstelligt wird. Man schafft die Formen auf den großen langen Trockenboden, in welchem sich 800 bis 1000 viereckige Löcher befinden, die bestimmt sind, die untern spitz zulaufenden Enden der Formen aufzunehmen und aufrecht zu erhalten. Dieß untere Ende ist mit einem Stöpsel versehen, welcher herausgezogen wird, sobald der Zucker zu erkalten beginnt und eine feste Masse bildet, was sehr bald geschieht. Nun legt man auf die Oberfläche eine Quantität feuchten schwarzen Thons, wie er sich auf Kuba überall findet. Das Wasser desselben verbreitet sich schnell durch die Zuckermasse, tröpfelt aus der untern Oeffnung ab und nimmt auf seinem Wege die Farbe und Unreinlichkeit mit fort, welche sich etwa noch in der Masse finden. Dieser Prozeß muß mehrmals wiederholt werden, und es dauert wohl 20 Tage, bis die Reinigung vollendet ist.

Dann werden die Formen umgekehrt, der Zucker wird herausgenommen, und die Neger zertheilen ihn, je nach seiner Farbe, mit einem großen dünnen Beil in weißen, gelben und braunen Zucker. Der obere Theil des Formzuckers ist natürlich der reinste, während der untere gewöhnlich braun und feucht ist, und noch eine Zeitlang zum Abtrocknen bei Seite gestellt wird. Jede Farbe wird für

sich in große, 400 Pfund enthaltende, Kasten gepackt und in die Sonne oder an den Ofen zum letzten Austrocknen gestellt. Ist auch dieß beendet, so werden die Kasten vernagelt, mit Streifen rohen Kuhleders umgeben, gewogen und gezeichnet. Jetzt sind sie zum Verschiffen fertig.

Der Ertrag einer Zuckerplantage ist ein sehr bedeutender, wenn derselbe auch von der Witterung und Handelskonjunkturen sehr abhängig ist. In guten Jahren berechnet man die Ernte auf 10,000 Kasten Zucker und 1000 Oxhoft Muskovado, was bei den jetzigen Preisen eine Einnahme von 500,000 Thaler ergeben würde. Für die beträchtlichen Arbeitskosten und die Verzinsung der Schulden, welche überall reichlich auf den Pflanzungen lasten, rechnet man die Hälfte des Ertrages ab, und so bleibt noch die andere Hälfte reiner Gewinn — ein Ergebniß, das allerdings europäische Begriffe übersteigt.

Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen.

Im Monat November, dem Zeitpunkt der Blüte, ist ein Zuckerrohrfeld eines der prachtvollsten Gemälde der Natur. Je nach der Beschaffenheit des Bodens oder der Kultur richtet sich die Höhe der Pflanzen. Ist aber der Augenblick der Reife vorhanden, so prangt das ganze Feld als ein weiter Teppich im reinsten Goldglanze, dem die Sonnenstrahlen in breiten Purpurstreifen ihre verschiedenen Schattirungen aufdrücken. Die Spitze der Stengel ist schwärzlich grün, doch ändert sich, je nachdem die Pflanzen durch Wärme oder Reife trocknen, ihre Farbe und wird

rothgelb; lange und schmale Blätter fallen oben von den Stengeln herab, und scheinen sich zu öffnen, um einen Pfeil oder eine Silberspitze hervorspringen zu lassen. Die Höhe des Rohrs, unserem Schilfrohr nicht unähnlich, schwankt zwischen zwei und sechs Fuß, und auf seiner Spitze schwebt sanft ein Busch weißer Federn, die sich in einer zarten Franse endigen, deren Farbe an die blühenden Büschel unserer Hollunderbäumchen erinnert.

Fängt aber diese Pflanzung, welche die Sonne mit ihrem Alles dörrenden Strahl zuweilen für die Verwüstungen des Brandes ordentlich zubereitet, Feuer, dann zeigt sich das malerische und schreckliche Schauspiel, dessen ganze Pracht kaum ein Dichter oder Maler darzustellen im Stande ist. Die Flammen verbreiten sich mit der Schnelligkeit des Blitzes und verzehren Alles, was in ihren Weg kommt. Manchmal fängt ein kurz zuvor abgeerntetes Feld Feuer, das sich ausdehnt und bald den ganzen Hügel bedeckt; es folgt den kreisförmigen oder geraden Linien, die man zog zur regelmäßigen Pflanzung der Rohre. Seine majestätischen Wellen haben anfangs einen Glanz und einen Schimmer, die nicht durch Worte zu schildern sind; wenn dann die Gewalt des Windes die Stärke der Hitze noch vermehrt, so nehmen sie eine düstere Färbung an, und man glaubt, jene flüssigen Lavaströme zu sehen, die sich mit Ungestüm von feuerspeienden Bergen herabwälzen.

Sobald man bemerkt, daß das Feuer eine Pflanzung ergreift, schlägt man mit verdoppelten Schlägen auf die Lärmmuschel; die Echo's ertönen und senden den Schall weithin; der Lärm verbreitet sich auf den benachbarten Niederlassungen. Der Klang dieser Muscheln, der Anblick der Neger inmitten des Feuers, das Ausdrucksvolle in ihren

Pantomimen, ihre hastige Arbeit, das ungeduldige Toben und Lärmen der Weißen, die Gruppen von Pferden und Mauleseln, welche den Hintergrund des Gemäldes bilden, die Unordnung und Verwirrung überall, dazu das Knistern und Krachen der brennenden Rohre und die Wirbelsäulen des Rauches: Alles das bildet ein höchst interessantes Schauspiel, das in der Nacht wirklich erhaben wird.

Sobald man im Augenblick der Ernte in einer Pflanzung Feuer bemerkt, sucht man in aller Eile einen Theil davon einzusammeln, um dem Weitergreifen des Brandes Einhalt zu thun. Nichts gleicht der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man in solchen Augenblicken an den Tag legt. Bricht es nach der Ernte in dem Gestrüppwerk aus, und verbreitet es sich mit Heftigkeit, so macht man schnell am Ende des Feldes einen Haufen von den trockenen Blättern und Gräsern — es ist das kürzeste Mittel, die Fortschritte des Feuers zu hemmen, wenn man es um diesen Haufen brennbarer Stoffe konzentrirt und es seine Richtung gänzlich ändern läßt.

Negerhütten auf den Antillen.*)

Die Neger, besonders diejenigen der französischen Pflanzungen, sind in Hütten versammelt, die in der Regel nicht weit von den Herrenhäusern stehen; jeder Neger hat seine eigene. Die Einrichtung der Negerhütten hängt von den Mitteln ab, welche die Gegend, worin man sich befindet,

*) Die Antillen, von Viktor Schölcher.

darbietet. Man trifft zuweilen aus Stein erbaute, ganz anständige Häuser, worin die Neger wohnen: gewöhnlich aber sind es nur elende Hütten von Bambusrohr, welches über Latten gelegt, mit Erde überworfen und mit Zuckerrohrblättern bedeckt ist. Die Hütten bilden beständig ein Viereck, das durch eine kleine Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist. Die Hütte selbst gehört dem Pflanzer, die Geräthe dem Sklaven. In einigen kann man Tische, Stühle, Kommoden, Spiegel, Betten mit Kopfkissen, Decken und Matratzen sehen, aber diese gehören dann nur den Aufsehern (commandeurs) und ersten Arbeitern, welche ihren schwarzen Brüdern in Allem voraus sind. Die Mehrzahl bewohnt Hütten, wo man nichts als eine schlechte Bettstelle findet, zuweilen auch eine Bank oder einen verkrüppelten Stuhl, einiges irdene Küchengeschirr; eine oder zwei Kisten und einen unbedeckten Fußboden. Alles ist kahl, dunkel und von dem Canari-Feuer geräuchert, welches ohne Kamin in einem Winkel brennt. In manchen Hütten sieht man nichts als das Canari, nämlich den Wasserkessel, der auf drei Steinen ruht, ein Brett oder eine Matte auf dem Boden zum Schlafen, ein Geflechte aus grobem Bambus statt eines Wasserkrugs, eine Schnur quer übergezogen, um einige zerlumpte Kleider daran zu hängen, und weiter Nichts.

Der Neger trägt, wie die meisten Menschen, den Hang zum Luxus in sich, er liebt schöne, bunte Kleider, und macht allerlei Zeichnungen auf Flaschenkürbissen, die ihm als Schüsseln, Gläser, Teller und Tassen dienen; aber seit dreihundert Jahren hat er mitten unter denen, die ihn durch die Knechtschaft zu vervollkommnen vorgaben, auch nicht die geringste Einsicht von dem bekommen, was kom-

fortabel ist. Seine Hütte ist noch immer das Bild einer Sittenrohheit, die an Wildheit grenzt. Ein Pflanzer aus der Gegend von Port-Louis auf Guadeloupe, Herr Berthier, der stets bemüht war, seinen Geist vor den schädlichen Einflüssen zu wahren, welche die Sklaverei auf die Herren wie auf die Sklaven ausübt, sagte uns, indem er uns die Negerhütten zeigte, mit traurigem Tone: „Ich schäme mich, Euch das Elend dieser armen Leute zu zeigen! aber was meint ihr? ich habe alles Mögliche aufgeboten, um sie an bessere Ordnung zu gewöhnen. Doch ich mußte darauf verzichten; sie sind durch ihren Stand zu tief erniedrigt, und begreifen nicht, was ich ihnen deutlich zu machen suche."

Es ist hier wie bei allen Wilden die gleiche Erfahrung, die Kultur schlägt entweder gar nicht an, oder beleckt und verdeckt die alte Rohheit nur äußerlich und auch vom Christenthum nehmen sie häufig mehr äußerliche Formen an, als das Wesen selbst.

Kleidung der Neger.

Was die Kleidung betrifft, so erhält der Sklave jedes Jahr eine Kasake von Tuch, eine Mütze, zwei Paar Hosen und zwei Hemden von grober Leinwand, die oft durch einen lächerlichen, abgenützten Soldatenanzug ersetzt werden. Ein Schwarzer weiß nicht, was ausbessern ist. Er ist gänzlich unbekannt mit den Auskunftsmitteln der Armut, Jedermann hält es für vergeblich, ihn darin unterrichten zu wollen. Er legt ein Hemd an, pflegt es oft zu reinigen

und behält es so lange als möglich auf dem Rücken; aber es zu flicken, wenn's Noth thut, fällt ihm nicht ein, weder ihm noch seiner Frau. Bei alledem ist zu verwundern, wie lange er es dennoch zu konserviren weiß; es sind am Ende oft nur noch Schnüre und Fäden, ich möchte fast sagen nur noch das Gerippe übrig, und er hat seine ganze natürliche Gewandtheit nöthig, um dem alten Gewande jeden Morgen die verschwundene Form wieder zu geben. Cuvier hatte gewiß nicht mehr Mühe, den Knochenbau eines vorsündfluthlichen Thieres zu finden, als ein Neger hat, sein Hemd anzulegen. Die Fetzen können den Philosophen in Rührung versetzen, unsere Empfindsamkeit dürfen sie aber nicht erregen, denn es verbindet dort Niemand einen Begriff von Schande damit, und unter den Tropenländern sind Kleider fast ein Ueberfluß. Wir erinnern uns eines Negers, dem sein Herr wegen der zerfetzten Beinkleider, die kaum noch an den Beinen halten wollten, zurief: „Schämst du dich nicht, so nackt daher zu kommen!“ Der Neger erwiderte ganz unbefangen: „Warum mich schämen? bin keine Negerin!“

Alle Neger gehen barfuß. Alte Verordnungen verboten ihnen, Schuhe zu tragen. Man gewöhnte sich, wie dieß immer geschieht, am Ende so daran, daß heutzutage Stiefel oder Schuhe für die Sklaven oder Freigelassenen ein Gegenstand des größten Luxus sind, obgleich jene Verordnungen nicht mehr bestehen. Selbst wenn die Neger in größtem Putz zur Stadt kommen, tragen sie doch bis zum Eintritt ihre Schuhe in den Händen.

Fruchtbarkeit des Bodens und Trägheit seiner Bewohner.

Glückliches Land, in welchem man dem Himmel seine Freigebigkeit zum Vorwurf macht, in welchem nur drei Monate Kälte hinreichen würden, die Leute arbeitsam zu machen! Hier in der That gibt die Sonne fast ohne Anbau des Bodens die Früchte; hier ist eine Kraft, eine Ueppigkeit des Triebs, der mit unerhörter Leichtigkeit Ernten gibt. Nichts ist auf den Antillen häufiger zu sehen, als daß z. B. auf einem Leuchterbaum Blüten, grüne und reife Früchte, und alte gelbliche Blätter neben halbgeöffneten Knospen sich zusammenfinden. Diese ungeheure Fruchtbarkeit steht niemals stille. Zwei Felder (sechs Morgen) mit Bananen bepflanzt, geben in jeder Woche 1500 Pfund Nahrungsmittel neun Monat lang. Man trifft Brotbäume, welche durchschnittlich alle Jahr 1000 Stück Früchte geben, jede zu fünf Livres. Die Knollen der Brotstaude bleiben von dem Anbauer unberührt, die Setzlinge befinden sich schon in dem kleinen Strauche, der sie trägt, und jeder Strauch liefert deren 12—15.

Der Neger ist mäßig, hat so wenig Bedürfnisse als möglich, ist gewohnt, vom Anfang bis zum Ende des Jahres sich mit Brotmehl und gesalzenem Stockfisch zu nähren, der Kleidung aber fast ganz zu entbehren, endlich in einer räucherigen Hütte zu wohnen, die er ganz allein bauen und ausbessern kann. Was sollte ihn da antreiben, seinen Geist anzustrengen und Schätze zu sammeln?

Der Kolonist ist aber eben so träge, wie der Neger und der Europäer; von Haus aus so thätig, anfangs so ungestüm, weicht er, wenn er nach Verlauf eines Jahres sein Feuer verloren hat, dem Einfluß des Klima's. Er

entgeht nicht dem glühenden Hauch der Antillen, der alle lebenden Wesen entnervt. Es ließen sich tausende unterhaltende Erzählungen anführen, um eine Vorstellung zu geben von der Art und Weise, wie die Sonne in den heißen Ländern auf den Menschen wirkt. Man sieht auf den Kolonien weiße Knaben von sieben bis acht Jahren, die eine Negerin brauchen, um sich anzukleiden. — Eine Kreolin, die auf einem Stuhle sitzt, läßt ihr Taschentuch neben sich niederfallen. „Elisia!" — ruft sie nachlässig. — „Maam" — antwortet die Sklavin eine Minute später, und drei Minuten gehen hin; dann ruft die Herrin wieder, ohne Aerger, ohne Zorn, so sehr ist sie daran gewöhnt: „Elisia!" — „Ich kommen Maam," versetzt die Negerin, aber Jedermann weiß, daß ein „ich kommen" auf den Antillen sich immer von 120 bis 150 Sekunden verlängert. Es vergehen also auf's Neue zwei Minuten, ehe die träge Elisia erscheint. — „Was wollen Maam?" — „Siehst du nicht, meine Liebe? gib mir das Taschentuch, das auf den Boden gefallen ist." Ohne irgend ein Zeichen des Erstaunens bückt sich die Negerin und hebt das Taschentuch auf. — „Weiter nichts wollen, theure Herrin?" — „Nein, Elisia, du kannst gehen." — Nahezu eine Viertelstunde ist darüber hingegangen. Hätte die schöne Kreolin sich die Mühe genommen, den Arm auszustrecken, so hätte sie das Taschentuch aufheben können.

Die Neger in Britisch-Guyana.*)

Britisch-Guyana wurde, in Folge einer Uebereinkunft im Jahre 1812, von den Niederlanden an Großbritannien

*) Unter den Tropen. Von K. F. Appun. 2. Bd. Britisch-Guyana (Jena 1871).

abgetreten, unter dessen Herrschaft das Land bis jetzt steht. Es geht seitdem in Ackerbau und Handel mit Riesenschritten vorwärts. Der 1. August 1838 gab allen Sklaven in Britisch-Guyana, die sich auf eine Seelenzahl von 82 824 beliefen, die Freiheit, wofür den Plantagenbesitzern vom englischen Parlament eine Entschädigungssumme von 4 297 117 Pfund Sterling gezahlt wurde, während der eigentliche Kaufpreis 9 489 550 Pfd. St. betrug.

Der plötzliche Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit wirkte auf den an stete Knechtschaft gewöhnten Neger wie betäubend; die meisten der bisher in den Plantagen beschäftigten Schwarzen verließen ihre ehemaligen Herren, um sich angenehmere Beschäftigung zu suchen, d. h. um ein nach ihren Begriffen glückliches Faullenzerleben zu führen.

In einem Lande, wo die Natur Alles, was zur Erhaltung des Lebens nöthig, in reichlichem Maße hervorbringt, hält es nicht schwer für den Menschen, seinen Lebensunterhalt ohne große Anstrengung zu beschaffen. Eine mit geringer Mühe hergestellte Anpflanzung von Bananen, Papayas, Brotfruchtbäumen, Cassave und dem für die Schwarzen so werthvollen Quimbombo (Hibiscus esculentus, wie der Affenbrotbaum zu den Malven gehörig), welche in sechs bis neun Monaten eine reichliche Ernte liefern; ein naher, durch Fischreichthum ausgezeichneter Fluß; der Wald mit seinem Geflügel und niederen Säugethieren — Alles dieß bietet dem freien zur Arbeitslosigkeit geneigten Neger hinreichenden Lebensunterhalt. Am liebsten verträumt er den Tag in der Hängematte, während seine Lebensgefährtin die Speise besorgt.

Weder auf dem Lande noch in der Stadt haben die Neger bis jetzt irgend einen Fortschritt in Verbesserung

ihrer Häuslichkeit gemacht. Ein oder zwei hölzerne Bänke und ein roh gearbeiteter Tisch, auf welchem Töpfe, Tassen, Teller, Kessel, blecherne Gefäße und die unvermeidlichen Calabassen bunt durcheinander stehen, bilden ihr ganzes Möbel. Die Calabasse (der Flaschenkürbis) ist ihr vornehmstes Hausgeräth, sie dient als Waschbecken, Wassereimer, Trinkgefäß, Eßschüssel und zu noch manch anderen Zwecken. Noch liegen wohl auf dem Estrich ein paar viereckige Gelten, in denen die Negerinnen Gemüse zu Markt bringen, und ihre Einkäufe an Fleisch, Fischen, Bananen rc. zurücktragen, sie dann aber auch alsbald zum Aufbewahren schmutziger Wäsche oder als Wiege für den jüngsten Sprößling benutzen. Ein dritter Hauptgegenstand des Haushalts ist ein großer Holzklotz, mit einem runden tiefen Loch versehen, der zum Stampfen der unreifen Bananen in eine teigartige Masse dient, die unter dem interessanten Namen fon-fon bei Negern und Farbigen sehr beliebt ist.

Dieß ist meist der ganze Haushalt der auf dem Lande lebenden Negerfamilie; von Ordnung und Reinlichkeit merkt man wenig.

Der in der Stadt lebende Neger ist freilich gezwungen, mehr zu arbeiten. Hat er etwas erübrigt, so wird es alsbald in Rum, Tabak und allerlei Putz verthan.

Die in Amerika geborenen Neger heißen bekanntlich Creol-Neger. Ihre Hautfarbe ist nicht so schwarz wie bei den geborenen Afrikanern, auch haben ihre Gesichtszüge mit der Zeit und durch den Generationswechsel eine merkliche Veränderung erlitten, indem sie sich mehr dem europäischen Typus nähern. Ihre Nase ist gerader und weniger platt, der Mund schmaler, die Lippen dünner und das Haar weniger kraus und wollig, als bei der früheren Generation.

Zum Theil kommt das wohl auf Rechnung der Beimischung von Indianer- und Creolenblut. Allein auch die von reinem Negerblut Abstammenden zeigen diese Veränderung.

Die Creolneger haben nicht dieselbe entschiedene Charakterfestigkeit, wie die geborenen Afrikaner, besitzen jedoch viel schnellere Fassungskraft und einen ausgebildeteren Verstand. An Aufrichtigkeit fehlt es ihnen ebenso, wie den afrikanischen Negern.

Sie zeigen eine auffallende Hinneigung zu europäischen Sitten. In der Woche kaum mit einigen Lumpen bedeckt, erscheinen sie des Sonntags in eleganten Beinkleidern und Röcken, mit französischen Cylindern auf dem Kopf und Glanzstiefeln an den Füßen. Dann nähern sie sich auch wohl mit größter Cordialität dem vorübergehenden Weißen, strecken ihm die behandschuhte Rechte entgegen und fragen: How do you do, Sir? (Wie befinden Sie sich, mein Herr?) Die Sprache eines Neger-Dandy (Zierbengels) ist höchst geziert; er spricht ächt London slang. Abends begibt er sich nach der Kirche und geht mit dröhnendem Schritt durch dieselbe dahin, um zu zeigen, daß er Stiefeln besitzt, die auf seinen fleischigen Füßen hörbar genug knarren. Vom Prediger aufgefordert, spricht er mit lauter salbungsvoller Stimme sein Gebet und besonders dumpf und schauerlich ertönen seine Worte: O Lord have mercy with us sinners! (Gott sei uns Sündern gnädig!) Nach Beendigung desselben sieht er sich rings um, welchen Eindruck seine Worte auf die Zuhörer gemacht haben. Sobald er aber die Kirche verlassen hat, geht er an einen Ort, wo Sonntags heimlich Rum verkauft wird, betrinkt und prügelt sich zum Schluß mit seinen Kameraden. Den andern Morgen wandelt er wieder zerlumpt und barfuß in den Straßen umher.

In Folge der Emancipation der Neger und ihrer dadurch herbeigeführten Unlust zu angestrengter Arbeit entstanden in Britisch-Guyana die sogenannten Freehold-Besitzungen, indem mehrere Plantagenbesitzer ihre Besitzungen verkaufen mußten — aus Mangel an Arbeitern. Sie wurden dann von einer Gesellschaft Schwarzer angekauft und in eine Anzahl gleicher Theile getheilt, auf denen dann Negerhütten gebaut wurden. So entstanden kleine Dörfer, die mit hochtönenden Namen, wie Victoria, Alberttown, Queenstown (Königin-Stadt) u. s. w. getauft wurden.

Selten trifft man in diesen „Freehold-Etablissements" ein leidlich gebautes, reinlich gehaltenes Haus. Das größte ist die Rum-Schenke. Von Drainage oder einem Kanal zur Ableitung des Unraths ist in diesen Niederlassungen nicht die Rede und das Regenwasser sammelt sich in den Gräben und um die Häuser umher in großen Teichen, welche es zur Regenzeit fast unmöglich machen, die Straßen zu passiren. Das einzige gut gehaltene und nette Gebäude ist die Kirche, die in den meisten dieser Niederlassungen vorhanden ist und einen angenehmen Gegensatz gegen die umherliegenden, halb zerfallenen und schlecht gebauten Wohnungen bildet.

Die Zahl der Kirchen ist in der Zunahme und mag einige 40 betragen, sie sind großentheils von Beiträgen der Neger, auch der sehr zahlreichen Kuli's erbaut und ihr Einfluß ist ein bedeutender, und für die Hebung der Verhältnisse augenscheinlich günstiger.

Stiergefecht und Metzgerei in Puerto Cabello (Venezuela).

Es ist ein bezeichnender Zug im Charakter der romanischen Völker, daß sie hart und grausam gegen die Thiere sind, während die deutschen Stämme viel mehr Herz für dieselben haben, wie schon der Ausdruck „das liebe Vieh" besagt. Der Italiener, namentlich der Neapolitaner, behandelt das Pferd auf die brutalste Weise; der Spanier in der alten und neuen Welt labt sich an den blutigen Stierhetzen, und selbst das Abschlachten der Thiere wird unter seinen Händen zur grausamen Thierquälerei.

Der Schlesier Appun, ein Naturforscher, welcher lange in Venezuela und den übrigen Ländern des früher spanischen Südamerika gereist ist, gibt uns folgendes Bild von einem Stiergefecht in der Hafenstadt Puerto Cabello.*)

Nach vier Uhr begann die Landbrise zu wehen und die drückende Hitze sich etwas zu mildern. Ich beschloß, die Außenstadt, in der mich noch mehr als in der Innenstadt das fremdartige Getreibe anzog, nochmals zu besuchen.

Ein Viertel der einen ihrer Hauptstraßen fand ich durch hohe Pallisaden abgesperrt, vor denen eine bunte Volksmenge sich befand, die in wildem Lärm Alles überbot, was ich in dieser Art bis jetzt gehört hatte.

Eine gräßliche Instrumentalmusik, wobei Trommeln und Becken die Hauptrolle spielten ertönte von dem Balkone eines größeren in der abgesperrten Häuserreihe befindlichen Gebäudes herab.

---

*) Unter den Tropen. Von K. F. Appun. Erster Band. Venezuela (Jena 1871).

Nach vielem Stoßen und Drängen gelangte ich bis zu der Verbarrikadirung und blickte durch diese in das große von allen vier Seiten eingeschlossene Straßenviertel.

Es war ein Stiergefecht, das in diesem Raume abgehalten werden sollte.

Caballeros zu Pferde (die Coleadores) tummelten sich darin herum und erwarteten ungeduldig den Stier, der aus einer in der Pallisade angebrachten Pforte, nachdem er vorher durch Steinwürfe gereizt wurde, eintreten sollte.

Bald erschien er und die jubelnde Menge bewillkommnete ihn unter Zetergeschrei.

Hiedurch, wie durch die zu Pferde haltenden Coleadores stutzig gemacht, blieb das kräftige, mit langen Hörnern bewaffnete schwarze Thier beim Eingange stehen und stierte mit wildem Blick seine Umgebung an.

Einige nach ihm geschleuderte Steine und große rothe Tuchlappen, die von halbnackten braunen und schwarzen Kerls vor seinen Augen umhergeschwenkt wurden, reizten bald seinen Zorn und wüthend sprang es mit niedergesenktem Kopf auf seine Angreifer los, die seinen heftigen Angriffen stets auf's Behendeste auswichen und es durch fortwährendes Schwenken der rothen Tuchlappen immer mehr zur Wuth brachten.

Schnaubend und brüllend, im höchsten Zorn, stürzte das Thier nach den Barrièren hin, wo es von dem hier versammelten Volke mit gräßlichem Geschrei empfangen und zur Umkehr genöthigt wurde.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Caballeros ihre Geschicklichkeit zeigen sollten!

Die Angreifer zu Fuß zogen sich von dem Kampfplatz zurück. Im stärksten Carrière jagten die Reiter hinter dem

wüthenden Stiere her, bis sie ihn erreichten; brüllend wandte er sich in vollster Wuth gegen seine Verfolger, die alle ihre Reitkünste aufzubieten hatten, um seinen Angriffen auszuweichen, was sie stets auf das Geschickteste ausführten. Das Umherjagen wie die Angriffe beider Theile wurden immer heftiger, bis endlich einem der Reiter das Meisterstück gelang, den Stier vom Pferde herab mit der Rechten am Schwanze zu fassen, ihn daran in die Höhe zu ziehen und dann auf die Erde zu werfen.

Furchtbar war das Jubelgeschrei der Menge über diese That, und dumpfbrüllend stimmte der am Boden liegende Stier in dasselbe ein.

Schnell genug sprang er wieder auf und von Neuem gingen die Angriffe auf beiden Seiten los.

Noch einige Male wurde das Meisterstück an demselben Thiere wiederholt, bis man an seinen stieren Blicken, dem tiefen Athemholen und dem zum Maule herauslaufenden weißen Schaum die große Abnahme der Kräfte bemerkte und es aus dem Circus transportirte.

Es wurden frische Stiere hereingetrieben, um gleiche Manövers mit ihnen auszuführen.

Die Stierhetze zu Pferde war vorüber und es begann jetzt der Stierkampf zu Fuß.

Frische kräftige Stiere wurden nacheinander in den Raum gejagt und durch Geschrei und rothe Lappen von ihren Angreifern zur Wuth gereizt; um die Thiere womöglich zu völliger Raserei zu bringen, wurden Massen von Banderillas — kleine mit bunten Federn und Papier geschmückte Wurfpfeile — die am ganzen Körper tief in's Fleisch eindrangen und durch die an ihnen befestigten, plötzlich losgehenden Schwärmer einen ohrenbetäubenden Skandal verursachten, nach ihnen geworfen.

Der Lärm wie das Durcheinander im Circus hatten den höchsten Grad erreicht, als ein riesiger Neger, der Matador, in der Linken ein über einen Stab gehängtes, großes rothes Tuch, in der rechten einen langen, zweigeschliffenen, an dem Griffe mit bunten Federn und Papier geschmückten Dolch, auf dem Kampfplatze erschien.

Die bisherigen Angreifer zogen sich eilig zurück, der Matador eilte auf den ihm entgegenspringenden Stier los, schwenkte die Cobija (das Tuch) um dessen Kopf und sprang darauf bei dem gegen ihn gerichteten Angriff pfeilschnell zur Seite.

Das rasende Thier bohrte seine Hörner in die von dem Neger zur Erde geworfene Cobija, während ihm dieser den breiten Dolch bis an's Heft in's Genick stieß. Ohne einen Laut zu verlieren, stürzte der Stier todt nieder und ein reicher Blutstrom färbte die Erde.

Ich hatte länger als hinreichend dieser gräßlichen Thierquälerei beigewohnt und wartete den weiteren Verlauf derselben nicht mehr ab.

Froh, das gellende Jubelgeschrei der freudig erregten Menge nicht mehr in der Nähe zu hören, ging ich nach dem westlichen Theile der Vorstadt, der an seinem Ende nur durch eine ziemlich breite Landstrecke von den Manglesümpfen getrennt ist.

Die Wohnungen werden hier gegen das Ende der krummen winkligen Straßen zu bloßen Lehmhütten. Braune und schwarze Gesichter schauten neugierig aus den Thüren, als ich vorbei ging.

Ueber eine dieser Baraken breitete ein großer Cujibaum (Acacia farnesiana) sein schirmartiges Laubdach, anstatt der Früchte mit Zamuros (eine Geierart, Cathartes aura)

beladen, die mit ihren lang ausgestreckten nackten Hälsen alle nach einer Richtung zur Erde schauten.

Ich näherte mich dem Baume, ohne daß die darauf befindlichen Vögel aufflogen oder ihre Stellung veränderten. Nicht weit davon erblickte ich auch alsbald den Gegenstand ihrer Sehnsucht — es war die auf der breiten Sandfläche befindliche Schlächterei (Matanza) der Stadt, wo unter einem großen Corridor eine Anzahl zum Schlachten bestimmter Ochsen angebunden waren. Fortwährend noch wurden neue Schlachtopfer von der Savanne her zugeführt, auf der sie frei herumlaufen und mittelst des Laso eingefangen werden.

Um den vor den Ochsen herlaufenden und ihn am Laso zum Schlachthause heranziehenden Peon vor etwaigen Angriffen des Thieres zu sichern, sind letzteren beim Einfangen die Flechsen der Kniee an den Hinterbeinen durchhauen und das unglückliche Thier stürzt, oft zusammenbrechend, vor Wuth und Schmerz dumpf brüllend, hinter seinem Führer her.

Die grausame Hetzerei der armen Thiere, bevor sie den tödtlichen Stich ins Genick bekommen, war hier um nichts besser als das soeben beim Stiergefecht Beobachtete. Die mir darüber gemachte Bemerkung, daß ihr Fleisch bei solcher Behandlung saftiger und mürber würde, kann unmöglich zur Entschuldigung solcher Quälerei dienen.

Fünfter Abschnitt.

Der Urwald in Brasilien.

1.*)

Früher hatten wir immer auf unsern Ritten gefragt, ob dieß oder jenes Urwald sei? Nun fragten wir nicht mehr, — denn wir wußten es jetzt! Jener feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl sagte es uns, das einen Jeden befällt, der zum ersten Mal in einen Urwald tritt. Anfangs starrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen schlanken Stämmen, die wie Riesen neben uns aufstiegen, und in das uns umgebende Gewirr von Schlingpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber irgend Rechenschaft geben konnten von dem, was wir sahen. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus, — man wird dennoch seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden, sobald man wirklich den Fuß in einen solchen Wald hineinsetzt. Alles ist hier kolossal, Alles scheint der Urwelt anzugehören; wir selbst mit unsern Rossen und Thieren kamen uns zwerghaft vor und fühlten, daß wir einer andern Zeit angehörten. Zuerst ist es der ungeheure Maßstab, der uns in Staunen versetzt;

---

*) Adalbert, Prinz von Preußen, in „der Ritt zu den Ufern des Parnahyba do Sul" (in Brasilien).

bald aber erregt die gänzliche Verschiedenheit dieser Pflanzenwelt von der unseres Welttheils unsere Verwunderung in noch höherem Grade. Wenn wir in der Heimat einen Strauch oder hier und da einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht blühen sehen, so finden wir hier Baumkolosse in Blüte, deren Höhe die der unsern um das Doppelte und Dreifache übertrifft, während ihre Blüten den größten Blumen unserer Gärten an die Seite gestellt werden können, und dazu in solcher Fülle hervorsprossen, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie bei den rothen Sapucajas, an denen zur Blütezeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Heute waren es vor allen jene Bäume mit prachtvollen großen Lila- und jene mit weißen Blüten, die besonders viel zur Zierde der Wälder beitrugen, indem sie mit den so verschiedenen Nüancen des umgebenden Grüns auf das Lebhafteste und Anmuthigste contrastirten. Hatte sich der unstät umherschweifende Blick an all' der Farbenpracht sattsam gelabt, so suchte er wieder die tiefen Schatten auf, die ernst und melancholisch sich uns zwischen den Riesenstämmen zur Seite des Weges erschlossen. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe feuerfarbene Blüte einer Tillandsie gleich einer Riesen-Ananas oder einer kolossalen Erdbeere auf. Dann ziehen uns wieder die reizendsten Orchideen ab, die theils an den kerzengerade aufgeschossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern, welche selten tiefer als 60—80 Fuß von der Erde ihre Ausbreitung beginnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, will es scheinen, läßt zu viele Bäume auf einmal neben einander aufschießen, so daß Anfangs die Aeste keinen Raum finden, sich auszubreiten, und daher ein Stamm den

andern zu überragen strebt, um sich nach oben Luft zu machen. Da, wo kleinere Aeste sich von jenen größeren abzweigen, oder da, wo letztere einen Auswuchs haben, pflegen die Tillandsien sich gern einzunisten, und oft riesengroß, gleich einer mannshohen Aloë, schauen sie von dieser schwindelnden Höhe, voll Grazie sich niederbeugend, auf den Wanderer herab.

Zwischen all' diesen mannigfaltigen Pflanzen, die den Aesten zu entsprießen oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblicken wir jene Moose, die als Allongeperücken oder Roßschweife an den Zweigen der kolossalen Orchideen- und Tillandsien träger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrtausends nicht zu beugen vermochte. Hierzu denke dir die Tausende von Lianen, die von oben herab dem Boden zustreben, oder in den Lüften hängen, ohne denselben zu erreichen; denke sie dir meist mehrere Zoll stark, ja häufig so dick wie ein Mann am Leibe, dabei gleich den Aesten der Bäume mit Borke überzogen! Doch vergeblich wirst du dich bestreben, dir alle die unzähligen, bizarren, an's Fabelhafte streifenden Verschlingungen auszumalen, in denen sie sich uns zeigen. Oft kommen sie gerade wie Stangen herab und sind in die Erde gewachsen, so daß man sie bei ihrer Stärke selbst für Bäume halten könnte; oft bilden sie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser, oder schlingen sich so umeinander und legen sich so ineinander, daß sie mit Ankertauen wirklich zu verwechseln wären. Zuweilen schnüren sie von Absatz zu Absatz den Baum wirklich ein; oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laub verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen

Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleichwie der Tod oft schauerlich mitten in's blühende Leben hineinragt; oft auch geben sie dem alten Stamm statt des geraubten Schmuckes ein neues Laubdach, daher es zuweilen scheint, als besitze ein und derselbe Baum drei bis vier verschiedene Gattungen von Blättern.

Ueberhaupt ist das Laub unendlich mannigfaltig; doch sind die Blätter meist sehr fein und klein, und das Dach, das sie bilden, ist nicht von großem Umfang, aber sehr oft pinienartig gewölbt. Nie habe ich Nadelholz in den Urwäldern gefunden; dagegen sieht ihm häufig das Laubholz wegen seiner dunkeln Farbe täuschend ähnlich. Sehr eigenthümlich nahm sich eine Gruppe Imbaibas aus, deren dünne glatte, weiße Stämme, auf einer Anhöhe zur Seite des Weges wurzelnd, hoch aus dem Dickicht aufschoßen, und deren kleine, aus großen ausgezackten Blättern gebildete Dächlein sich malerisch an einander schlossen oder gegenseitig überragten. Nicht weniger zog ein anderer, der Imbaiba ähnlicher Baum mit silbergrauen, an ihrer unteren Seite weißen Blättern meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, der ganz eigenthümlich drein schaut, weil seine Aeste gleich Kandelaber-Armen regelmäßig sich ansetzen und nach oben sich überbiegen.

Den größesten Reiz im Urwalde möchten aber die leichten graziösen Palmen gewähren, die der leiseste Wind hin und her bewegt. Ihre dünnen, geschmeidigen Stämme sind fast mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zu der halben Höhe der hohen Laubholzstämme hinauf, und haben daher oft eine Länge von 60 bis 70 Fuß. Gleich einem Büschel oder einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wälzt sich hoch oben die aus den äußerst zart

gefiederten Wedeln gebildete ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehen einer dünn geschäfteten Lanze, oft auch das eines schwankenden Rohrs gibt. Nie habe ich etwas Graziöseres gesehen! Kommen sie einmal vor, so beugen sich stets eine Menge dieser Palmen, ganze Büschel, aus dem Laube hervor, lassen sich von jedem Lüftchen schaukeln, oder schütteln sanft das liebliche Haupt, und grüßen voll Huld und Anmuth hernieder. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben — nicht die hoch aufschießenden schlanken allein, sondern auch jene mit den Dornen und großen Kronen, sowie auch noch viele andere hohe Palmen mit stärkeren Stämmen, und die aus dem Boden sprossenden stammlosen Palmsträucher pflegen sich strichweise im Urwalde zusammenzuhalten. Oft reitet man eine lange Strecke weit, ohne etwas Palmartiges zu sehen, und dann begleiten einen die Palmen oft stundenlang wieder.

Anfangs zogen wir stumm unseres Weges, bald aber folgte Ausruf auf Ausruf, denn mit jedem Schritte nahm unser Erstaunen zu, mit jedem Schritte zeigte sich uns ein neues Bild! Auf die schlanken biegsamen Palmen folgten die baumartigen Farrenkräuter, die allein an Grazie mit ihnen wetteifern können. Sie sind wirklich mit kleinen Palmen zu vergleichen, nur scheint ihr leichtes elastisches Blätterdach flacher und weniger buschig als eine Palmenkrone, dabei lassen sie die Blätter mehr hängen, ohne dieselben, gleich den Palmenwedeln zu wölben. Gar lieblich sieht es aus, wenn diese enormen, 10—15 Fuß langen, und gewiß mehr als 5 Fuß breiten Farrenkrautblätter, von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer an's Aetherische grenzenden Leichtigkeit sich auf's Graziöseste wie-

gen, und diese anmuthigen sanften Schwingungen in's Unendliche fortsetzen.

Alles ist hier wunderbar, alles ganz anders, als wir es uns in unserem kalten Norden vorstellen! Wo sieht man wohl das Große und Erhabene mit dem Sonderbaren, das Schöne mit dem Lieblichen mehr zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, als hier in den tropischen Urwäldern der neuen Welt?

2.*)

Die unermeßliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die mit einander verbundenen Stromgebiete des Orinoko und des Amazonenflusses füllt, ist im strengsten Sinne des Wortes Urwald, mit dem ausgesprochenen Charakter der Undurchdringlichkeit. Kein anderer Urwald kommt diesem amerikanischen an Größe gleich, denn er ist ungefähr zwölfmal so groß als ganz Deutschland. Diese Waldzone, nach allen Richtungen von Strömen durchschnitten, deren Bei- und Zuflüsse erster und zweiter Ordnung unsere Donau und unsern Rhein bisweilen an Wasserreichthum übertreffen, verdankt die wundersame Ueppigkeit des Baumwuchses der zweifach wohlthätigen Einwirkung großer Feuchtigkeit und großer Wärme. In der gemäßigten Zone, besonders in Europa und dem nördlichen Asien, kann man die Wälder nach den Baumgattungen benennen, die als gesellige Pflanzen zusammenwachsen und die einzel-

---

*) Alex. v. Humboldt.

nen Wälder bilden. In den nördlichen Eichen-, Tannen- und Birkenwäldern, in den östlichen Lindenwaldungen herrscht gewöhnlich nur eine Species der Kätzchen-, Zapfen- oder Lindenblümler (Amentaceen, Coniferen, Liliaceen); bisweilen ist eine Art der Nadelhölzer mit Laubholz gemengt. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammengesellung ist den Tropenwaldungen fremd. Die übergroße Mannigfaltigkeit der blüthenreichen Waldflora verbietet die Frage: woraus die Urwälder bestehen? Eine Unzahl von Familien drängt sich hier zusammen; selbst in kleinen Räumen gesellt sich kaum Gleiches zu Gleichem. Mit jedem Tage, bei jedem Wechsel des Aufenthalts bieten sich dem Reisenden neue Gestaltungen dar; oft Blüthen, die er nicht erreichen kann, wenn schon Blattform und Verzweigung seine Aufmerksamkeit anziehen.

Die Flüsse mit ihren zahllosen Seitenarmen sind die einzigen Wege des Landes. Astronomische Beobachtungen oder, wo diese fehlen, Compaßbestimmungen der Flußkrümmung zwischen dem Orinoko, dem Cassiquiare und dem Rio Negro haben mehrfach gezeigt, wie in der Nähe einiger wenigen Meilen zwei einsame Missionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um in ihren aus Baumstämmen gezimmerten Kanoen, den Windungen kleiner Bäche folgend, sich gegenseitig zu besuchen. Den auffallendsten Beweis von der Undurchdringlichkeit einzelner Theile des Waldes gibt aber ein Zug aus der Lebensweise des großen amerikanischen Tigers oder pantherartigen Jaguars. Dieser verirrt sich zuweilen aus Wanderungslust und Raubgier in so undurchdringliche Theile der Waldung, daß er auf dem Boden nicht jagen kann, und als ein Schrecknis der Affenfamilien und der Viverren mit dem Rollschwanze lange auf den Bäumen lebt.

Durch den Rio Apure gelangten wir, von Westen gegen Osten schiffend, in das Bette des Orinoko. Es war die Zeit des niedrigen Wasserstandes. Der Apure hatte kaum 1200 Fuß mittlere Breite, während ich die des Orinoko bei seinem Zusammenfluß mit dem Apure noch über 11,430 Fuß fand. Von der Insel del Diamante aus tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahllosen Flamingos und andern Wasservögeln erfüllt, die wie ein dunkles, in seinen Umrissen stets wechselndes Gewölk sich vom blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flußbett verengte sich bis zu 900 Fuß Breite, und bildete in vollkommen gerader Richtung einen Kanal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben ist. Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme von Caesalpinia (Brasilienholz-, Fernambukholzbaum ꝛc. ꝛc.), Cedrela und Desmanthus erhebt sich auf dem sandigen Flußufer selbst mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke von Sauso. Sie ist nur vier Fuß hoch, und besteht aus einem kleinen Strauch, Hermesia castaneifolia, welches ein neues Geschlecht aus der Familie der Wolfsmilchblumen (Euphorbiaceen) bildet. Einige schlanke dornige Palmen stehen der Hecke am nächsten. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen thorartige Oeffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Thiere des Waldes haben unstreitig diese Oeffnungen selbst gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen sieht man sie vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang heraustreten, um ihre Jungen zu tränken: den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein (Pecari). Wenn sie, durch ein vorüberfahrendes Kanot der

Indianer beunruhigt, sich in den Wald zurückziehen wollen, so suchen sie nicht die Hecke des Sauso mit Ungestüm zu durchbrechen, sondern man hat die Freude, die wilden Thiere vier= bis fünfhundert Schritte langsam zwischen der Hecke und dem Flußufer fortschreiten und in der nächsten Oeffnung verschwinden zu sehen. Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußschifffahrt von 380 geographischen Meilen auf dem Orinoko, bis seinen Quellen nahe, auf dem Cassiquiare und dem Rio Negro in ein enges Kanot eingesperrt waren, hat sich uns an vielen Punkten dasselbe Schauspiel wiederholt; ich darf hinzusetzen, immer mit neuem Reize. Es erscheinen, um zu trinken, sich zu baden oder zu fischen, gruppenweis Geschöpfe der verschiedensten Thierklassen: mit den großen Säugethieren vielfarbige Reiher, Palamadeen und die stolz einherschreitenden Hokko=Hühner. „Hier geht es zu wie im Paradiese," sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der im Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Frieden goldener Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Thierwelt. Die Geschöpfe sondern, beobachten und meiden sich. Die Kapybara, das 3—4 Fuß lange Wasserschwein, eine kolossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meerschweinchens (Cavi Aguti), wird im Flusse vom Krokodil, auf dem Trockenen vom Tiger gefressen. Es läuft so schlecht, daß wir mehrmals eins aus dem Haufen einholten und erhaschen konnten.

Unterhalb der Mission von Santa Barbara de Arichuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden,

mit denen nach der Landessitte jedes Bivouak wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodile näherten sich dem Ufer. Es schien, als locke der Anblick des Feuers sie ebenso an, wie unsere Krebse und manche andere Wasserthiere. Die Ruder unserer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsere Hängematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine.

Nach eilf Uhr aber entstand ein solcher Lärm im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf den Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtobte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es war das einförmig jammernde Geheul des Brüllaffen, der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Kuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Parraqua's und anderer fasanenartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisher kam das Geschrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab; es war dann stets von den pfeifenden Klagetönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltender Lärm entstehe, so antworten sie lächelnd: „die Thiere freuen sich der schönen Mondhelle; sie feiern den Vollmond.“ Mir schien die Scene ein zufällig ent-

standener, lang fortgesetzter, sich steigernd entwickelnder Thierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapire, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Thiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter, und so kommt allmählig die ganze Thierwelt in Aufregung.

Die Leuchtkäfer.

Kaum hat man etwa 1000 Fuß von den Küsten Brasiliens in sicherer Bucht Anker geworfen, so ertönen von allen Seiten die Lebenszeichen der geschäftigen Insektenwelt, zum großen Erstaunen des seemüden Wanderers. Senkt sich die Sonne in ihrem goldenen Mantel jenseits der fernen Berge hinab, so erschallt das Abendlied der Schöpfung im Geschwirr und Geschmetter der Grillen und Zikaden, im Chorgesang der Frösche (Hyla) und in den paukenden Tönen des Ochsenfrosches. Wer vermag es, sie zu beschreiben, diese von hohen Kräften strotzende Natur, die in jedem Athemzuge den herrschenden Lichtquell der Sonne verkündet? Und wenn die Nacht ihre düsteren Flügel über einen halben Erdkreis entfaltet hat, erwachen die Tagschläfer aus ihrem Schlummer, und eine andere Welt schwärmt flammend in der Finsterniß umher.

An Leuchtkäfern ist Brasilien wahrscheinlich reicher als irgend ein anderes Land der Erde. Man kennt jetzt gegen dreißig verschiedene Arten, und es darf nicht befremden,

wenn einst doppelt so viel bekannt werden sollten. Das Leuchten in seinem höchsten Glanze fällt in die Zeit der Begattung, während der schönen Jahreszeit vom November bis zum April; und obgleich es auch in den übrigen Monaten bemerkt wird, so ist es doch weit seltener und ermangelt des sonst so bezaubernden Schimmers. Alle Leuchtkäfer scheinen das Leuchten in ihrer Gewalt zu haben; es ist eine Gabe, die sie nach Willkür benützen können. Im dunkeln Dickicht der brasilianischen Urwälder ist es ihre Feuersprache der Liebe; die verkörperte magnetische Kraft, welche die Geschlechter verbindet. Werden sie beunruhigt, so stoßen sie einen glänzenden Lichtschein aus. Bald ist dieser Schein hell, bald bläulich schimmernd, bald von strahlender, smaragdgrüner Farbe. Man kann ihn bei dunkler Nacht in großer Entfernung sehen, und es möchte die Bemerkung hier nicht unwichtig sein, daß die grüne Farbe auch beim Leuchten einiger Seethiere, der Nereiden, beobachtet wird. Kälte und Trockenheit vermindern das Leuchten, Wärme und Feuchtigkeit erregen es zu lebhafterem Schimmer. Darum ist diese Erscheinung auch immer um so glänzender, nachdem ein erfrischender Regen gefallen; und je wärmer und feuchter der Wohnort dieser Thiere ist, desto überraschender zeigt sich die leuchtende Kraft. Aus diesem Grunde sind die dunkeln Urwälder, durch welche oft kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, die gefeierten Stellen ihres Aufenthalts, dort kreisen sie gleich Irrlichtern in reger Geschäftigkeit umher.

Die leuchtende Materie ist weiß und zähe, und in einem Säckchen enthalten, über welches sich Aeste der Luftröhren ausbreiten. Bei Lampyris occidentalis und Elater phosphoreus liegt sie zwischen den beiden hinteren Ringen, wo=

mit die Thiere nach Willkür sie verdunkeln und gleichsam zu einer Blendlaterne werden. Oeffnet man die Haut in der Nähe der leuchtenden Stelle, so schimmert und funkelt sie noch eine geraume Zeit, selbst nach dem Tode des Thieres noch 24 Stunden fort. Unter dem Einflusse des Sauerstoffes entsteht ein glänzendes Licht, aber alle Umstände deuten darauf hin, daß das Leuchten in der chemischen Beschaffenheit der Materie selber zu suchen ist, und durch das Lebensspiel dieser Thiere erhöht oder vermindert wird, weil es selbst im Oele seinen Glanz behält. Die Larven leuchten nur schwach, und verdunkeln sich bei der leisesten Berührung.

Gleichwie allen Thieren ein besonderer Wohnort angewiesen ist, auf dessen klimatische Beschaffenheit ihre Organisation sich gründet, so ist es auch bei den Leuchtkäfern der Fall. Die meisten kommen in den südlicheren Provinzen Brasiliens vor, wo das prächtige Farbenspiel der Insektenwelt überhaupt einen günstigeren Himmelsstrich gefunden hat. Diese Erscheinung verdient mehr Aufmerksamkeit, als man vermuthet, denn sie ist gleichsam die Wiederholung der staunenerregenden Farbenpracht des Himmels in der Nähe der Wendekreise.

Eine brasilianische Facenda.*)

Die Facenda oder Plantage, die wir am Fuße eines kegelförmigen Berges liegen sahen, bestand aus einem großen,

*) Lit. Blatt der Börsenhalle.

schön gebauten Wohnhause, mit mehreren hundert Morgen urbar gemachten Landes, das im vollen Anbaue stand und dem Auge alle Erzeugnisse der brasilianischen Landwirthschaft bot. Zuvörderst erblickte man Wiesen von Capim- oder Guineakraut. Diese Grasart, die mit den Negersklaven aus Angola eingeführt wurde, ist für Brasilien eine wahre Wohlthat geworden. Die Blätter derselben sind zwei Zoll breit und einen Fuß lang, ihr Stengel erhebt sich, wie der des Zuckerrohrs, zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß. Man pflanzt das Gras mittelst Senkreiser fort; es ist sehr üppig, dauerhaft, und gibt reichliche, mehrfache Heuernten von einem süßen saftigen Futter; es ist so geil wuchernd und unvertilgbar, daß es der Gegend selbst in der heißesten Jahreszeit den Anblick frischen Grünes gewährt.

Neben diesen Wiesen von Capim lagen große Felder mit Maniocpflanzen, die mit ihren breiten, fingerförmig gezackten Blättern und ästigen Stengeln von 4—6 Fuß Höhe den Gebüschen des Wunderbaumes glichen. Das Maniocmehl ist die Hauptnahrung in allen Theilen von Brasilien. Die Wurzel, aus der es bereitet wird, hat Aehnlichkeit mit einer großen Pastinake, und ist von unregelmäßiger Gestalt. Auf der einen Seite des Abhangs stand eine ungeheure Pflanzung von Cana oder Zuckerrohr. Wenn auf einem Stück Land an einem Berg der Wald durch Feuer gelichtet ist, so ist der erste Anbau, den man versucht, gewöhnlich das Zuckerrohr; man sieht dann allenthalben seine grünen Stengel zwischen der schwarzen Asche und den halbverbrannten Stämmen hervortreiben. Die ersten Schößlinge dieser Pflanzen gleichen den Aloebüschen, dann schießt sie zu Rohren von 8 bis 9 Fuß Höhe auf, und in diesem Zustande gewährt sie einen herrlichen

Anblick. An dem Abhange vor uns glich das Zuckerrohrfeld einem Lustwäldchen vom üppigsten Grün. Ihm zunächst stand auf demselben Abhange eine Kaffeepflanzung, deren dunkelgrüne und glänzende Blätter einen scharfen Gegensatz mit dem hellen durchsichtigen Grün des Zuckerrohrs bildeten. Die Kaffeebäume hatten eine Höhe von 9 bis 10 Fuß, und schienen gleichfalls eine Kunstanlage zu bilden; nur hatten sie nicht das heitere Aussehen, wie das Zuckerrohrwäldchen, sondern etwas Düsteres und Schwermüthiges. Die Zweige waren mit dunkelgrünen Beeren behangen, die später eine rothe Farbe annehmen. Man sammelt sie im Februar; eine zweite Ernte findet im August statt. Wenn man sie sammelt, sind die Kerne mit einem weißen, milchartigen Fleisch umgeben; man breitet sie auf Matten aus, um sie zu trocknen, bis dieses Fleisch eingedörrt ist. Dann schafft man die Beeren in die Mühle, welche die Haut von der Bohne wegschrotet. Letztere wird sorgfältig gesäubert und in Säcke von Matten gefüllt, von denen jeder fünf Arroben oder 160 Pfund enthält. Die so zubereitete Kaffeebohne wird auf Maulthieren nach Rio de Janeiro geführt und zum Verbrauch oder zur Ausfuhr verkauft.

Auch große Felder von Millio oder Mais, mit breiten Beeten von Feijao preto (schwarzen Schminkbohnen) und manchmal mit langen Bananengehängen eingefaßt, dehnten sich zur Seite der Facenda aus. Auf einem großen Blachfelde mitten in diesem grünenden Amphitheater sah man 80 bis 100 Neger, die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken, in einer Reihe aufgestellt, und alle beschäftigt, mit einer Hacke den Boden für neuen Anbau urbar zu machen. Die Neger verrichteten ihre Arbeiten mit der Genauigkeit, wie Soldaten ihre Uebungen, indem sie

den Boden in viereckige Stücke, noch einmal so groß als Kieselsteine, zerhieben. Ein broncefarbener Auffeher mit einem Hemde von Baumwollenzeug angethan und einem Strohhute auf dem Kopfe hatte die Leitung der Arbeit über sich genommen, und schritt mit einer langen Ruthe in der Hand hin und her, um die nöthigen Befehle zu ertheilen oder die trägen Arbeiter zu züchtigen. Alles, was ich sah, gewährte ein vollständiges Bild eines Oekonomiegutes der Aequinoktial-Länder, wo die Natur und ihre Bearbeitung für den Europäer etwas so Eigenthümliches hat, daß dieser lange in dem neuen Anblick versunken bleibt, und nicht genug die Ueppigkeit und Fruchtbarkeit dieses Bodens bewundern kann.

Als ich weiter ritt, trat mir die fruchtbare üppige Triebkraft der Tropennatur noch anschaulicher vor Augen. Auf einem Grasplatze stand ein großer Baum, auf welchem sich Thier- und Pflanzenleben in der größten Mannigfaltigkeit entwickelte. Der Stamm war im Innern von Millionen Ameisen verschiedener Farbe und Größe durchbohrt und ausgehöhlt. Diese Thiere bildeten an verschiedenen Stellen abgesonderte Kolonien, die sich alle mit ihrer gewöhnlichen Geschäftigkeit durcheinander bewegten. Von den dicken Zweigen oben hingen wie Säcke mehrere Nester von Hummeln und Wespen herab, die man mit dem Gesammtnamen Maribundos zu nennen pflegt. Diese Insekten bedeckten gleich Wolken die oberen Theile des Baumes und schwirrten unabläßig um ihre kegelförmigen Wohnungen. Auf den dünneren Zweigen hatten verschiedene Vögel, namentlich der große schwarze Anu und andere kleinere, wie die Boutivi's und Kolibri's, welche die Blumen in der Nähe umschwirrten, ihre Nester gebaut. Das pflanzliche

Leben aber zeigte sich in nicht geringer Pracht und Ueppigkeit. Von allen Seiten hingen Schmarotzerpflanzen, wie Tilandsien, Stapelien, Epidendrum und eine Menge anderer Gewächse herab, die man Luftpflanzen hätte nennen mögen, da sie blos in den verdorrten Theilen des Stammes wurzelten und ihre Nahrung aus der Atmosphäre einsogen, wobei ihre saftreichen und durchsichtigen Ranken mit prachtvollen Blumen von blendendem Scharlachroth prangten. So war dieser saft- und marklose Baum dennoch voll des üppigsten Lebens, und ich zählte 15 Arten verschiedener Thiere und Pflanzen, die auf seinen dürren Aesten lebten.

Merkwürdige Fische in den brasilianischen Gewässern.*)

Groß ist der Fischreichthum der brasilianischen Gewässer; doch haben dieselben auch sehr gefährliche Arten aufzuweisen, die den verhältnißmäßigen Mangel an reißenden Säugethieren in Südamerika reichlich ersetzen. Im Gegensatze zu den Vögeln unternehmen die Fische in Flüssen und Strömen große Wanderungen, welche sie in so ungeheuren Zügen bewerkstelligen, daß durch ihre gemeinsame Bewegung ein förmlich unheimliches Geräusch entsteht, welches meilenweit hörbar ist und in der Stille der Nacht den Menschen mit Grausen erfüllt. Die Indianer, welche den Fischen von jeher um ihres Fleisches willen eifrig nachstellen, machen sich diesen Umstand zu Nutzen, um sie in Unmassen zu

*) Brasilien. Land und Leute, von Oskar Canstadt. (Berlin, 1877.)

fangen, zu tödten und dann zu trocknen oder einzusalzen. Sie bedienen sich hiezu einer Giftpflanze, womit sie die Fische erst betäuben. Der Brasilien-Reisende Castelnau berechnete die Zahl der bei einem solchen Fischzuge, dem er beiwohnte, gefangenen Fische auf 72,000 Stück und ihr Gewicht auf 50,000 Pfund, die Zahl aber derjenigen, welche getödtet wurden und der Verwesung anheimfielen, auf das Dreifache der gefangenen. Mehr noch als wie unter allen anderen Thierklassen der Tropengegenden ist die Mannigfaltigkeit unter den Fischen eine staunenerregende. Der Naturforscher Agassiz will bei einer Bereisung im Bereiche des Amazonenstromes an 2000 verschiedene Fischarten gefunden haben. Der wichtigste Fisch Brasiliens ist unstreitig der Pirarucú (Sutis gigas), der am Amazonenstrome am verbreitetsten ist und fast die ausschließliche Nahrung eines großen Theiles der Bevölkerung in den Nordprovinzen bildet. Er erreicht die ansehnliche Größe von 2½ Klafter und ein Gewicht bis zu 150 Kilogramm und wird an Gemeinnützigkeit unserem nordischen Stockfische kaum nachstehen.

Ein ganz merkwürdiger Fisch ist die Piranha, eigentlich Fischzahn (Serrasalmo Piranha, Pygocentros piraya), das gefürchtetste Raubthier Brasiliens. So klein dieser Fisch auch ist — denn er mißt nur zehn bis zwölf Zoll — kommen doch alle Reisenden und Forscher darin überein, daß diesem Ungeheuer des Wassers nichts an Fürchterlichkeit gleicht. In den inneren Gegenden Brasiliens, wo die Bewohner aller Racen an die vielfältigen Gefahren gewöhnt sind, welche das Leben der Waldläufer darbietet, ist die Tigerjagd ein Spiel, der Kampf mit den Alligatoren ein gewöhnlicher Zeitvertreib, das Zusammentreffen mit der Boa

oder einer Klapperschlange ein tägliches Ereigniß, so daß die Gewohnheit hier gelehrt hat, alle diese Gefahren kaum zu beachten. Spricht man ihnen aber von der Piranha, so sieht man Entsetzen sich in ihren Gesichtern malen, weil in der That die Piranha das furchtbarste Thier dieser Wildniß ist. Selten hält ein angeschwollener Strom die Schritte des Jägers auf, aber selbst der Unerschrockenste wagt es nicht, das nur wenige Klafter entfernte jenseitige Ufer zu gewinnen, sobald er die Piranha in dem Wasser vermuthet. Bevor er die Mitte des Flusses noch erreicht, würde in diesem Falle sein Körper durch tausende der schrecklichen Thiere in wenigen Minuten zu einem Skelette gleich dem Präparate eines anatomischen Museums umgewandelt werden. Die Gier des Piranhas wurde denn auch in der That von den Indianern am Orinoco ehemals dazu benützt, ihre Todten, deren Skelette sie aufbewahrten, präpariren zu lassen, indem sie die Leichname eine Nacht im Flusse aufhiengen. Man hat erlebt, daß kühne Jäger in solchen Lagen sich dem Hungertode eher überließen, als sich einer Gefahr aussetzten, gegen welche weder Kraft noch Muth etwas ausrichten konnten. Selbst von Ochsen, Tapiren und anderen großen Thieren, welche an solchen Stellen ins Wasser gingen, wo die Piranha häufig ist, ließen deren messerscharfe Zähne nach wenigen Minuten nur Skelette übrig. Diese Fische fallen über alles Lebendige her, das in ihren Bereich kommt; selbst Unzen und Krokodile erliegen ihnen regelmäßig; nur die Fischotter allein, die unter ihrem langen, dichten Haare durch eine filzartige Decke geschützt ist, soll die Piranhas in die Flucht treiben. Zum Glücke für die Bewohner jener Gegenden lieben diese gefährlichen Fische nur stillere Gewässer und wer nur einigermaßen mit

ihrer Lebensweise vertraut ist, kann ihnen leicht aus dem Wege gehen. Trotz der Fährlichkeit, welche die von Piranhas bewohnten Gewässer bieten, scheuen sich die Eingebornen nicht, ihnen als Nahrungsmittel nachzustellen, indem sie die blinde Gier, mit welcher diese Fische nach jedem Köder haschen, sofern derselbe nur ein fleischartiges Aussehen hat, als Mittel beim Angeln benützen.

Ebenso gefährlich wie die Piranha ist ein anderer kleiner Fisch, der Candirn. Dieser hat die Gewohnheit, mit großer Heftigkeit und Schnelle in die äußeren Höhlungen und Oeffnungen des menschlichen Körpers hineinzuschlüpfen und dadurch die schmerzhaftesten und gefährlichsten Zufälle hervorzubringen.

Das Baden in den brasilianischen Gewässern hat mithin seine großen Schattenseiten, wenn man sich überhaupt dazu nach alledem noch entschließen kann.

Zitteraale, Delphine, merkwürdige Rochenarten, Plattfische, Welse, gehören alle mit tausend anderen Arten zu den Bewohnern der Flüsse, Ströme und Seen. Manche darunter sind durch ihre eigenthümlichen Formen ausgezeichnet, manche fallen durch ihre sonderbare Lebensweise auf und viele dienen als mehr oder weniger große Leckerbissen in diesem Lande, das mit Recht als unerschöpfliche Vorrathskammer einer verschwenderischen Natur zu bezeichnen ist. —

Ein höchst interessantes Bild gewähren in Folge dessen die Fischmärkte der großen Städte, wie Bahia und Rio de Janeiro, wo in weiten Hallen meist von Negern und Mulatten in Trögen und auf langen Tafeln alle erdenklichen eßbaren Süßwasser- und Seefische, Muscheln und Schalthiere feilgeboten werden. Hier liegt das weiße und feste

Fleisch des Dorado, dort der wunderliche Barbeiro, hier der geschätzte Cavalho und dort der nicht minder als Leckerbissen gerühmte Saroroca. An einer Stelle bietet ein schreiender Neger mit heftigen Geberden die wenig einladende Mania molle zum Kaufen an; an einem andern Tische zerlegt mit geschickter Hand ein bärbeißig dreinschauender Fischer einen haifischartigen Cucuri, der in Bahia ein Hauptnahrungsmittel der Sclaven und der Armen bildet. Mühsam aber nur kann man sich durchwinden durch die stoßende, drängende, schreiende Menge der Käufer, der Verkäufer und der müssigen Zuschauer, welche alle die zahlreichen Kaufsgegenstände umstehen. Ueber diesem Orte ist die Luft von einer den Geruchsinn gröblich beleidigenden Ausdünstung erfüllt, den die mitunter schon halb in Fäulniß übergegangenen häßlichen Fische verbreiten. Dennoch wird es kein Fremder so leicht versäumen, sich auf dem einen oder anderen Fischmarkte die Wunder der südlichen Gewässer mit Staunen zu betrachten.

Die fliegenden Fische.

Die fliegenden Fische, von Oken Flederfische genannt, schwärmen schaarenweise an den Küsten Brasiliens, und leben hauptsächlich in den wärmeren Weltmeeren zwischen beiden Wendekreisen. Doch trifft man die ersten Züge schon unter 33 Grad nördlicher Breite an. Alle Reisenden, welche nach den südlichen Meeren gekommen sind, erwähnen dieser Fische, aber es herrscht noch viel Ungewißheit in ihrer wissenschaftlichen Bestimmung. Linné beschreibt sie als zahn=

los; Bloch widerspricht ihm, während Oken ihnen sämmtlich Zähne verleiht. Die Wahrheit liegt in der Mitte, denn es gibt zahnlose und bezahnte Flederfische. Zu den zahnlosen gehört der Exocoetus volitans, mit einem 6—12 Zoll langen, fast vierschrötigen Körper, blauem Kopf und Rücken und silberfarbenem Bauch. Er hat 10 Zoll lange Kiemenstrahlen, 14 Zoll lange Rückenstrahlen, 15 Zoll lange Bruststrahlen, 6 Zoll lange Bauchstrahlen, 14 Zoll lange Steißstrahlen, 15 Zoll lange Schwanzstrahlen. Eine zweite Art Flederfische, welche am atlantischen Meere angetroffen wird, nähert sich an Gestalt derjenigen, die man im mittelländischen Meere findet, und die unter dem Namen Exocoetus exiliens beschrieben ist. Der Rücken spielt ins Grüne, und auf der dritten Rückenflosse befindet sich ein schwarzer Fleck, ein zweiter nahe der Wurzel der Bauchflosse. Man könnte diese Art den grünen, Exocoetus viridis nennen. Er ist in beiden Kiefern mit Zähnen versehen.

Eine dritte Art, die im atlantischen und stillen Ocean vorkommt, hat Brustflossen, die so lang als der ganze Körper sind, und die Strahlen sitzen oben und unten voller Warzen. Die Kiefer sind mit kleinen Zähnen versehen. Kiemenstrahlen 11, Rücken- und Bruststrahlen 15, Bauchstrahlen 6, Steißstrahlen 10 Zoll lang. Kopf und Rücken sind schwarz, Bauch silberweiß, die Brustflossen sind schwarz mit weißen Streifen in der Mitte. Dieser Fisch wird 15 Zoll lang. Er ist von einem Kiemenwurme geplagt (Lernaea exocoetus), welcher ungefähr einen Zoll lang wird und gewöhnlich von schwarzer Farbe ist. Der Kopf dieses Wurmes hat sieben Zacken und frißt sich durch den Bauch in die Eingeweide ein, in denen er sitzen bleibt, während sein Hintertheil unter den Brustflossen des Fisches heraushängt.

Die Lebensweise der Flederfische ist fast ganz übereinstimmend. Man kann nicht wohl sagen, daß sie fliegen, sondern es ist vielmehr ein Schnellen des Fisches, da sie nie seitwärts, sondern immer in gerader Linie durch die Luft sich schwingen. Manchmal schleudern sie sich über das Verdeck der Schiffe hinweg, manchmal schlagen sie gegen die Masten und Segel an und fallen zu Boden, wo sie von den Matrosen gefangen und alsbald verspeist werden. Wäre ihre Bewegung durch die Luft ein eigentlicher Flug, so müßten sie diese Gegenstände vermeiden oder vom Verdeck sich wieder erheben können, wenn sie nicht todt herabstürzen. Allein keines von beiden ist der Fall. Sie werden von den Boniten, Stutzköpfen, Thunfischen, Hayen und Delphinen verfolgt, während die Flederfische selbst wieder Raubthiere sind und kleinere Fische verschlingen. Wird bei Nacht ein Licht auf dem Verdecke angezündet, so werden sie vom Schimmer angezogen, und schwingen sich gleich den Motten des Landes darnach hin.

Zur Bewegung durch die Luft hat der Schöpfer diese Thiere innerlich und äußerlich ausgestattet. Innerlich nimmt die Schwimmblase, wenn sie voll ist, fast die ganze Bauchhöhle ein, und auch im Maul haben sie eine Blase, die sie durch die Kiemen mit Luft füllen. Beide Organe können sie nach Willkür füllen und leeren. Aeußerlich kann man die breiten Brustflossen als Fallschirme betrachten, während die größere Schwanzhälfte die Schwungkraft zu verleihen scheint. Beim sogenannten Fluge ist die Bewegung der Brustflossen kaum bemerklich. Sie sind wagerecht ausgebreitet und schimmern silberweiß unter dem Glanze der tropischen Sonne. Von Schiffen oder Raubfischen aufgestört, erheben sie sich in zahlreichen Scharen, und gewähren

ein überraschendes Schauspiel. An den Küsten Brasiliens gebraucht man sie nicht selten als lebendigen Köder zum Fang größerer Raubfische, wie man in Europa die kleineren Fische mit Fliegen fängt.

Die Botokuden.*)



Botokudengesicht.

Die Botokuden haben die Gegend inne, welche sich zwischen dem Rio Doce und Rio Parto ausdehnt, vom 13. bis zum 14. Grade südlicher Breite. Sie haben nicht allein zwischen diesen beiden Flüssen Verbindungen gestiftet, sondern diese reichen bis an die Grenzen der brasilianischen Provinz Minas-Geraes.

*) Vergl. Weltgemälde-Gallerie I., S. 211.

Batok oder Botok bezeichnet wörtlich den Zapfen eines Fasses, und die Portugiesen haben diesem Indianerstamme den Namen „Botokudos“ gegeben von der kreisförmigen Verzierung aus Holz, welche diese Indianer in den Ohren und Lippen tragen. Einige benachbarte Stämme geben ihnen den Namen „Langohr;“ sie selbst scheinen sich „Krekmun“ zu nennen.

Die Gesichtsbildung der Botokuden erinnert an die mongolische Race; sie haben einen sehr kurzen Hals, platte Nase, auseinanderlaufende Augen, sehr erhabene Backenknochen: die breiten Schultern theilen sie mit den übrigen Indianern. Da sie dünne Beine für schön halten, pressen sie die ihrer Kinder mit Bändern zusammen, und die größte Beleidigung, die man ihnen zufügen kann, ist die, wenn man ihnen sagt, daß sie dicke Beine und große Augen haben.

Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Hautfarbe, die man bei diesen Indianern bemerkt. Ob sie gleich im Allgemeinen braunröthlich ist, bald heller, bald dunkler, so geht sie doch bei Einzelnen häufig in ein ziemliches Hochgelb über, und es gibt Mehrere, die sich so sehr der weißen Race nähern, daß Rosenröthe ihre Wangen färbt. Merkwürdiger Weise hat man unter ihnen Weiber mit blauen Augen gesehen, und dieß gilt bei ihnen für ein Muster von Schönheit, während andere Indianer Widerwillen dagegen empfinden würden.

Mit seinem wilden Putz gibt sich der Botokude viel weniger Mühe als die meisten andern Indianer. Gewöhnlich ist seine nackte Haut narbig von den Wunden, die ihm die Dornen der Wälder machen. Seine Augenwimpern und Augenbraunen sind sorgfältig ausgerissen, und mit der größten Sorgfalt hat er seine glatten und rauhen Haare

geschoren, die nur auf dem Scheitel eine Art schwarzer Mütze bilden. Die Malereien, von denen er selten Gebrauch macht, sind grob angebracht, und ob er gleich jene reichen Federndiademe, die den Stolz der andern Stämme ausmachen, nicht ganz verschmäht, so entsagt er ihnen doch von Tag zu Tag immer mehr, und man kann leicht vorhersehen, daß eine Zeit kommen wird, wo er ganz auf dieses Zeichen der Macht verzichtet. Der Tag seines Untergangs rückt ja immer näher.

Die größte Zierde eines Botokudengesichts bleibt der Botok; je größer derselbe, je weiter die Muskelfaser der Lippe und des Ohrs sich ausdehnt, desto größer die Schönheit. Früher hatten die Häuptlinge ihre Ohren bis auf die Schultern verlängert. Die Lippe, welche die Holzscheibe umgibt, hat nur noch das Aussehen eines dünnen Ringes oder Bandes. Der Zapfen bewegt sich willkührlich; ist der Indianer jung, so wird sich der Zapfen stolz und horizontal erheben; ist er alt, so wird ungeachtet der Leichtigkeit des Holzes die Lippe auf gräßliche Art sich senken, und da jene Platte die Zähne der untern Kinnlade unaufhörlich schlägt, so werden diese vor der Zeit ausfallen müssen. Der Prinz von Neuwied hat eine dieser walzenförmigen Platten gemessen: sie hatte 4 Zoll 4 Linien im Durchmesser und 1½ Zoll Dicke. Man schneidet sie aus dem Holz des Barigudo; dieses Holz ist leichter als Kork und sehr weiß; es bekommt diese Farbe, wenn man es sorgfältig am Feuer trocknet. Durch den Gebrauch des Botok werden die Lippen und Ohrlappen auf gräßliche Weise herabgezogen, der Anblick des Mundes wird fürchterlich, da man sogar am Ende die Ränder der Lippe stückweise zusammennähen muß.

Die Botokuden, die sich den Europäern noch nicht unter=

worfen haben, führen ein beständiges Wanderleben. Das Beispiel jener Stämme, die an den Ufern des Oceans festere Wohnsitze haben, ist ganz für sie verloren. Kein Anbau sichert ihren Unterhalt; alles hängt von ihrem Jagdglück ab und von der Gewandtheit, welche sie dabei beweisen. Obgleich die Wälder, welche sie bewohnen, noch immer sehr öde sind, so wird die Jagd doch immer unergiebiger und das Wanderleben der Wilden schwieriger. Aber etwas Achtunggebietendes liegt in diesem beständigen Kampf des Menschen, der seine großen Wälder nicht verlassen will. Er kann nicht mehr ohne Sorge für seinen Unterhalt darin leben, wie seine Voreltern darin gelebt haben, und er entsagt willig allen Festlichkeiten, nur um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Ich bekenne, so oft uns zufällig eine dieser wandernden Familien begegnete, um ihre Nahrung auf gut Glück zu suchen, ward ich gerührt von der Ruhe und finstern Würde, die in der Figur des Vaters herrscht, und darin ist uns der Wilde wahrhaft groß erschienen. Als Familienhaupt fühlt er instinktmäßig seine Pflichten; wenn der Forst karg ist, wenn das Glück ihn nicht begünstigt, so bestraft er sich selbst durch sein Fasten und das schwache Wesen, das ihm folgt, bekommt immer seinen Unterhalt, ehe der Anführer an sich selber denkt.

Bei den Wanderungen geht der Vater, als das Haupt der Familie, regelmäßig voran; er ist der Wegweiser und mit nichts beschwert, als mit dem Bogen und seinen Pfeilen, die er in der Hand hält; denn sie sind zu lang, als daß er sie in den Köcher stecken könnte. Das Weib folgt nach; sie ist stets mit der Leitung der Kinder beschäftigt. Sind diese noch zu jung, um in den großen dichten Wäl-

dern fortzukommen, so trägt sie dieselben auf ihrem Rücken. Dieß ist aber nicht die einzige Last, womit sie beschwert ist, sie trägt gewöhnlich noch einen aus Pflanzenfasern geflochtenen Korb auf ihrem Rücken. In diesem Korbe findet sich der ganze Reichthum der Familie beisammen: Wachskugeln, die man in den Wäldern sammelt, und der wilde Honig, der am Fuße des Baumes, der ihn geliefert, nicht aufgezehrt wurde; Massen von Werg, um Feuer zu unterhalten, — faserige Rohre zur Verfertigung von Pfeilen — Vorräthe von Tunkunhaut zur Erneuerung von Bogensehnen — Gefäße mit 3 Füßen, die bei dem Haltmachen den Wasservorrath aufnehmen sollen, dessen die Familie bedarf. Auch sind in dem Korbe die verschiedenen Zierrathen enthalten, die zum Putze dienen, die Halsschnüre von Thierzähnen, die langen Rosenkränze von wilden Beeren. Endlich das eiserne Beil, das jetzt an die Stelle des vormals steinernen getreten ist. Oft sind alle diese Gegenstände noch mit europäischen Lumpen vermengt, von denen man keinen Gebrauch macht, und die doch als große Kostbarkeiten mitgeschleppt werden.

Geleitet von seinem wunderbaren Instinkt, dessen ganze Feinheit wir Europäer gar nicht verstehen, merkt der Wilde es sogleich, wenn er sich in der Nachbarschaft eines Tapir, Guare (des brasil. Wolfes) oder Pekari (wilden Schweines) befindet. Er schleicht in den Dickicht, entfernt, was ihm im Wege steht, mit wunderbarer Gewandtheit, und sein Geschoß trifft fast immer das Ziel. Der Pfeil des Botokuden ist eine vortreffliche Waffe in den großen Wäldern Brasiliens, man kann ohne Uebertreibung sagen, auf diesem Rohr, versehen mit einer im Feuer gehärteten Spitze, beruht des Wilden ganze Existenz. Es fährt durch den Wald ohne

Geräusch und reicht doch fast so weit, als ein Schrotschuß. Der Wilde ist immer schußfertig: er wählt ohne Zaudern von den drei Arten Pfeilen denjenigen aus, von dem er weiß, daß er Gebrauch machen muß. Ist es ein Feind, welcher unerwartet erschien, so ist es der Uiagicke komen oder der Pfeil mit elliptischer Spitze, der ihm den Tod bringt. Der Uiagicke nigmeran oder der Pfeil mit Widerhaken trifft, von seinem beinahe immer tödtlichen Harpun unterstützt, vornehmlich das große Thier, und um ihn von der Wunde los zu machen, muß er die Spitze abbrechen und den Schaft rückwärts herausziehen. Endlich der Uiagicke bakanmunok, der an seinem Ende nur eine Art aus Schilfknoten gebildeter Einsetzrose hat, tödtet oft kleine Thiere, die er trifft, ohne ihnen eine blutige Wunde beizubringen.

Ist die Wahl getroffen, so prüft der Botokude, ob der Pfeil gerade, ob sein Gewicht gleich ist, er bringt ihn an's Auge und dreht ihn schnell zwischen dem Daumen und Zeigefinger. Er setzt ihn dann bloß an die linke Seite seines Bogens, der senkrecht auf der Erde ruht, indem er ihn mit dem Zeigefinger der linken Hand festhält, während die zwei ersten Finger der rechten Hand den Strang anziehen; das Auge liegt an der Linie und der Schuß geht los.

Aber diese Reihe auf einander folgender Verrichtungen, die in der Beschreibung lang ist, läuft im Nu ab, es geht mit reißender Schnelligkeit. Das Leben des Wilden beruht auf seiner Geschicklichkeit im Gebrauch des Pfeils, und er lernt diesen Gebrauch von der zartesten Kindheit an. Der schwache Knabe, welcher kaum erst gehen gelernt hat, bekommt schon von seinem Vater Bogen und Pfeile, um sich an Insekten oder kleinen Vögeln zu üben. Sieben oder acht

Jahre alt, kann er schon allein für seine Nahrung sorgen; deßwegen hat jedes männliche Familienglied eine eigene Unabhängigkeit in der Familie des Botokuden.

Ist eine bestimmte Anzahl von Wildpret geschossen und ist sogar ein größeres Thier erlegt, so beginnt fast immer sogleich die Mahlzeit. Der Magen des Botokuden, der dem Hunger so gut widersteht, ist immer bereit, die stets lebendige Eßlust zu befriedigen. Durch das Zusammenreiben zweier Hölzer wird Feuer angezündet, doch ein vollständiges Braten des Thiers findet selten statt; das dauert den Hungrigen oft viel zu lange, und sie verschlingen das halbrohe Fleisch so gierig, daß ihnen das Blut zu beiden Seiten des Botok herunterläuft. Auch treffen sie unter den Thieren keine lange Auswahl, und selbst die Raubthiere, der Jaguar, Kuguar, und der Kaiman (amerik. Krokodil), dessen Fleisch einen entschiedenen Bisamgeruch hat, sind ihnen willkommene Speise. Oft essen die Wilden in einem solchen Uebermaß, daß sie mit der Hand auf den Magen drücken müssen, um die schwere Verdauung zu erleichtern.

Die Wohnungen der Botokuden sind wohl die einfachsten unter allen Indianerhütten; ihr Rancho besteht meistens aus einigen Palmblättern, die in Form eines Daches gegen einander geneigt sind. Nur wenn sie sich einige Wochen an demselben Orte aufhalten, geben sie diesen Hütten mehr Festigkeit. Das Geräthe in der Hütte ist ebenso einfach. Ein aus dem Bast der Lecythis ollaria grob verfertigtes Bett, einige Gefäße von graulichem Thon, ein grober Stein, um die kleinen hartschaligen Kokosnüsse daran zu zerbrechen, welche diese Wilden in großer Zahl einernten und nach denen sie sehr begierig sind: das ist fast Alles, was man in einer Botokudenhütte findet. Ein kleines Feuer

brennt beständig in der Hütte, nahe an dem Bette des Kriegers.

Wenn ein Botokudenkrieger Ursache zu haben glaubt, sich über eine schwere Beleidigung zu beklagen, so fordert er seinen Feind zum Zweikampf heraus. Man legt dann Bogen und Pfeile weg, bewaffnet sich mit langen Stangen und versammelt sich auf einem freien Platze des Waldes. Dann wiederholt einer der Gegner in einem kräftigen Vortrag die Beleidigungen, die er dem andern vorwerfen zu müssen glaubt, und dieser hört ihm unbeweglich zu. Man kann voraussetzen, daß der Redner seine außerordentliche Gemüthsbewegung einem Theile der Zuhörer mitzutheilen weiß; denn oft erreicht am Ende seiner Standrede die Aufregung ihren Gipfel! Alles geht indeß in vollkommener Ordnung vor sich; der beleidigte Krieger bemächtigt sich eines langen Stocks, und schlägt wiederholt auf seinen Gegner los, der all' seinen Muth zusammennehmen muß, um diese Aeußerung des Unwillens mit Geduld zu ertragen. Dann aber erinnert er sich selbst seines Rechts; er kann die ihm widerfahrenen Beleidigungen nun auch vortragen und sein Gegner muß nun auch, ohne auszuweichen, die schrecklichen Schläge hinnehmen, die er ihm mit der ganzen Kraft seines Arms aufmißt. Anfangs läuft dieser Kampf noch ordentlich ab; aber bald folgt allgemeines Geplärr auf die Reden und einzelnen Rufe. Die Weiber theilen den Haß ihrer Männer; sie gehen auf einander los, schlagen sich wüthend und oft ergreifen sie in einem Augenblick der Raserei den Botok ihrer Gegnerin. Die gräßlich zerrissene Lippe läßt ihren Zierrath fallen und es bezeugt dann ein schreckliches Wundenmaul auf dauerhafte Weise, wer den Sieg behalten hat.

Das Erstaunliche hierbei ist wohl, daß nach einem be-

endigten Kampfe sich die Ordnung vollständig wieder herstellt, Niemand mehr an seine Wunden denkt und Alles geht wie zuvor. Oft führen nur Kleinigkeiten diese sonderbaren Kämpfe herbei.

Die Kriege eines Stammes mit dem andern haben einen wichtigeren Anlaß; die Botokuden sind nicht allein mit verschiedenen Völkern im Streit, sondern ein eingewurzelter Haß trennt auch Horden, welche derselben Familie angehören und dieselbe Sprache reden. Die Entführung eines Weibes, die während der Jagd überschrittenen Gebietsgrenzen, der einem Häuptling oder sonst einem Krieger angethane Schimpf — das sind sehr oft die Anlässe zu einem blutigen Kriege. Die Kriegführung ist gewöhnlich eine solche, wo ein Hinterhalt gelegt wird; von einer oder der andern Seite sucht man sich zu überfallen, und wendet dabei jene verschmitzte Kriegslist an, welche das Leben in den Wäldern lehrt. Ist ein Bezirk eingenommen und ist der Stamm entschieden fremd, so kann Nichts dem aufgeregten Hasse entgehen: Männer, Weiber, Kinder, — Alles wird niedergemacht, und zuweilen endigt sich der Streit mit einem jener entsetzlichen Gastmähler, wobei der Gefangene aufgefressen wird. Doch ist der Kopf von einer solchen Mahlzeit ausgenommen, denn er ist das Siegeszeichen, mit dem man gern prahlt. Es kommt auch vor, obwohl seltener, daß die Haufen sich sammeln und den Kampf nicht mehr im Hinterhalte führen, sondern im schrecklichen Handgemenge ihn ausfechten.

Werden die Botokudenstämme, welche in die öden Waldungen der Ostküste zurückgedrängt sind, zu unruhig, erneuern sie oft jene Räubereien und Ueberfälle, welche ihre Stammverwandten, die Aymores im Gebrauch hatten, so wird gewöhnlich ein Kriegszug gegen sie gerichtet und man

gebraucht zu diesem gefährlichen Kriege Leute, welche die Gefahr kennen und sich davor zu verwahren wissen. Man bezeichnet diese mit dem Namen Soldatos da Conquista; nie ziehen diese gegen Indianer aus, ohne mit einer Schutzwaffe versehen zu sein, welche sie vor den Pfeilen der Wilden verwahrt. Dieser Panzer, den man Gibao de Armas nennt, ist ein weiter, mit Baumwolle ausgefütterter und genähter Rock, der bis an die Kniee geht und auch die Arme schützt. Dieses mag eine sehr unbequeme Kleidung in einem so heißen Klima sein, fast eben so unbequem als die Harnische, welche die Begleiter von Kortez und Pizzaro trugen, doch ihr Nutzen wird sie lange im Gebrauch erhalten. Zu Minas fabrizirt man indessen auch Röcke aus Seide, die leichter sind. Ist nun ein Zug beschlossen, so bewaffnet sich jeder Soldat mit einer Pistole oder mit einer Flinte ohne Bajonett, er trägt an der Seite eines jener großen Messer, die man unter dem Namen facao kennt. Man gibt ihm ein Pfund Pulver und vier Pfund grobes Blei. Indessen ist der Gebrauch der Kugeln ziemlich selten, und das kann in den undurchdringlichen Wäldern auch nicht anders sein, wo ein sicherer Schuß durch die Lage der Aeste und durch verschiedenes Flechtwerk aufgehalten werden kann. Ein ziemlich reichlicher Vorrath von Maniocmehl, zwölf Pfund gesalzenes Fleisch, ein Laib von jenem braunen groben Zucker, den man rapadura nennt, ist in einem langen Habersacke verschlossen und muß für einen Feldzug von 12 Tagen ausreichen.

Diese Soldaten werden oft aus der Klasse der Indianer selbst gewählt. Gewöhnlich setzen sie sich gegen die feindlichen Horden erst drei oder vier Tage, nachdem ein Akt der Feindseligkeit ihre Gegenwart nöthig gemacht hat, in

Marsch. Sie wollen hiedurch die Botokudenkrieger auf die Meinung bringen, daß ihr Angriff vergessen sei, oder wenigstens daß er, wie so mancher andere, straflos bleibe. Sind die Soldaten den Wilden einmal auf der Spur, so verlieren sie dieselbe nicht mehr und entwickeln dann eine Geschicklichkeit, welcher nur die Gewandtheit der Wilden gleichkommt.

Kommen die Soldaten des Nachts in die Nähe von Indianerhütten, so warten sie mit ihrem Angriff bis am Morgen; sonst wäre der Vortheil auf Seiten der Wilden. Die Botokuden suchen sich sicher zu stellen vor Ueberfällen durch die Wachsamkeit ihrer gut abgerichteten Hunde, auch durch gezähmte Pekari, welche sie in einiger Entfernung von ihrem Lagerplatz anbinden, und die dann fortrennen, sobald sich Menschen ihnen nähern. Sind die Wilden auf den Angriff vorbereitet, dann vertheidigen sie sich schrecklich. Im andern Fall wählen die Soldaten, sobald der Tag graut, einen starken Baum, hinter welchem sie sich aufstellen können, und beschreiben dann, zwei Mann hoch, einen Kreis. Sobald der Tag das Zielen gestattet, beginnt das Feuer, und dann ist das Blutbad furchtbar, weil die Wilden meistens noch schlafen. Die Weiber und Kinder erheben ein jämmerliches Geschrei, die Männer stoßen ihr Kriegsgeschrei aus und in ihrer Verzweiflung werfen sie auf gut Glück einige Pfeile, von denen die Soldaten selten getroffen werden. Auf solche Weise ist oft schon ein ganzer Stamm vertilgt worden. Aber auch die Botokuden, wenn sie die Uebermacht gewinnen, schonen kein Menschenleben, und machen selten Gefangene. Zu ihrer gräßlichen Menschenfresserei schneiden sie dann wohl von den getödteten Leibern die Schenkel und alle fleischigen Theile ab, um sie zu bra=

ten, den Kopf aber hängen sie an eine Schnur, um nach diesem Ziele mit Pfeilen zu schießen. Manche der Indianer wollen zwar diese entsetzliche Gewohnheit ganz leugnen, sie ist aber leider verbürgt genug.

Das Waldleben im Orgelgebirge.*)

Der Reisende, welcher im Anschauen der reizgeschmückten Umgegend von Rio de Janeiro (Hauptstadt von Brasilien) vertieft ist, findet dieses unvergleichliche und großartige Gemälde auf der Nordseite durch die wilden Massen des Orgelgebirges eingerahmt, das mit seinen wunderbar geformten Kuppen und Hörnern aus geheimnißvoller Ferne herüberschaut. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, aus dem Dunstkreise der Kaiserstadt des südlichen Wendekreises mich wieder in frische Waldluft zu retten, nach den Wäldern des Orgelgebirges zu pilgern und dort meinen alten Freund, den halbcivilisirten Wilden Antonio zu besuchen.

Um am folgenden Morgen keinen Aufenthalt zu haben und um frühe satteln zu können, hatte ich schon am Abend vorher mich und mein Pferd über die breite Hafenbai nach Praya Granda übersetzen lassen, und in dieser Villa mein Nachtquartier genommen. Schon vor Sonnenaufgang brach ich auf und ritt durch eine sich bis an die Gebirge hinziehende, meist baumlose Ebene, die nur wenig Interesse bot. Die Gegend um Rio ist weniger angebaut und be-

*) Ausland 1850, 104 ff.

lebt, als man von dem Einfluß einer so bedeutenden Handelsstadt erwarten sollte, und gewährt nicht das lebendige Bild der Geschäftigkeit, welches sich in der Nähe europäischer oder nordamerikanischer Handelsstädte ersten Ranges in so bunter Mannigfaltigkeit darstellt. Von Fabriken und Manufakturen findet sich keine Spur und ebensowenig sind Vergnügungsorte vorhanden, in denen die gesellige Unterhaltung Genuß finden könnte. Das kommt daher, weil der Reichthum des Landes sich nur in den Händen weniger Reichen befindet, nämlich in den Händen ausländischer Kaufleute, die sich in Rio etablirt haben, und einiger einheimischer Kaufleute und Grundbesitzer. Jene suchen so schnell als möglich Reichthümer zusammen zu scharren, um sie dann gemächlich in ihrer Heimat zu verzehren; diese haben keinen Sinn für öffentliche Vergnügungsörter, und beschränken sich auf Gesellschaften in Familienkreisen. Die Masse der Bevölkerung besteht aus einer schlechten Bastardrace von Weißen, Negern, Mestizen, Creolen und Gott weiß was noch mehr, die in ihrer Versumpftheit und im Schmutz ihrer Gewohnheit fort vegetirt und keines höheren Aufschwungs fähig scheint.

Gegen Mittag erreichte ich das kleine Städtchen St. Joze, das ein vorzügliches Nest für Landstreicher, Bettler und Taugenichtse jeder Art zu sein scheint, denn an solchem nichtsnutzigen Gesindel war reichlich Ueberfluß. Wahrscheinlich überschwemmt die nahe Hauptstadt mit diesem Auswurf den Ort.

Vor der etwas abwärts gelegenen Venda (Schenke) hatte sich im Schatten einer kleinen Baumgruppe eine Spielgesellschaft gelagert, welche mit ihrem dichten Kreis von Zuschauern für den Menschenbeobachter ein interessantes Schauspiel dar-

bot, und einem Maler ein treffliches Bild geliefert haben würde. Die vier Spieler saßen auf einer am Erdboden ausgebreiteten Matte und die Umstehenden verfolgten, da das Spiel um Geld ging, mit dem lebhaftesten Interesse, das sich in den Geberden dieser Südländer so auffallend ausdrückt, den Gang desselben. Während ich vom Pferde herab die Gruppe betrachtete, ereignete sich eine sehr bezeichnende Scene, die jedoch leicht ein blutiges Ende hätte nehmen können. Dem Spiele am nächsten stand im Kreise der Zuschauer ein wohlbeleibter Sklavenhändler portugiesischer Abkunft, an seiner hellern Hautfarbe kenntlich, und hinter ihm über seine rechte Schulter hinweg blickte das pfiffige Gesicht eines Mulatten, während über diese beiden Vordermänner hinaus auf der linken Schulter des dicken Sklavenhändlers das schwarze Antlitz eines Negers zum Vorschein kam und mit blitzenden Augen den Glückswechsel des Spiels beobachtete. Dem schwarzen Eigenthümer dieses Gesichts schien es keine geringe Anstrengung zu kosten, seinen Gesichts- und Ruhepunkt zu behaupten. War nun schon das Aeußere der drei Köpfe, die in ihrer dermaligen Lage aus Einem Rumpfe hervorgewachsen zu sein schienen, an Bildung und Farbe so wesentlich verschieden, so zeigte sich gar bald, daß auch in der inneren Verfassung keine große Harmonie vorhanden war. Dem Mulatten nämlich wurde der Andrang des ihm unbekannten Negers sehr bald lästig, und da er ihn für einen Sklaven hielt, mit denen in Brasilien sehr wenig Umstände gemacht werden, und der sich immer auf Püffe und Stöße aus allen Kompaßrichtungen gefaßt machen muß: so versetzte jener diesem einige Rippenstöße mit dem Ellbogen, um ihn in einiger Entfernung zu halten. Der Neger faßte jedoch dem Beleidiger

mit kräftiger Faust ins Genick, brachte mit Einem Ruck das Gesicht des Mulatten in eine fast gerade Linie mit dessen linker Schulter und beugte es dann durch eine gleiche Handbewegung niederwärts, so daß es dem Fingerzeig des Negers unwillkürlich folgen mußte! Das Gesicht des Mulatten wurde nach den Schuhen des Negers gerichtet, und das sollte andeuten, daß er ein freier Schwarzer und folglich nicht gesonnen wäre, sich ohne weiteres Stöße u. dgl. verabreichen zu lassen. Der Mulatte gerieth jedoch bei diesem Angriff des Negers in noch größere Wuth und schrie: „nao faz nata, tom mais,“ das macht nichts, da hast du mehr! wobei dann abermals sein Ellbogen die Rippengegend des Schwarzen unsanft berührte. Jetzt war die Geduld des letzteren zu Ende. Die Neger haben bekanntlich sehr harte Schädel, und da sie diese Eigenschaft ihres Verstandeskastens sehr gut kennen, so bedienen sie sich ihres Schädels mit großem Erfolg als Angriffswaffe, indem sie wie wilde Stiere auf ihre Gegner losrennen und letztere mit dem Kopfe in die Gegend des Unterleibs zu stoßen trachten. Ein solcher Stoß (cabe cada auf portugiesisch) hat oft tödtliche Folgen. Dieses Manöver führte nun auch der durch wiederholte Beleidigungen gereizte Neger aus, indem er etwa zehn Schritte zurücktrat und dann mit der blinden Wuth eines gereizten Stieres mit vorgehaltenem, erdwärts geneigtem Kopfe auf seinen Feind losstürzte. Das Alles war das Werk eines Augenblicks.

Der dicke Sklavenhändler hatte keine Ahnung von dem, was unmittelbar hinter seinem breiten Rücken vorging. Fortwährend ganz in das Spiel vertieft, stand er als ruhiger Zuschauer da und hielt eben die geöffnete Tabaksdose in der Hand, um sein ansehnliches Riechorgan zu bewirthen,

als ihn mit Einem Male der eben so unerwartete als furchtbare Stoß des Negers rückwärts au juste milieu traf, und ihn mitten zwischen die Spielenden hindurch auf die gegenüberstehenden Zuschauer schleuderte, deren Linie von der Schwerkraft dieser Fleischmasse vollständig durchbrochen wurde. Das ging auch ganz natürlich zu. Der Mulatte nämlich, der dicht hinter dem Sklavenhändler stand, hatte den Angriffsplan des Schwarzen vorhergesehen, ihn deßhalb nicht aus den Augen gelassen, und so war es ihm nicht schwer geworden, durch eine geschickte Körperwendung dem gedrohten Stoße auszuweichen, dessen ganze Gewalt nunmehr den arglosen, kein Unglück ahnenden fetten Sklavenhändler traf. Die allgemeine Verwirrung wurde durch den seinem Opfer nachfolgenden schwarzen Urheber derselben und durch die, den beiden bewegten Körpern in weiten Sprüngen voraneilende Tabaksdose, deren Inhalt sich in die Augen mehrerer Zuschauer verirrte, wo möglich noch vermehrt, und es bot sich in der That eine Scene der Ueberraschung, des Schreckens und der Bestürzung dar, die schwer zu beschreiben ist. Ganz den Gesetzen der Physik gemäß hatte die größere Schwerkraft des Sklavenhändlers alle leichteren Körper, die ihm auf seiner unfreiwilligen Laufbahn im Wege standen, in seinen Fall verwickelt und mit sich zu Boden gerissen. Der Erste, welcher seine Geistesgegenwart mitten in dem allgemeinen Wirrwar wieder erhielt, schien der Schwarze zu sein, der, seine gefährliche Lage einsehend, mit unglaublicher Gelenkigkeit dem Tummelplatz der Aufregung den Rücken kehrte und das Weite suchte.

Nachdem der erste Schrecken vorüber war, traten die Leidenschaften an dessen Stelle, und es bot sich nun dem

Physiognomen ein interessanter Anblick dar, da sich bei diesen erhitzten, blutdürstenden, Rache athmenden Gesichtszügen alle Leidenschaften aus den verstecktesten Winkeln der Menschenbrust abspiegelten. Zehn Messer zuckten in den Fäusten, und die heftigen Gestikulationen dieser Südländer zeigten deutlich, wie leicht Menschenblut von ihren Händen vergossen wird. Glücklicherweise war der Gegenstand ihrer Rache, der Neger, bereits längst aus ihrem Bereich, so daß sie blos eine Masse von Schimpfwörtern ihm nachschicken konnten, die der Schwarze damit beantwortete, daß er grinsend seine weißen Zähne zeigte und dann eine leicht verständliche Pantomime machte, welche darin bestand, daß er den Nagel seines linken Daumens an seine Nasenspitze brachte, die fünf Finger ausspreizte und mit der andern Hand die Zahl der Finger auf zehn brachte. Hierauf entfernte er sich mit raschen Luftsprüngen. Da sich jedoch auswies, daß Niemand gefährlich verletzt war, und sich nur Einige über erhaltene Kopfbeulen und leichte Verwundungen, Andere sich über die Schnupftabaksbeize in ihren Augen beklagten, so legte sich nicht nur die allgemeine Aufregung bald wieder, sondern die ganze Scene wurde sehr bald von humoristischer Seite betrachtet, und dieselben Menschen, die vorher noch in so großem Aufruhr gewesen waren, rissen jetzt unter lautem Gelächter allerlei Witze, die besonders den dicken und wenig beliebten Sklavenhändler trafen. Der Mulatte erblickte jetzt in dem Unfalle des Sklavenhändlers eine gerechte Strafe des Himmels für all das Ungemach, was der Mann den schwarzen Menschen zugefügt hatte.

Ich mußte bis zum Abend in der Ebene fortreiten, und langte dann an einer vereinzelt liegenden Venda an, welche einige Stunden von St. Anna an einem kleinen, in

die Hafenbai mündenden Flusse liegt. Man trifft hier immer einige Ruderboote, in denen man die Reise nach Rio von hier aus zu Wasser machen kann. Der Caxeiro (Ladenbursche) saß vor der Thür und vertrieb sich die Zeit damit, daß er den eckelhaften Tänzen einiger jungen Neger zusah, die, von einigen Gläsern starken Branntweins begeistert, mit ihren schwarzen Herzensköniginnen unter freiem Himmel ein Tanzgelage hielten. An den seltsamen Grimassen und Stellungen, welche die Neger bei ihren Tänzen zu machen pflegen, kann man wohl Studien machen über die schwarze Race, Aug' und Gefühl wenden sich aber bald beleidigt ab.

Am andern Morgen setzte ich frühzeitig meine Reise fort und eilte über Porto Pinheiro und Maje dem Gebirge zu, an dessen Fuße ich in einer Venda übernachtete, die viel von den Führern der Maulthierzüge, welche Kaffee und Reis über das Gebirge bringen und dagegen andere Waaren zurücknehmen, besucht wird. Ich traf mit mehreren dieser Leute zusammen, und wir übernachteten in einem Nebengebäude, in welchem einige leichte, mit Matten bedeckte Bettstellen den Reisenden die einzige Bequemlichkeit bieten. Um jedoch wegen eines Lagers niemals in Verlegenheit zu gerathen, hatte ich eine Hängematte mitgenommen, worin man auch am geschütztesten gegen die Angriffe der Ameisen und anderer Insekten schläft. In der Venda war nichts als trockener Käse, Rosque (eine Art Zwieback) und Wein für die Abendmahlzeit zu erhalten, und obgleich die Truppeiros Lebensmittel bei sich führten und mich auch zu ihrem Imbiß einluden, so zog ich doch mein frugales Essen vor, da die untern Klassen und die Neger in Brasilien sich weder der Gabel noch eines Löffels bedienen, sondern mit der Hand in die gemeinschaft=

liche Schüssel langen, und ihre Eßweise folglich nicht sehr einladend und appetitlich ist.

Das lange, milde Zwielicht unserer nördlichen Heimat geht diesen glänzenden Himmelsstrichen ab. Das Gestirn des Tages beginnt um 6 Uhr Morgens seinen Lauf, um sich um 6 Uhr Abends in die Fluthen des Meeres zu versenken. Es blieb also für uns bis zum Schlafengehen noch eine geraume Zeit übrig, welche die Truppeiros wie gewöhnlich mit ihrem leidigen Kartenspiel ausfüllten; und sie setzten das bis spät in die Nacht hinein fort mit einer Leidenschaftlichkeit und unter so heftigem Geschrei, daß ich erst gegen Morgen in Schlummer versank. Obgleich nur um Kupfermünzen gespielt wurde, so war mir doch bange, daß ein Unglück geschehen möchte, denn wenn auch diese Menschen Stirn gegen Stirn ihrem Feind in ehrlichem Kampf gegenüber meistens sehr feige sind, so werden sie doch zu wahren Hyänen, sobald die wilden Leidenschaften der Spielwuth und Eifersucht ihr Blut erhitzen. Die meisten Mordthaten in Südamerika fallen beim Spiel vor, und das dolchartige, in diesen Gegenden aber auch ganz unentbehrliche Messer, das hinten in einer am Gürtel befindlichen ledernen Scheide steckt, färben sie nur zu leicht mit Menschen-, ja mit Freundes- und Bruderblut. Und dabei herrscht ein Geschrei, ein Remonstriren und Gestikuliren, wovon der Nordländer gar keinen Begriff hat, denn die den Franzosen und selbst den Italienern nachgesagte Zungenfertigkeit ist eine wahre Lappalie im Vergleich mit derjenigen der Portugiesen oder Brasilianer, wenn sie einmal auf ein Lieblingsthema gekommen sind, oder irgend eine Leidenschaft ihre Sprachorgane in Bewegung versetzt. Wenn ein solcher Südländer nicht auch wie andere Menschen dem

Bedürfnisse der Ruhe nachgeben müßte, so hätte man in seiner Zunge bald das viel gesuchte perpetuum mobile gefunden. Der Graf von Ségur, welcher die Geschichte der großen Armee geschrieben hat, scheint dieselbe Erfahrung gemacht zu haben, wenn er behauptet, daß die schwache Division Portugiesen, welche Napoleon in die Eisgefilde Rußlands führte, auf dem Marsche und im Bivouak durch ihre ewigen Wortgefechte mehr Lärm gemacht habe, als das ganze übrige Heer zusammengenommen.

Inzwischen war unter den Maulthiertreibern Alles glücklich abgelaufen, und als ich am andern Morgen bei Sonnenaufgang mein Pferd sattelte, bemerkte ich, daß sich ihr Blut wieder abgekühlt hatte und daß sie in der besten Harmonie waren. Sie winkten, da sie fast zu gleicher Zeit mit mir auffaßen, aber eine andere Straße einschlugen, mit der den Portugiesen eigenen Handbewegung mir ihr Adios Senhor, passe muito bem! zu, und bald hatten wir uns gegenseitig aus den Augen verloren, da ich lustig auf das Orgelgebirge lostrabte und bald darauf diese große, romantisch schöne Wildniß betrat. Hier erschließt sich dem Fremdling eine ganz neue Welt, worin Alles von dem verschieden ist, was er in seiner Heimat findet — vom niedrigen Moose bis zur lilafarbigen Krone des riesigen Sapucajabaumes, vom Kolibri bis zum Bergadler, vom winzigen Gewürm bis zur gewaltigen Boa, vom harmlosen Gürtelthier bis zum blutdürstigen Jaguar, vom kleinsten Wasserinsekt bis zum schrecklichen Alligator.

Als die Gluth der Sonne zunahm, lagerte ich mich an einem der vielen kleinen, kahlen und krystallhellen Bäche des Gebirgs, und so dicht ist das Laubgewölbe des Waldes, daß selbst die senkrechten Strahlen der brasilianischen Sonne

nicht durchzudringen vermögen. Ich erlebte hier ein kleines Abenteuer. Da im Gebirge häufig Mulattengesindel und entlaufene Negersklaven sich umhertreiben und die Wege unsicher machen — man muß sich hüten, an Ruheplätzen in der Nähe der Wege sich dem Schlummer zu überlassen, da man sonst im Schlaf rein ausgeplündert werden kann, — so hatte ich mich etwas in das Dickicht zurückgezogen, und als ich so im Schatten dalag und mein dürftiges Mittagsmahl verzehrte, erblickte ich eine sehr große Klapperschlange, die mit ihren glänzenden Augen unverwandt auf Eine Stelle blickte. Ich folgte der Richtung dieses Blickes und bemerkte dann einen Tapeti (der brasilianische Hase von der Größe eines Kaninchens), der wie gebannt von dem Blicke der Schlange unbeweglich seine Feindin anstarrte, bis plötzlich das Reptil wie ein Pfeil auf seine Beute losschoß, mit seinen Zähnen es erfaßte und äußerst geschickt durch seinen engen, aber sehr dehnbaren Schlund hinunterwürgte. Der Tapeti leistete nicht den geringsten Widerstand, sondern schien freiwillig in den furchtbaren Schlund zu gehen, und man konnte deutlich seine Bewegungen und Lebensäußerungen auf seiner Reise in das Innere der Schlange wahrnehmen.

Theils um das giftige Reptil zu vertilgen, theils um zu sehen, ob der Tapeti auf seinem gefährlichen Durchgange viel gelitten hatte, tödtete ich die Schlange durch einen Schuß in den Kopf. Noch immer gab der Tapeti Lebenszeichen und Zuckungen von sich, und als ich schnell den Leib der Schlange aufschnitt, fand ich das Thier nur wenig verletzt und noch am Leben, und obgleich es anfangs sehr angegriffen war, so erholte es sich doch allmählig mehr und mehr, da ich es mit frischem Wasser begoß. Nach Verlauf

einer halben Stunde war es so weit zu Kräften gekommen, daß es langsam forthüpfte.

Mein Weg lief nun beständig bergauf, bergab, oft an tiefen Abgründen hin, und von der Höhe der Bergspitzen eröffnete sich die weite Aussicht auf die große und schauerliche Wildniß, die sich unabsehbar in das Innere ausdehnt. Es war nun gerade an einer solchen Stelle, wo auf der linken und rechten Seite mich ein so steiler Abgrund angähnte, daß schon der Blick in die Tiefe schwindelerregend war, als plötzlich um den Vorsprung eines nahen Felsens eine ganz mit Kaffeesäcken beladene Truppe von einigen und vierzig Maulthieren, eines hinter dem andern nachdrängend im vollen Laufe, hinten und vorne ausschlagend, wie rasend auf mich losgesprengt kam, so daß ich in eine der gefährlichsten Lagen meines Lebens gerieth. Sowohl das Ausweichen als das Umwenden war mir unmöglich, da der Pfad höchstens zwei Schritte breit war. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden, denn das vorderste Maulthier war nur noch wenige Schritte von mir entfernt und würde, rasend wie es war, mit seinen vollen Kaffeesäcken zu beiden Seiten, mich sammt meinem Pferde unfehlbar in den Abgrund befördert haben. In diesem kritischen Augenblicke feuerte ich fast blindlings mein Gewehr auf das vorderste Maulthier ab. Weder die Zeit noch die Unruhe meines Pferdes erlaubten mir genau zu zielen, doch es war ein sogenannter Schlumpfschuß, welcher den Langohrigen zu Boden streckte, so daß er noch einmal seine Viere emporstreckte und dann linksüber „hurtig mit Donnergepolter“ in den Abgrund rollte. Sein langohriger Nachfolger stutzte über den plötzlichen Knall und Fall seines Vordermannes, ward von einem heilsamen Schrecken

ergriffen, wandte sich und stürzte sich auf sein eigenes Corps, in welchem nun die Verwirrung vollständig war. Ich gewann jedoch freien Spielraum, da der schmale Fußpfad sich bald erweiterte, und war von meiner gefährlichen Lage erlöst. Doch war noch wenig gewonnen; denn nun wurde auch mein Pferd schen und setzte wie rasend dem Haufen der nunmehr wie toll zurückspringenden Maulthiere nach, welche hinten und vorne ausschlugen, ihre Ladung abwarfen und den Kaffee verschütteten. Das ganze Unheil hatte ein Hornissenschwarm angerichtet, der zwischen die Thiere gerathen war, und sie schen und wüthend gemacht hatte. Nach Lebensgefahren und unsäglichen Mühseligkeiten gelang es erst, auf den halsbrechenden Wegen einigermaßen die Ordnung wieder herzustellen. Der Aufseher der Truppe und seine sieben Neger, von denen einige schwere Körperverletzungen davon getragen hatten, waren in Verzweiflung, denn mehrere Maulthiere waren in die Tiefe gestürzt, andere zwischen Dorngebüsch gefährlich eingeklemmt. Unbegreiflicherweise war ich bei dieser gefährlichen Galoppade völlig unversehrt davon gekommen, eine Contusion am Knie abgerechnet.

Es ist unglaublich, welch' Unheil ein anscheinend so unbedeutendes Insekt, als eine Hornisse ist, anrichten kann, und wenn es dem menschlichen Verstande, der schon so viel ausgesonnen hat, jemals gelingen sollte, die Hornissen abzurichten, so würde die Reiterei zu Felde bald nutzlos, ja für die übrigen Waffengattungen des eigenen Heeres bald sehr gefährlich werden, denn man hätte alsdann nur nöthig, auf das heranrückende Reiterregiment einige Hornissenschwärme loszulassen, die bald die rasendste Verwirrung anrichten würden. Die Kriegsgeschichte berichtet auch

in der That einige Fälle, wo ein zufällig in die Reiterei gerathener Hornissenschwarm die Armee in die größte Verwirrung brachte.

Der Truppeiro hatte große Lust, mir einen guten Theil an dem Unglück, wie man zu sagen pflegt, in den Schuh zu schieben, und gereizt, wie er einmal in seiner Verzweiflung war, ließ er Worte fallen, die sich keineswegs in den Grenzen der Höflichkeit hielten, z. B.: was haben solche Ausländer in unserem Lande zu schaffen? warum scheeren sie sich nicht zum Teufel? u. s. w. Da ich jedoch die Lage des armen Schelmes erwog, auch nicht Lust hatte, meine Dialektik mit einem brasilianischen Mauleseltreiber zu messen, so blieb ich gelassen wie ein Philosoph aus der stoischen Schule, und erst dann, als er seine Neger zu Thätlichkeiten gegen mich aufforderte, erklärte ich ihm mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem ich ihm meine Pistolen in den Halftern zeigte, die Hähne meines Doppelgewehres knacken ließ und dasselbe schußfertig hielt, daß, wofern er jetzt nicht das Maul halte und die geringste Miene zur Feindseligkeit mache, er zuerst, und wer von seinen Negern angreifen wolle, nach ihm das Schicksal seines Vierfüßlers theilen würde. Das war ihm deutlich und bedurfte keiner Erläuterung mehr; ich wandte ihm den Rücken und zog meines Wegs.

Inzwischen war nach diesen glücklich überstandenen Abenteuern der Abend herangekommen, und der Mond strömte eben sein volles Licht über eine Kaffeepflanzung aus, die gerade in voller Blüte stand. Man kann sich kaum etwas Reizenderes denken, als den Anblick eines Kaffeeberges in der Zauberfeier einer brasilianischen Mondnacht. Wie bei uns in kälteren Zonen ein verspätetes Schneegestöber im

April die schon sprossenden Bäume mit seinen Flocken nicht selten bedeckt, eben so dicht prangen die milchweißen Blüten auf der Kaffeestaude, mit dem hellgrünen Laube einen angenehmen Contrast bildend.

Mein beschädigtes Knie fing jetzt an schmerzhafter zu werden, und von der Anstrengung des Tages erschöpft war ich nicht wenig erfreut, als ich endlich eine einsame Venda erreichte, wo die Truppeiros und die Neger einiger benachbarten Pflanzungen (Facendas) zu verkehren pflegten. Der Vendawirth war — ein Chinese. Das erkannte ich auf den ersten Blick an der ganzen Schädel- und Gesichtsbildung, an den kleinen schiefgestellten Augen, den hervorstehenden Backenknochen und an der schlechten Aussprache des Portugiesischen: allein unbegreiflich war es mir, auf welche Weise dieser Sohn des dichtbevölkerten Wasserlandes im Südosten Asiens sich nach Brasilien verirrt haben könnte. Das klärte sich jedoch auch bald auf, und als ich mein Pferd gut versorgt wußte, mein Knie ordentlich verbunden war, d. h. so gut es gehen wollte, kam unsere Unterhaltung in Fluß.

„Sie scheinen kein Portugiese oder Brasilianer zu sein?“ begann ich, als er mir ein Glas Weinlimonade reichte.

Mein Wirth war anfangs einsilbig, und schien gar nicht aufgelegt zu einer längeren Unterhaltung, denn er antwortete kurz: „Ich bin nicht aus diesem Lande.“

„Nun — so nahm ich von neuem das Wort — wenn ich fragen darf, und nicht sehr irre, so stammen Sie aus Dshina (das Reich oder die Blume der Mitte); oder richtiger von den Ufern des Hoangho oder Jangktsekiang (d. h. des eigentlichen China)?“ Glücklicherweise fielen mir ein paar chinesische Brocken bei, die ich einst von einem

Kaufmann aus Kanton aufgeschnappt hatte, und die ich nicht verfehlte mit einzuflechten in mein Kauderwelsch.

Ach! es ist ein eigener Zauber, dessen süße Gewalt nur der in fernen Ländern Reisende ganz zu würdigen vermag, nach vielen, vielen Jahren die lang vermißten Töne der Muttersprache, wenn auch nur in wenigen einzelnen Klängen, wieder zu hören. Da tritt die ganze Jugendzeit wieder voll und lebendig vor die Seele mit all ihren Wonnen und Freuden, da tauchen die Erinnerungen auf an das, was für immer dahin ist und nie wiederkehrt. So etwas mochte auch in der Seele des Chinesen vorgehen: seine kleinen Augen blitzten feuriger, und dann begann er in seiner eigenen einsilbigen Sprache zu reden, da die wenigen von mir hingeworfenen Worte ihn verleitet hatten, mich für einen Kenner seines vaterländischen Idioms zu halten. Es machte mir aber Vergnügen, diese seltsamen Laute zu hören, und so ließ ich ihn ununterbrochen fortreden. Als er jedoch geendet hatte, gestand ich ihm, daß ich von seiner Sprache zu wenig verstehe, und bat ihn, mir auf portugiesisch zu sagen, auf welche Weise er aus seiner fernen Heimat in dieß Land gekommen sei.

„Das ist sehr bald geschehen," versetzte mein Wirth. „Der Regierung dieses Landes fiel es vor längeren Jahren ein, Versuche zum Anbau des Thee's in diesem Lande zu machen, und so wurden unserer sechs, der Theekultur fähige Leute durch Vermittlung des portugiesischen Statthalters auf der Insel Macao engagirt und nach Brasilien eingeschifft. Allein alle Versuche, die wir in mehreren Gegenden anstellten, um den Thee in diesem Lande heimisch zu machen, sind mißlungen. Es scheint, daß China's Boden und Klima das Wachsthum dieser zarten oder eigensinnigen

Pflanze allein begünstigen. Drei meiner Landsleute sind in ihr Vaterland zurückgekehrt, einer ist gestorben, und zwei — ich und ein anderer — sind in diesem Lande geblieben und Christen geworden. In der Taufe erhielt ich den Namen Augustino."

Am folgenden Morgen zeigte sich mein Knie so sehr geschwollen, daß an eine Weiterreise nicht zu denken war, und so blieb ich in der Familie des Chinesen, die mir viel Aufmerksamkeit bezeigte. Doch war dieser Aufenthalt mir gar nicht unangenehm, zumal da ich mich inmitten einer Waldlandschaft befand, wo die Natur ewig zu lächeln scheint und die Thier- und Pflanzenwelt dem Auge ein lebhaftes und wechselreiches Schauspiel bietet.

Mein Wirth erzählte mir Manches aus seiner Jugendzeit, von den religiösen Ansichten und Gebräuchen seiner Landsleute. Mit diesen hatte er den industriösen Charakter gemein, wovon seine Wohlhabenheit und manche kleine Luxusartikel zeugten, die er selber verfertigt hatte. Es war ihm nach dem verunglückten Versuch der Theekultur ziemlich schlecht gegangen, da die Regierung von Brasilien sich zwar erbot, ihn auf ihre Kosten nach China zurückschicken zu wollen, im Uebrigen aber sich nicht weiter um ihn bekümmerte. Ohne Freund, der Sprache unkundig, als Heide verachtet — war ihm die Zukunft eben nicht im freundlichsten Lichte erschienen, und schon bedauerte er, nicht in sein Vaterland zurückgekehrt zu sein, als er sich eines Tages in der Nähe von Itagoahy an einem Flusse gelagert hatte. In trüben Gedanken über sein Schicksal brütend hatte er in den Fluß gestarrt, als die große Menge von Fischen, lustig im Wasser spielend, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das war ihm ein Wink des Himmels gewesen.

Seine kleine Hütte, deren Erbauung in einem so milden Klima keine Schwierigkeit machte, war bald hergerichtet. Ein alter gutmüthiger Neger hatte ihm zuweilen hilfreiche Hand geleistet. Er hatte sich Fischgeräthe angeschafft und selbst verfertigt, und sein neuer Nahrungszweig war bald mit Erfolg gekrönt und belohnte reichlich seine Arbeit, da das nicht sehr ferne und lebhafte Städtchen Itagoahy, der Stapelplatz des aus den Mina's kommenden Kaffee's und dessen Umgegend ihm hinreichenden Absatz gewährte. Den alten, zu keinen schweren Arbeiten mehr tauglichen Neger hatte er bald ganz zu sich genommen, um seine Hütte zu bewachen und sonstige kleine Geschäfte zu verrichten. Da es im Flusse selbst viele Fischottern gab, so hatte ihn dieß auf den Gedanken gebracht, einige dieser Thiere einzufangen, und wie dieß in seiner Heimat gebräuchlich, sie zu zähmen und zum Fischfang abzurichten. Das hatte ihn zwar unglaubliche Schwierigkeiten gekostet — er zeigte mir eine tiefgehende Narbe am Bein, die vom Biß einer Otter herrührte — allein, da er die Geduld nicht verlor, so war ihm dieß endlich ein angenehmer Zeitvertreib in seiner Einsamkeit geworden. Jetzt bekam der Fischfang ein neues Interesse für ihn, und er hatte an Fischen stets Ueberfluß, da die Jagdlust der Fischotter unermüdlich ist. Allein der Fischfang war nicht der einzige Gewinn von seiner Industrie, denn bald hatte sich der Ruf von seinen Ottern bis nach dem neun Meilen entfernten Rio verbreitet, und nun waren vornehme Leute, reiche Kaufleute, besonders Ausländer, zu ihm hinausgeströmt: alle Welt wollte den Chinesen mit seinen Wunderthieren sehen und einer Jagd derselben beiwohnen. Als spekulativer Kopf wußte der Chinese die Neugier der vielen

müßigen Zuschauer trefflich auszubeuten. Der Zudrang war so groß gewesen, daß er von jedem Zuschauer den Preis von einem Pataxa oder spanischen Thaler verlangt und erhalten hatte. So erhielt er eine unerwartete, aber sehr ergiebige Silberernte, und war schnell in den Besitz einer artigen Summe Geldes gelangt. Da jedoch die Anziehungskraft und der Zauber, die von der Neuheit einer Sache gewöhnlich hervorgerufen werden, sich bald verlieren, so war auch des Chinesen Erwerbsquelle bald wieder versiegt, und als ihm daher ein Engländer eines Tages 300 Thaler für seine beiden Ottern bot, schlug er sie los. Dann kaufte er sich Waaren und zwei Maulthiere, und trieb ein paar Jahre Handel, der ihm auch ein gutes Profitchen abwarf. „Wer Geld hat," so schloß mein Wirth nicht ohne Humor mit einem verschmitzten, aber gutmüthigen Seitenblick auf seine gelbe Angetraute, „findet auch leicht eine Frau, und so lebe ich jetzt mit meiner Familie hier ganz zufrieden."

Als ich am folgenden Morgen aufbrach, gab mir mein Wirth ein gebratenes Huhn und einige gekochte Eier mit auf den Weg, welche Vorsichtsmaßregel ihm um so nöthiger erschien, da ich heute eine Venda nicht antreffen und erst gegen Abend bei dem Schweizer Joseph, in dessen Nachbarschaft mein alter Bekannter, der Indianer Antonio wohnte, anlangen würde. Da ich auf einer früheren Tour in dieses Gebirge einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen hatte, so begleitete mich der Chinese eine Strecke, um mich auf den rechten Weg zu bringen durch dichten Hochwald, der nur hie und da durch mächtige Granitfelsen, von deren Spitze sich nicht selten eine Quelle stürzte, unterbrochen wurde. Schaaren von grünen Papageien flatterten mit lautem Geschrei durch die Luft, prachtvoll glänzende

Kolibri's und große schillernde Schmetterlinge schwelgten in den Blüthenkelchen, und in den Wipfeln der hohen Bäume trieben muntere Affen ihre possirlichen Spiele. Wenn ich in den blauen Azur über mir hinaufschaute, erblickte ich einen schwarzen Punkt gleich dem Bergadler, der stolz seine Kreise zog, und wenn ich den Blick zu meinen Füßen senkte, strahlte der Brillantkäfer von den Kaktusstengeln mir entgegen. Die grüne Sciboschlange floh scheu über den Weg, andere schön gesprenkelte Schlangen blieben ruhig im Grase liegen, wenn des Menschen Tritt ihnen nicht zu nahe kam. Wenn man so in der Frühe des Morgens durch diese lebens- und saftreichen Hochwälder reitet, die balsamische stärkende Bergluft einathmet und die Natur in ihren tausend wechselreichen Gebilden belauscht, dann geht das Herz über vor Wonne und Lust, und Geist und Herz fühlen sich frei von jenem Druck und jener Herzlosigkeit und Hohlheit, die uns nur zu oft im verfeinerten und bürgerlichen Leben bedrücken.

Gegen Mittag gelangte ich in ein nicht sehr breites Thal, durch dessen Mitte sich ein kleiner Fluß in angenehmen Windungen schlängelte. Die Ufer waren mit grünem Rasen bekleidet, auf welchem einiges Hornvieh theils waidete, theils Mittagsruhe hielt, und mitten zwischen demselben gewahrte man häufig den schönen Kardinal, dessen blutrothes Gefieder so auffallend mit dem grünen Teppich der Waide contrastirte. Die Abhänge der das Thal zu beiden Seiten einschließenden Berge waren an vielen Stellen von ihrem Baumwuchs gelichtet und mit Kaffeestauden bepflanzt, während man an den Niederungen des Flusses einige üppige Reisfelder gewahrte. Verschiedene Gruppen hoher Bäume mit dichten Kronen standen zerstreut auf dem Anger um-

her und boten mit ihren dichten Schatten dem Reisenden einen erquickenden Ruheplatz und Schutz gegen die sengenden Strahlen der Mittagssonne dar. Einige Landhäuser mit ihren Nebengebäuden und Negerhütten lagen in der Nähe. Der ganzen Landschaft war etwas Idyllisches eigen, es war eine freundliche Oase in der großen Waldwüste, gegen deren gewaltige Massen sie abstach wie ein Garten zwischen Felsen.

Ich nahm meinem Pferde den Sattel ab und ließ es grasen, während ich mich in dem Schatten einer Baumgruppe streckte, meine mitgenommene kalte Küche verzehrte und Weinlimonade dazu trank. Den Reisenden würde es gewiß nicht wenig erquicken, wenn er nach einem langen Ritt auf eine Stunde sich dem Schlummer überlassen könnte, allein, wie schon oben bemerkt, darf man dieß nicht wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von umherschweifendem Gesindel beraubt zu werden, wie mir dieß einst in der Nähe von St. Cruz begegnete. Ich hatte mich von einem langen Marsche und der Tageshitze erschöpft unter einen Baum gelegt und war bald in einen festen Schlaf verfallen. Als ich nach etwa einer Stunde erwachte war mein Pferd, meine Flinte und Halftern fort und nichts weiter übrig geblieben, als der Sattel, den ich zum Kopfkissen benützt hatte und den ich noch selber bis an den nächsten Ort tragen mußte. Da zufällig ein Friedensrichter hier wohnte, so klagte ich diesem meinen Unfall und bat ihn um die Hilfe des Gesetzes, allein dieser Pfeiler der brasilianischen Gerechtigkeit gestand mir mit einem Achselzucken seine Ohnmacht ein. Das hatte ich mir zur Warnung dienen lassen.

Ich wünschte meinem Pferde eine kräftigere Nahrung zu verschaffen und deßhalb begab ich mich nach der nächsten, nicht fernen Negerhütte, um etwas Welschkorn, das haupt-

sächlichste Viehfutter hier zu Lande, herbeizuholen. Es war eine erbärmliche, offen stehende Hütte, eher einem Hundestalle als einer menschlichen Behausung ähnlich, und doch herrschte in dieser niederen Wohnung des brasilianischen Sklaven mehr Glück und Zufriedenheit, als in manchem stolzen Palaste großer Städte. Es war das stille Glück der Liebe, welches die elende Hütte des halbnackten Sklaven verschönerte; denn als ich eintrat oder vielmehr einkroch, saß der junge kräftige Schwarze auf einem großen Holzblock, sein Weib und ihren Säugling auf dem Schooße schaukelnd, und beide mit der größten Zärtlichkeit herzend. Beide Gatten schienen so vertieft mit sich und dem lächelnden Kinde zu sein, daß sie mein Hereinkommen gar nicht bemerkten, und erst als ich sie anredete gewahrten sie zu ihrem großen Erstaunen den Eindringling. Der Neger brachte mir bald das Gewünschte, wogegen ich ihm einige kleine Silbermünzen gab.

Nachdem ich etwa eine Stunde durch das Thal geritten war, gelangte ich wieder in Hochwald, der sich jetzt fast ohne Unterbrechung weit in das Innere hineinzog, und als die Fledermäuse ihr Wesen zu treiben anfingen, erreichte ich die fast auf dem Gipfel eines Berges gelegene Wohnung des Schweizers, der mich als alten Bekannten willkommen hieß. Er hatte sich kürzlich verheirathet und neben seinem Ackerbau trieb er jetzt auch Schenkwirthschaft, da die an seinem Hause vorbeikommenden Truppeiro's und ihre Neger, sowie einige im Gebirge liegende Facenda's ihm Gelegenheit zum Absatz boten. Der hauptsächlichste Grund zur Errichtung einer Venda war aber der, daß ihm bei der Lage seiner Wohnung dicht am Wege die allzu oft in Anspruch genommene Gastfreundschaft lästig zu werden anfing, doch als Vendawirth konnte er für seine Leistungen Gegenleistungen fordern.

Am andern Morgen ließen wir durch einen Neger den Indianer holen, der auch bald mit dem Kopfe und der Keule eines wilden Schweins beladen erschien, denn er pflegte die Küche des Schweizers mit Wildpret zu versehen, wogegen dieser ihm wiederum Branntwein und andere Bedürfnisse „gebildeter Leute" lieferte. Bei unserem Wiedersehen gab Antonio aufrichtige Freude zu erkennen, und er wurde bald sehr gesprächig. Verschiedene Ursachen machten es mir wünschenswerth, mich bei dem Indianer einzuquartieren, und als ich meine Absicht mittheilte, schien ihm das großes Vergnügen zu machen, und er war sogleich bereit, seine Hütte mit mir zu theilen. Nachdem einige Bedürfnisse, namentlich Kochgeschirr in die Hütte geschafft worden waren, folgte ich selbst bald darauf nach.

Die Wohnung des Indianers lag abwärts vom Wege in einer vollständigen Wildniß. Zu derselben führten nur dicht verschlungene Fußwege, die bei der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses durch die Schneide des breiten dolchartigen Messers, das der Reisende in diesen Gegenden immer bei sich führt, oft gelichtet werden mußten. War es Zufall oder Sinn für die Schönheiten der Natur, was den Indianer diese Gegend zu seiner Wohnung wählen ließ? Sie war in der That äußerst reizend. Man denke sich am Abhange eines sanft ablaufenden Hügels die bescheidene Hütte, und vor derselben den riesigen säulenartigen Schaft eines Sapucajabaumes in kühner Höhe seine farbige Blüthenkrone entfaltend, welche stolz auf das niedere Dach der Hütte herabzublicken schien, und dieselbe mit ihren ungeheuren Dimensionen gegen Sonnenschein und Regen schirmte. Diesen Riesen des Waldes hatte die Axt zu dem angegebenen Zwecke verschont. Zur rechten Hand stand eine Gruppe

Orangenbäume, schwerbeladen mit ihren goldfarbigen Früchten, und zur Linken erblickte man einen Haufen Bananenbäume mit ihrer großen Fruchtbarkeit; die wunderbaren palmartigen Gewächse treiben aus der Wurzel immer neue Stämme, die in Jahresfrist ihre Vollkommenheit erreichen und 10 bis 15 Fruchtbüschel bringen, jede mit 15 bis 20 großen, süßen Früchten an den Blumenkolben. Der Abhang vor der Hütte war gelichtet und jetzt mit Welschkorn, schwarzen Bohnen, Kürbissen und Melonen bepflanzt. Es eröffnete sich ein freier Blick auf einen kleinen, malerischen, Wasserfälle bildenden Fluß, der sich unten schäumend durch ein enges Thal stürzte. Sein Wasser war so krystallhell, daß man oft bei einer Tiefe von 6 bis 7 Fuß die Kiesel auf seinem Grunde zählen konnte. Etwa eine Stunde weiter bildet er eine große Naturmerkwürdigkeit, indem er sich zu einem großen Becken erweitert, das auf allen Seiten von Felsblöcken eingefaßt wird. Bei der Unmöglichkeit, sich einen Durchbruch durch diese gewaltigen Granitwände, die wie von Menschenhänden geformt erscheinen, zu bahnen, wühlt sich der Fluß in der Mitte des Beckens in den Boden, was man deutlich an dem tiefen trichterartigen Strudel sehen kann. Er fließt dann unter der Erde fort und tritt erst in der Entfernung von einer halben Stunde wieder an das Tageslicht. In seinem Bette fand ich häufig Goldkörner von der Größe einer Erbse und darüber. Jenseits des kleinen Thales, durch welches sich der Fluß ergoß, erhoben sich gewaltige, mit Hochwald bestandene Gebirgsmassen; von Urwald waren auch die übrigen Seiten der kleinen Pflanzung des Wilden eingerahmt.

Unsere Lebensweise war nun folgende. Mit Tagesanbruch steht man auf, und in der frischen Kühle des er=

wachenden, noch halb dämmernden Morgens steige ich hinab an den Fluß im Thale, um an tiefer Stelle ein stärkendes Bad im reinsten, belebenden Krystallwasser zu nehmen Die Morgen sind kalt, und wenn ich aus dem Wasser steige, schlagen die Zähne klappernd zusammen; allein die leichte Bekleidung ist bald übergeworfen, und dann geht es im Geschwindschritt bergan zur Hütte zurück. Ehe noch die Hälfte des Berges erstiegen ist, hat sich schon die gehörige Wärme und Geschmeidigkeit des Körpers wieder eingestellt, und in der Hütte ladet eine Schaale schwarzen Kaffee's — Milch ist nicht vorhanden — nebst einigen Eiern zum Frühstück ein. Dieses Bad wird täglich ein oder zwei Mal wiederholt, und sein wohlthätiger Einfluß bekundet sich bald durch die blühende Farbe des Gesichts und die neuerwachte Lebenslust.

Nach dem Frühstück beschließen ich und Antonio die Jagd, deren Revier wir nach Belieben über die halbe Erde ausdehnen können, da in Amerika keine Gesetze der Waidmannslust beschränkende Fesseln anlegen. Gewöhnlich kehren wir schon um Mittag zurück und überliefern unserer Hausfrau das erlegte Wild, meistens in Geflügel, in Auerhähnen von verschiedenen Arten, Waldschnepfen, Hühnern, den gewichtigen Mutus, Enten ꝛc. ꝛc. bestehend. Nach einer glücklichen Jagd sieht es in unserer Hütte bunt genug aus. An demselben Sparren, woran meine Hängematte befestigt ist, hängt ein fetter Rehbock, während Antonio vor der Hütte eine Klapperschlange abschält oder einen Affen von allem befreit, was nicht verspeist werden kann und die Dame der Hütte das Geflügel rupft und ich die schöne Bisamente (anas moschata) abbalge, um sie auszustopfen.

Von der edlen Kochkunst verstand unsere indianische

Dame freilich nicht viel, doch half ich ihr getreulich mit, und ein solches Mahl gewährte einen besonderen Genuß, denn es war mit eigener Anstrengung erworben. Der Indianer blieb bei seiner Weise, indem er eine Menge hölzerner Spieße um das Feuer steckte, das Fleisch daran eine Zeit lang braten ließ, und es dann halb roh à la Roastbeef verzehrte. Regelmäßige Mahlzeiten hielt der Indianer nicht, sondern er befriedigte zu jeder Zeit seine Eßlust, sobald nur den Magen ihn erinnerte, es mochte Mitternacht oder Mittag sein.

Waren wir auf weiteren Ausflügen begriffen, so übernachteten wir zuweilen im Walde, wo wir dann ein großes Feuer anzündeten, und einer von uns abwechselnd Wache hielt, um gegen den Angriff wilder Thiere auf der Hut zu sein. Gewöhnlich erhielten wir in solchen Bivouaks den Besuch von einigen Reptilien, namentlich der giftigen Klapperschlange, welche durch die Wärme des Feuers herangelockt wurde. Dergleichen ungebetene Gäste können aber sehr leicht gefährlich werden, indem sie dicht an den Schlafenden herankriechen und die geringste Berührung durch ihren tödtlichen Biß rächen. Auf solchen Streifzügen fiel dann aber auch unsere Jagdbeute so reichlich aus, daß wir nicht im Stande waren, sie nach Hause zu schaffen, sondern einen Theil davon bis zu gelegener Zeit im Walde verbergen mußten. Es gehört der Ortssinn eines Indianers dazu, um solche Verstecke im Urwalde wieder zu finden. Die Mühe des Abholens hatte uns jedoch nicht selten ein Raubthier erspart, und besonders war es der räuberische Puma, der kleine amerikanische Löwe, der uns unberufener Weise diesen Dienst leistete. Allein wir wurden eines Tages hinlänglich wegen der kleinen Verluste durch ein schrecklich schönes

Schauspiel entschädigt. Es war dieß ein Kampf zwischen dem Puma und dem Jaguar, dem amerikanischen Tiger, diesen beiden Fürsten der brasilianischen Wildnisse, die sich nicht selten im Kampfe auf Leben und Tod die Herrschaft streitig machten. Die rauhe abgebrochene Stimme der Kämpfenden verrieth uns den Kampfplatz. Den Zankapfel bildete das unter Laub und Buschwerk von uns verborgene Reh, das wir abholen wollten, und welches wahrscheinlich vom Puma ausgewittert worden war. Das andere Raubthier hatte ihm seine Beute abjagen wollen, was sich jedoch der kampflustige Puma nicht gefallen ließ. Beide Kämpfer bluteten schon, und Wuth und Schmerz entriß ihnen ein furchtbares Gekoller, ähnlich wie bei den Hunden. Man muß diese Thiere in ihrem natürlichen Zustande sehen, um sich einen Begriff von ihrer fürchterlichen Wildheit zu machen. Ließen sich die Ungethüme dann und wann los, so war der Puma mit einem Satze auf dem nahen Baum und stürzte sich gleich darauf mit einer schrecklichen Unbändigkeit auf seinen Gegner, der ihn mit seinen gewaltigen Tatzen empfieng. Dieses Manöver wiederholte er mehrmals, und endlich gelang es ihm durch seine unglaubliche Behendigkeit, seinem Feind auf den Rücken zu springen und im Genick zu packen, so daß wir die schwarze Jaguarette für verloren gaben. Doch diese mit gewaltiger Kraftanstrengung schüttelte ihren Todfeind ab, und schlug ihre Tatzen in dessen Brust. Dieß war die Krisis des Kampfes; es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe der Puma sich verloren gab und unter den wiederholten Wuthanfällen seines zornig gereizten Gegners verendete. Man kann sich nichts Grausenhafteres denken, als den Anblick des Ungethüms, das stets von Neuem über seinen erlegten Feind herfiel, die bluterhitzten

Augen umherrollen ließ und sein heiseres Gebrüll ausstieß. Der Sieger war jedoch auch nicht leer ausgegangen, sondern er blutete aus mehreren weit klaffenden Wunden. Das eine Vorderbein schien gänzlich gelähmt, und das schmerzhafte Zucken desselben verrieth die gräßliche Verwundung. Wir hatten in höchster Spannung wohl eine Stunde lang dem Kampfe zugeschaut.

Nun war es von uns allerdings nicht großmüthig gehandelt, gegen einen fast wehrlosen Feind in die Schranken zu treten, und mein Gefühl sträubte sich fast, als wir uns zum Angriff gegen die Jaguarette rüsteten; allein wir durften das eben so schädliche als blutdürstige Raubthier nicht leben lassen, und unser Operationsplan war bald entworfen. Antonio sandte ihm einen Pfeil in den Pelz, worauf das Thier von Neuem über seinen Gegner herfiel, als ob dieser den Angriff gemacht hätte. Diesem Akte machte ich jedoch dadurch ein schnelles Ende, daß ich eine Kugel auf das Thier abschoß, und als es noch einige Sprünge machte, ihm die zweite Ladung gab. Köpfe und Tatzen der beiden Raubthiere nahmen wir als Siegeszeichen mit.

Auf diesen Streifzügen gewährte es mir ein großes Vergnügen, den Indianer zu beobachten, der wie der Spottvogel alle Stimmen des Gevögels und der Vierfüßler mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit nachahmte. Bald lockte sein „Tararacca“ die Tukane herbei, bald antwortete er dem kleinen Kapuzineraffen auf eine so täuschende Weise, daß dieser dadurch verleitet wurde, aus seinem sichern Versteck von hohen Wipfeln in lustigen Sprüngen herabzukommen, und nun, statt von seinem Weibchen, von dem todtbringenden Pfeil Antonio's begrüßt wurde. Das Fleisch dieses Thieres war der größte Leckerbissen für den Indianer.

Hatten wir uns um Mittag in den Schatten des Waldes hingestreckt und umringte uns die lautlose Stille, die um jene Zeit in den Wäldern des Südlandes herrschend ist, wo Alles, Menschen und Thiere, zu ruhen scheint, so stieß mein Gefährte, blos zu unserem Privatvergnügen, die rauhen abgebrochenen Töne der Unze (des Jaguars) oder einzelner Raubvögel aus, und dann verwandelte sich auf einmal die lautlose Stille des Waldes in einen Tummelplatz des Aufruhrs und der lebhaftesten Bewegung. Die Vierfüßler scheuchten von ihren Lagern auf und das grüne Laubdach des Waldes belebte sich von aufgeschreckten Vögeln. Die Thiere hatten die warnende Stimme ihrer Tyrannen gehört.

Als einen hervorstehenden Zug im Charakter des amerikanischen Wilden hat man seinen Hang zur Trägheit bezeichnet, und diese Beschuldigung erscheint allerdings nicht unbegründet, wenn man ihn dem süßen Nichtsthun Tage lang sich hingeben sieht, bis Hunger und andere Bedürfnisse ihn wieder zur Thätigkeit aufstacheln. Dagegen muß man ihn auch wiederum auf der Jagd beobachten, und dann hat man ein von Lebensfülle und Thatenkraft strotzendes Bild der Unermüdlichkeit vor sich. Jeder Nerv, jede Muskel zeugt da von der Spannkraft seines Körpers, von einer Federkraft und Gelenkigkeit, die sich weder durch das Dickicht, noch durch die Ströme, Wüsten und Gebirge abschrecken läßt.

Die stärkende, reine Bergluft, das erkräftigende Bad im Flusse, die beständige Bewegung im Freien, und dann die strenge Diät äußerte sehr bald ihren wohlthätigen Einfluß auf meine Gesundheit, und mein Gemüth wurde so heiter und vergnügt, wie es lange nicht gewesen. An solchen Tagen, wo wir daheim blieben, beschäftigte sich Antonio mit seiner Flechterei, und ich präparirte Käfer, Schmetterlinge,

Schlangen und anderes Gewürm. So wurde die Eintönigkeit aus unserem Leben entfernt. Es war für uns immer ein neues erhabenes Schauspiel, wenn die Sonne im Osten erschien und ihr goldenes Licht über die Wälder ergoß. Jeder Gegenstand, worauf das Auge fällt, leitet auf eine neue Ideenreihe, erweckt frische Gefühle. Es liegt etwas in dem erhabenen Schweigen der Wildniß, das lauter zum Menschenherzen spricht als gekünstelte Worte des Menschen. Wenn der Abendhimmel, von der untergehenden Sonne mit tiefem Purpur gefärbt, wie ein loderndes Feuer erglänzte und dann plötzlich wieder erbleichte, erzählte mir Antonio seine Erlebnisse und Abenteuer, während um uns die Fledermäuse schwirrten, nach denen der neunjährige Knabe des Indianers nicht ohne Erfolg seine Pfeile abschoß und sich so recht wacker im Pfeilschießen übte. Um diese Zeit ließ auch ein großer schwalbenartiger Vogel sein „Ibijau," nach dem er benannt ist, hören. Dieser Vogel wird 18—21 Zoll lang; sein Gefieder ist schwarz, falb, braun und weiß melirt; seine Schwungfedern sind schwarz-falb gestreift, die Grundfarbe seines Stumpfschwanzes ist rostfarben, durch Braun schattirt. Er hat einen breiten gekrümmten Schnabel, dessen Wurzel mit Borsten besetzt und dessen Spitze zurückgebogen ist. Am Tage bewohnt er hohle Bäume, aber mit der Nacht wird er lebendig und flattert umher. Sein Geschrei klingt sehr melancholisch.

Man sieht, daß die Tage in der Wildniß Freuden mit sich führen, wovon ein Stubenmensch der Städte nichts weiß. Auf diese Tage folgt dann die Hochfeier der heiligen Nacht des Südhimmels mit seinem silberglänzenden Mond und den Myriaden von Sternen, Welt über Welten stehend. Die Sterne haben alle ein reineres Licht, einen helleren Glanz,

und preisen die Wunder des Allerhöchsten, der groß ist und unerschöpflich in seinen Werken!

Das Thonfressen der Urstämme.

Das Thonfressen der wilden Völkerstämme Brasiliens ist eine unter den vielen seltsamen Gewohnheiten, welche die Menschheit in ihrer Nahrungsweise zu Tage legt. Wenn einige Stämme in Ostindien eckelhaft lüstern nach Leichen sind, und der Wohlgeschmack an gefallenen Thieren über den ganzen asiatischen Archipel sich verbreitet; wenn die Batta in Sumatra ihre eigenen Verwandten auffressen, damit das Fleisch durch Krankheit nicht verderbe, und der Siamese an eingemachten Ameisen seinen Gaumen ergötzt: so mögen auch die Urstämme der brasilianischen Wälder ihre Eigenheiten haben, unter welchen das Thonfressen allerdings eine der merkwürdigsten ist. Schon Al. v. Humboldt hat diese Gewohnheit am Orinoco bemerkt; Spix und Martius haben sie am Amazonas gesehen, und sie ist allen Indianerstämmen eigen, die bis zum südlichen Wendekreise hinab sich erstrecken. In den außertropischen Ländern des mittäglichen Amerika scheint diese Gewohnheit nicht vorzukommen, und je mehr die brasilianischen Urstämme mit der gesitteten Welt in Verbindung treten, desto mehr verschwindet sie oder wird im Verborgenen getrieben.

Man hat allerlei Vermuthungen aufgestellt, auf welche Weise das Thonfressen entstanden sei; wenn man aber die unsichere Lebensweise der Jägervölker betrachtet, so ist vielleicht die sicherste Deutung in häufig eintretendem Mangel

an Nahrung zu suchen, wenn sie wider Vermuthen auf der Jagd nicht glücklich gewesen. Wo heutzutage der sogenannte zahme Indianer zum Jagen genöthigt wird, nimmt er einen kleinen Vorrath Mandiocca, etwas getrocknetes Fleisch oder einige gekochte Fische auf den Weg; der wilde Indianer aber hat diese Mittel nicht besessen, und aus Mangel an andern Nahrungsstoffen hat er vielleicht seinen Hunger mit zarter Erde gestillt. Das Wohlbehagen, das er nach dem Genusse der fremden Kost empfunden, mag Andere zur Nachahmung angefeuert haben, und bald wurde der Thon ein beliebter Bissen. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß diese Gewohnheit auch auf einigen Inseln der Südsee und auf dem Festlande von Asien zu Hause ist, aber auch dort aus ähnlichen Ursachen entsteht. Die Eingebornen von Neu-Caledonien verschlingen Speckstein, und genießen aus Mangel anderer Nahrung die zarte Rinde einiger Pflanzen. In China wird bei eintretender Hungersnoth Steinmehl verschluckt, und es ist wahrscheinlich, daß diese Nahrung aus Kaolin besteht, das bekanntlich nichts anderes als verwitterter Feldspath ist.

Abgesehen von Hunger, kann das Thonfressen auch als klimatisch betrachtet werden. Durch die Wärme zu schnellerer Auflösung sich hinneigend, wird die Nahrung zwischen den Wendekreisen rascher als in den nördlichen Ländern verdaut, und jeden Augenblick tritt eine Empfindung von Leere ein, die man in den gemäßigten Zonen nicht bemerkt. Ist man bei guter Gesundheit, so hat man in Brasilien fast jede Stunde Lust zum Essen, und kaum hat man sich gesättigt, so wird alsbald wieder der Hang nach frischer Nahrung rege. Gage sagt dasselbe von Mexiko, und Hennepin, Ulloa, Piso und Oviedo haben seine Angaben auch unter

andern amerikanischen Himmelsstrichen bestätigt. In den Klöstern, sagt Dobrizhofer, werde den Geistlichen eine so ungeheure Portion Fleisch gereicht, daß wenigstens vier Deutsche und acht Italiener in ihrem Vaterlande damit gesättigt werden könnten. Auch in Brasilien wurde väterlich für sie gesorgt, denn der oberste Geistliche bekam täglich 12, die Ordensbrüder 6 Pfund Fleisch, mit Ausnahme der Fasttage. Daß solche Fleischmassen eben so wenig zur Erhaltung des Lebens erforderlich sind, als jene sechs Eimer Schlaftrunk einiger deutscher Geistlichen, bedarf keiner Erwähnung; aber auffallend ist es, daß jene Reisenden diese Erscheinung dem schlechten Gehalte der Nahrungsmittel in Amerika zugeschrieben haben, und daß selbst geschickte Aerzte in diesen Irrthum verfallen sind. Allerdings bietet das Fleisch in heißen Ländern die Nahrungsstoffe nicht in demselben Grade als in kalten; allein die hauptsächliche Ursache der größern Gehaltlosigkeit muß in dem vorwaltenden Streben nach schneller Zersetzung in- und außerhalb des Magens liegen; eine Eigenschaft, welche die Fleischspeisen zwischen den Wendekreisen im höchsten Grade besitzen. Nur die langsamer sich lösenden Pflanzenstoffe sind die passendere Nahrung, um die menschlichen Kräfte im Gleichgewichte zu erhalten, weil sie ihrer Beschaffenheit nach der übermäßigen Absonderung in den Drüsengebilden entgegenwirken, während umgekehrt die Fleischspeisen den Reiz vermehren und den äußeren Organen mit Gewalt zuströmen. Darum halten sich die Bewohner heißer Länder hauptsächlich an Pflanzenkost; und aus Mangel an einer solchen Nahrung mögen die Urstämme Brasiliens, welche an innerer Sehkraft dem Instinkte der Thiere sich nähern, den Thon als Erhaltungsmittel angenommen haben, der in seiner eisenführenden, zu-

sammenziehenden Beschaffenheit dem schnell lösenden Prinzip entgegenwirkt. Deßhalb ist der Thon eine Zuspeise in Verbindung mit andern Nahrungsmitteln geworden, und bei jedem Mahle werden von einigen Urstämmen auch ein paar Unzen verschluckt. Wo durch krankhafte Zustände die Auflösung des Körpers vor der Zeit heranzunahen scheint, wird auch der Hang zum Thonfressen manchmal stärker, welcher nicht selten in gänzliche Vernachlässigung jeder andern Kost übergeht. Ein solcher Fall ereignete sich bei einem Indianer vom Stamme der Puré, welcher geraume Zeit unglaublich wenig vegetabilische und animalische Kost genoß, bis er endlich keine von beiden mehr berührte, und zuletzt bei fahlem, aufgedunsenem Gesicht und angeschwollenem Unterleibe den Geist aufgab.

Es ist übrigens nicht wenig bemerkenswerth, daß der Hang nach Erde in einigen Gegenden Brasiliens auch unter den Kindern der weißen und farbigen Bewohner sich äußert. Dieß wird besonders im Sertao von Contendas, in der Nähe von S. Francisco beobachtet, wo sie den dortigen, oft salpeterhaltigen Mergel, und bisweilen auch die Kalkbekleidung der Wände verschlingen. Selbst andere Stoffe, als Holz, Kohlen oder Tuch, sind vor ihrem Heißhunger nicht sicher, und es erfordert große Aufmerksamkeit, sie davor zu bewahren, sollen sie nicht einem frühzeitigen Tode oder siechen Leben entgegeneilen.

Sechster Abschnitt.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Peru.*)

In dem Leben des Peruaners mischt sich auf seltsame Weise die glühende Leidenschaftlichkeit und Leichtfertigkeit des Tropenländers, die altspanische Sitte und das Heidenthum des alt-indischen Inkareiches. Diese Mischung bietet ein höchst interessantes Schauspiel dar, aber auch ein höchst trauriges für den Christen, dem die rechte Bildung am Herzen liegt. Die Republik Peru hat sich von ihrem Mutterlande losgerissen und eine Menge von Revolutionskämpfen durchgemacht, — aber ohne damit bessere Zustände zu erreichen, da es ihren Bewohnern an sittlicher Kraft gebricht.

Die Städte.

Alle Städte Peru's haben eine Familienähnlichkeit; die Hauptstadt Lima aber faßt in ihrem halb maurischen, halb spanischen Aussehen, in dem sorglosen, leichtsinnigen Charakter ihrer Bewohner, ihren lockern Sitten und in der Mischung der verschiedensten Racen die Charakterzüge aller andern Städte zusammen. In jeder Stadt findet man die

*) Vgl. Ausland 1850, VII.

Straßen unter rechten Winkeln gezogen und große Vierecke bildend, die Guadras heißen; überall findet man den großen Mittelplatz, auf dessen einer Seite die Kathedrale (Hauptkirche) und dessen anderer Seite das Regierungsgebäude steht, während gegenüber eine Reihe Häuser mit Bogengängen sich findet, wo lauter Läden den untern Stock einnehmen und meistentheils Franzosen die Handelsleute sind.

Lima bietet diese eigenthümliche Anlage spanisch-amerikanischer Städte in großem Maßstabe dar. Sie liegt an einem zur Zeit der Schneeschmelze reißenden, aber im Winter fast wasserlosen Flusse, und wurde von Pizarro am 6. Januar 1545 gegründet. Ihr spanischer Ursprung verräth sich sogleich durch die Bauart ihrer großen luftigen Häuser, die fast alle an der Außenseite mit Freskogemälden geziert, und um den Erdbeben desto besser widerstehen zu können, nur einen Stock hoch sind. An den wenigen Häusern, die zwei Stockwerke haben, ziert ein ungeheurer Balkon die Vorderseite; die grünen Jalousieen daran sehen recht freundlich aus, und obschon diese Balkone drei Fuß weit in die Straße vorragen, gewähren sie doch einen malerischen Anblick.

Daß es in einer von Spaniern erbauten Stadt an Kirchen und Klöstern nicht fehlen darf, brauche ich dem Leser wohl kaum zu sagen; Lima hat deren im Ueberfluß. Die Kirchen waren vor Zeiten noch viel prächtiger als gegenwärtig, und zeigen noch zahlreiche Spuren der alten Herrlichkeit. Die Kathedrale hat einen der schönsten aus Holz geschnitzten Chöre, die man sehen kann; San Pedro entfaltet einen Luxus von Gemälden und Vergoldungen, wovon sich ein Europäer, dessen Auge an die einfache Größe gothischer Kirchen gewöhnt ist, und der nie etwas

der Art sah, kaum eine Vorstellung machen kann. Neben diesen noch immer sehr reichen Kirchen zeichnen sich die Klöster aus durch die Großartigkeit ihres Baues und Umfanges. Das Kloster von San Francisko nimmt allein ein ganzes Stadtviertel ein; es ist eine Reihenfolge von Gärten und viereckigen Höfen, längs welcher zierliche Arkaden die angenehmsten Spaziergänge bilden. Die Zellen öffnen sich an den oberen Gallerien, die an den vier Fronten des Gebäudes hinlaufen, und zu denen man auf prächtigen Treppen hinaufsteigt. Man zählt diese Zellen nach Hunderten; aber das sonst so bevölkerte Kloster ist jetzt nur noch von wenigen Mönchen bewohnt, welche traurig und bleich in den öden verfallenen Sälen umherirren. Die Klöster von St. Augustin und „von der Gnade" sind nicht so groß als das von San Francisko, aber ebenso verödet. In der Kirche des heil. Augustin bemerkt man unter andern kostbaren Gegenständen die schönste Marmorstatue, welche Amerika besitzt: es ist die Bildsäule der heil. Rosa, von einer Schönheit der Arbeit, die dem Meisel Canova's alle Ehre machen würde.

Salons.

Allenthalben, beim Armen wie beim Reichen, findet man dieselbe gastfreundliche Aufnahme, dieselbe offene Vertraulichkeit, welche die spanische Sprache durch das trauliche Wort confiansa so gut ausdrückt. Zu einer bestimmten Stunde sind in Lima alle Salons eröffnet. Eine mitten im Zimmer aufgestellte Lampe, deren Schein in den Hof

fällt, dem großen, der Straße zugekehrten Thor gegenüber, scheint dem Vorübergehenden anzudeuten, die Familie sei versammelt und bereit, die Besuche zu empfangen. Der Fremde kann ohne Scheu eintreten, und braucht kaum vorgestellt zu werden; kommt man zum zweiten oder dritten Mal, wird man schon als alter Freund behandelt. Der spanische Charakter im häuslichen Leben ist übrigens stärker oder schwächer ausgeprägt, je nachdem man der Mitte der Stadt sich nähert oder von ihr sich entfernt. Gewisse Salons sind schon ganz europäisch; das Piano ist an die Stelle der Guitarre, und die italienische Musik an die Stelle der alten eintönigen Romanzen getreten. In den minder reichen Familien jedoch trifft man noch auf manche Ueberbleibsel der alt-andalusischen Gesellschaft und Ueberlieferungen aus der Zeit der Vicekönige. Ein Rest von altem Damast, dem letzten Zeugen verlorenen Wohlstandes, und einige Freskobilder müssen da oft die reichen Tapeten ersetzen, die von den durch das Erdbeben zerrissenen Mauern verschwunden sind. Einige schlechte Heiligenbilder zwischen den Spiegeln, deren Goldrahmen keinen Glanz mehr haben, einige Stühle, die in die Zeit des Vicekönigs Amat hinaufreichen, ein runder Tisch, über welchem sich eine alte Blechlaterne wiegt: das ist die Ausmöblirung des „Salons," dessen Fenster bei dem Mangel an Glasscheiben mit Stangen von gedrechseltem Holz versehen sind und durch dicke Läden jeden Abend geschlossen werden. Es gibt nichts Bescheideneres als diese Wohnungen, und doch zeigen ihre Bewohner noch immer den Stolz der alten Eroberer, und tragen ihr Unglück mit spanischer Würde.

Prozessionen.

Die Prozessionen fehlen bei keinem kirchlichen Feste und sind recht eigentlich Volksfeste. Will man die Limanerinnen in all' ihrer Anmuth und Lebendigkeit sehen, so muß man die Straßen Lima's während einer glänzenden Prozession durchwandern. Die Saya-y-Manto gibt ihnen ein seltsames, aber interessantes Ansehen; ein seidener, meist schwarzer Unterrock bildet die Saya; darüber läßt ein reicher chinesischer Shawl seine langen Franzen fallen, aus denen die entblößten Arme hervorschauen. Ein dichter schwarzseidener Schleier, Manto, in Dreiecksform zusammengeschlagen und mit den Enden an der Taille befestigt, schließt die ganze Gestalt dermaßen ein, daß man nur ein Auge sieht. Dieß Kostüm, das die Frauen mit einer ächt südlichen Anmuth zu tragen wissen, ist den Tag über für die Gänge in die Läden oder für die kirchlichen „Funktionen" (funciones de iglesia) gebräuchlich. Abends aber, wenn die Betglocke geläutet hat, sieht man nicht Eine Saya mehr in den Straßen: die Pariser Moden treten in ihr Recht, und werden vielleicht bald das Nationalkostüm verdrängt haben.

Unter den religiösen Festen Peru's ist das bedeutendste das der heil. Rosa, welche jetzt die Patronin Lima's geworden, seit der große Sankt Jakob mit der spanischen Flagge, die er nicht zu vertheidigen wußte, gefallen ist. Am Morgen des Tages beginnen die Glocken aller Kirchen das furchtbarste Glockenspiel, das je ein menschliches Ohr zerriß, denn die limanischen Glocken haben nichts von jener ernsten Harmonie, welche bei uns ihren Tönen einen so hehren Klang verleiht. Man schlägt nämlich den Schwengel der Glocken gegen die Wände, anstatt die Glocke selbst in

Bewegung zu setzen. Dieß geschieht gewöhnlich durch kleine Neger, die, wenn man sie an der Balustrade hängen und Grimassen schneiden sieht, für eben so viele kleine Teufel gelten könnten, welche das kirchliche Instrument zu quälen scheinen, damit es unter ihren Schlägen ächze und schreie. Dieß wunderliche Glockenspiel entzückt nichts desto weniger das nicht sehr heikle Ohr der Limaner; es ist ja die Ankündigung eines großen Festes, das sie immer entzückt, so oft es sich auch erneuern mag.

Schon sind die Altäre geschmückt, die Bilder der Heiligen aufgestellt auf ihren Tragbahren, und mit den reichsten Zierrathen bedeckt; die verehrten Reliquien der heil. Rosa liegen auf einem Sammetkissen. Die Menge erfüllt die Kirche, wo die Priester das Hochamt halten; aber bald öffnen sich die Thore, und nun kündigt ein Schwarm von Petarden und ein dreifaches Glockenspiel der ganzen Stadt den Auszug aus der Kirche an. In den mit Blumen bestreuten Straßen, zwischen den Mauern der unter reichen Teppichen verschwindenden Häuser rückt der glänzende Zug langsam vor, begrüßt von tausend jungen, lachenden Köpfen, die sich von allen Balkonen herabbeugen. Zwei Reihen Soldaten können die Menge kaum zurückhalten. Eine lange Reihe von Mönchen mit Kerzen in der Hand eröffnet den Zug, und was für ungeistliche Mönche! man muß es selbst sehen, mit welchem Muthwillen die Topada's*) den ehrwürdigen Vätern mit Wort und Blick die tollsten Herausforderungen zuwerfen. „Wah! könnt Ihr denn gar nicht die Wachskerze halten?" — „Eh! Pizarro, Ihr habt Euch

*) Verhüllte — so heißen die durch den Manto verschleierten Frauen.

lange nicht sehen lassen; aber man weiß schon, wo Ihr steckt!“ Und der Mönch unterbricht manchmal seinen Gesang und läßt sich ganz gemüthlich mit der Topada in ein Gespräch ein; ist er jung, so lacht und schwatzt er mit ihr; ist er alt, so hält er ihr eine kleine Strafpredigt, in welchem Falle aber seine Bemerkungen oft schlecht aufgenommen werden: „Wah! Sennor Padre, glaubt Ihr, ich sei hergekommen, um zu beichten?“ Und leicht wie eine Gazelle flieht sie lachend davon, gefolgt von vier oder fünf Schwestern, Cousinen oder Freundinnen, die sie stets begleiten.

Indessen erscheinen die Bilder der Heiligen in ihrem ganzen Pompe. Jede der verehrten Statuen ruht auf einem ungeheuren Piedestal, das von acht oder zehn großen Negern getragen wird, von denen jedoch der reiche, goldbefranzte Vorhang nur die kräftigen Beine und nackten Füße erblicken läßt. Wenn der Zug anhält, strecken die von der Hitze halb erstickten unglücklichen Träger den Kopf zwischen den dicken Sammetvorhängen hervor, und lassen ihre großen Augen mit allen Zeichen des Erstaunens auf der Menge herumlaufen. Die Topada's aber haben für sie so wenig Mitleiden als Achtung vor den Mönchen; die Träger werden mit einem Hagel von Quodlibets empfangen, und ziehen bald die Köpfe unter die Teppiche zurück, um sich vor den Angriffen der Muthwilligen zu schützen. Endlich zieht die Statue der heil. Rosa die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Santa Rosa ist mit einem frischen Rosenkranz geschmückt. „Que bonida! Que blanca!“ ruft man von allen Seiten, und Blumensträuße fliegen von allen Balkonen auf das geliebte Bild herab. Hinter der Heiligen kommt der Erzbischof mit der Hostie, und plötzlich tritt stumme Andacht an die Stelle der lärmenden Gespräche.

Dann kommt der Präsident der Republik, gefolgt vom Staatsrath, den Generalen und allen höheren Offizieren im vollen Glanz ihrer gestickten Uniformen. Die ganze in Lima anwesende Truppe, etwa 2—3000 Mann, dient ihnen als Geleite. Hiezu kommt noch der pomphafte Zug der ganzen Volksmasse, eine lärmende, buntscheckige Menge, wo der Indianer mit dem Europäer, der Kreole mit dem Mestizen und der Mestize mit dem Schwarzen zusammentrifft. Die Frauen in Mantillen oder in Saya, verschleiert oder unverschleiert, ziehen mit. Als Rahmen zu diesem Gemälde denke man sich noch einen glänzenden blauen Himmel, die mit Fahnen geschmückten Häuser, die mit Zuschauern besetzten Balkone — und man bekommt eine Vorstellung von der malerischen Pracht, welche die lebhafte Vorliebe der Limaner für religiöse Feierlichkeiten erklärt. Daß dabei von einem tieferen Gefühl gar keine Rede ist, versteht sich von selbst; man läuft zu einer Prozession wie zu einem Schauspiel, und Niemand denkt daran, in dem Kirchenpomp eine Veranlassung zu innerer Sammlung zu suchen.

Volksfeste.

Das merkwürdigste dieser Feste ist ohne Widerspruch das der Amancaës; es umfaßt Alles, was die Limaner in ihren öffentlichen Vergnügungen suchen: Lärm, Gedränge, Bewegung, Tanz in freier Luft. Als ob er das Fest begünstigen wollte, verschleiert sich der in Peru gewöhnlich so warme und reine Himmel selbst in einen leichten Nebel. Die im Sommer nackten und öden Gebirge bekleiden sich

binnen wenigen Tagen mit einem grünen Mantel; der Anblick des Landes wechselt wie unter einem Zauberstab, denn der Regen wirkt für diese dürren Küsten wie eine wohlthätige Fee, und das durch eine mehrmonatliche Hitze vertrocknete Land scheint dankbar die feuchten Tropfen einzusaugen, welche von diesem glänzenden Himmel fallen, dessen unwandelbares Blau nur hie und da der Condor unterbricht.

Die für das Fest der Amancaës gewählte Stelle ist eine der pittoreskesten, die man in Amerika finden kann. Nicht ganz eine Legua von der Stadt in einer Einbiegung, die von den Hügeln gebildet wird, welche gewissermaßen die erste Stufe der Kordilleren bezeichnen, erstreckt sich ein grüner Rasen, auf dem während der Monate Junius und Julius der Nachtthau eine Menge Blumen mit goldenen Staubfäden und lilienartigen Kelchen hervorlockt. Man kennt im Lande diese Blumen unter dem Namen „Amancaës."

Vom 24. Junius an zeigt die Hochfläche der Amancaës das belebteste Schauspiel. Ein Eremit, der gleich nach der Eroberung sich hier niederließ und im Geruch der Heiligkeit starb, soll diesem Volksfest seine Entstehung gegeben haben. Wie dem auch sein mag, sobald die Hochfläche grün wird, strömt die Bevölkerung von Lima dahin zu Fuß, zu Wagen und zu Roß. Nun herrscht auf den sonst so ruhigen Bergen ein betäubendes Drängen und Treiben. Buden von Brettern und Binsen erheben sich mit zauberhafter Schnelligkeit; man verkauft daselbst Brod, Fleisch, Früchte, namentlich aber Branntwein von Pisko, und Chicha, eine Art Maisbier, das die Indianer sehr lieben. Da und dort erheben sich Tanzsäle, die mit großen Blumenkränzen geschmückt sind. Der 24. Junius, der St. Johan-

nistag, ist der große Festtag der Amancaës. Vom frühen Morgen an ist der schmale staubige Weg dahin mit ganzen Schaaren bedeckt, die in mehr oder minder zahlreichen Gruppen von Freunden und Verwandten hinausziehen. Jede Gruppe (partida) führt Mundvorräthe und eine Guitarre mit sich. Ist die Partida zu Fuß, so nimmt einer der muntern Pilger die Guitarre zur Hand, stellt sich an die Spitze seiner Gefährten und stimmt nach bekannten Melodieen einen Vers an, dessen Ende der Chor wiederholt, auf die Gefahr hin, eine Masse von Staub zu verschlucken, der durch den Strom der Fußgänger und Reiter auf der Straße aufgeregt wird. Männer und Weiber, Weiße, Neger, Indianer, Mulatten, Sambos und Cholos,*) Alles zieht singend und lachend fort. Die ganze Bevölkerung Lima's scheint plötzlich wie vom Wahnsinn ergriffen. Hier hält eine vom Marsch ermüdete Partie am Rande des Weges an, um die Kraft durch reichliche Schlücke Pisko wieder zu gewinnen. Dort erheben sich auf einer übermäßig beladenen Karriole, die von zwei dürren Pferden mühsam fortgezogen wird, stolz einige Sambos in großem Schmuck, den Shawl gleich dem Mantel eines Caballero (Ritter-Edelmanns) über die Schulter geschlagen. Endlich rennen die Ginetes (Reiter) auf hohen Sätteln und die

*) Die Eltern:

Weißer und Negerin,	Kind:	Mulato.
Weißer u. Indianerin,	„	Mestizo.
Indianer u. Negerin,	„	Chino.
Weißer u. Mestiza,	„	Creole.
Weißer u. Mulata.	„	Quarteron.
Weißer u. Quarterona	„	Quinteron.
Weißer u. Quintera,	„	Weißer.
Neger u. Mulata	„	Zambo negro.

u. s. f.

Füße in ungeheuren Steigbügeln begraben mit verhängtem Zügel gegen die ruhig Fortwandernden heran, und wenn die dampfenden Nüstern der Pferde fast deren Rücken streifen, wenden sie durch einen kräftigen Ruck des Zügels ihre Pferde um, und sprengen dann zur großen Verwunderung der Menge, wie zum Schrecken derer, die an solche Reiterkunststücke nicht gewöhnt sind, wieder davon. Wehe dem Reiter, der auf seinem Pferde nicht festsitzt und sich unklugerweise in einen solchen Wirrwarr hineinwagt. Kaum ist er in der Pampa (Ebene) angekommen, und reitet ruhig in seinem Paso*) fort, so tönt ein Schrei hinter ihm und der stampfende Galopp eines Pferdes; ehe er Zeit hat, auch nur den Kopf zu drehen, fühlt er sich in der Mitte des Körpers von einem ehernen Arm umfaßt, von irgend einem Sambo wie eine Feder aus dem Sattel gehoben und auf den Hals des eigenen Pferdes gesetzt, ohne daß deßhalb im Rennen eingehalten würde. Hat nun der amerikanische Riese seine Geschicklichkeit und Stärke genugsam bewundern lassen, so setzt er den armen Reiter ruhig auf die Erde nieder mit der Einladung, künftig fester im Sattel zu sitzen. Widersteht zufälligerweise der Ginete dem ersten Angriff, so entspinnt sich ein kurzer rascher Kampf zwischen beiden Reitern. In den Steigbügeln stehend, den Körper leicht vorwärts gebeugt, fassen sie sich, zerren aneinander und suchen sich aus dem Sattel zu ziehen, während beide Pferde, neben einander fortrennend und durch die Anstrengungen ihrer Herren selbst angefeuert, mit aller

*) Eine eigene Gangart, Paß, wobei das Pferd den linken Vorder- und Hinterfuß, dann den rechten Vorder- und Hinterfuß zugleich erhebt. Der eigentliche Trab ist diesen Reitern zu beschwerlich.

möglichen Geschwindigkeit davonfliegen und bald unter dichten Staubwolken verschwinden.

Endlich sind wir auf der Hochfläche der Amancaës. Männer und Weiber sind ab- und ausgestiegen, der erste Augenblick der Verwirrung ist vorüber, die Pferde sind ausgespannt und an die Wagenräder angebunden, wo sich dann bis zum Ende des Tages Niemand mehr um sie bekümmert. Es sammeln sich nun die Partidas, die Freunde finden sich zusammen, man breitet die Lebensmittel auf dem Grase aus, und die Viguola mit ihren schnarrenden Tönen läßt die ersten Akkorde zur Zambacueca (dem Volkstanze) vernehmen. Dieser Tanz, der einzige, den das Volk in Peru kennt, verdient vielleicht etwas näher beschrieben zu werden. Das Orchester, von der einfachsten Art, besteht unabänderlich aus der Guitarre, die einer der Anwesenden mit einem wirklich bewundernswerthen Muthe aus allen Kräften bearbeitet und mit seiner oft gar nicht harmonischen Stimme begleitet. Neben dem Guitarrespieler steht ein zweiter Musiker, der eine eingeschlagene Schachtel zwischen den Füßen hat, noch unbarmherziger singt und mit seinen Händen den Takt auf die improvisirte Pauke schlägt. Auf diesen lärmenden und unwiderstehlichen Einladungsruf tritt alsbald ein mehr oder minder schwarzer Sambo in den Kreis, welchen die Zuschauer gebildet haben, und wählt, den Poncho nachlässig um die Schulter geschlungen, mit europäischer Artigkeit die Dame aus, mit welcher er zu tanzen wünscht, denn an feinen Sitten will sich dabei kein Schwarzer schlecht finden lassen; wie sich ein Caballero benimmt, hat er von einem Weißen sorgfältig abgesehen, und zeigt nun das Conterfei solcher Bildung mit hoher Wichtigkeit. Seine Erwählte ist gewöhnlich eine schwarze Samba

mit glühenden Augen und schlankem Wuchs, weißen Zähnen und langen Haaren, die in zwei Zöpfen auf ihre Schultern fallen. Aufrecht einander gegenüber, die Linke stolz in die Hüfte gestemmt, warten sie, daß die Musik ihnen die Signale gibt. Bei den ersten Klängen der Guitarre, bei den ersten kreischenden Tönen der Musiker beginnen Beide, den Körper leicht geneigt und in der rechten Hand zierlich die Tücher schwingend. Anfangs sind es langsame, noch nicht sehr belebte Schritte, wobei der Tänzer mit scheuer, bittender Miene seine Tänzerin zu verfolgen scheint, die ihn verächtlich anschaut und wie eine Sylphide flieht, indem sie sich um ihn herumdreht. Er aber, ohne sich abschrecken zu lassen, verfolgt sie in allen Windungen, die der Tanz ihm vorschreibt: bei jeder neu beginnenden Bewegung steht er ihr gegenüber und nähert sich ihr immer mehr; das Tuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu reden. Bald bewegt er sich in mehr abgestoßenen, rascheren Sätzen, und die Tänzerin scheint seinem Rufe zu folgen. Das Orchester selbst, als nähme es Theil an dem Kampf, scheint lebendiger zu werden, und spielt in immer rascheren Weisen, in stets wilderem Rhythmus. Mit glühendem Gesicht, die Stirn mit Schweiß bedeckt, den obern Körper vorgebogen über die Guitarre, hält der Musiker zuweilen mit seinem eintönigen Gesang inne, um einen wilden Schrei der Aufregung auszustoßen. Die Zuschauer klatschen mit verdoppelter Kraft in die Hände, und nehmen am Spiel den lebhaftesten Antheil. Vergebens widersteht die Tänzerin noch, sie biegt den Körper zurück, sucht in einer letzten Anstrengung zu fliehen, umsonst! ihr Tänzer erwartet und drängt sie, erschöpft und keuchend weicht sie endlich, sie erkennt sich für besiegt, und unter dem wilden Beifalls-

geschrei der Menge läßt sie das Tuch fallen, zum Zeichen ihrer Niederlage.

Die Zambacueca wird noch häufig in Peru getanzt, ja in vielen Salons von Arequipa, Cusko und den inneren Städten ist es der einzige Tanz, den man kennt. Durch den Anstand gemäßigt ist er hier eine Art schöner, leichter und rascher Pantomime geworden, welche die Biegsamkeit und Anmuth des Körpers in vollem Maße zeigt. So ist aber nicht die Zambacueca, wie sie bei den Amancaës getanzt wird, namentlich am Abend, wenn der Pisco-Branntwein rasch gekreist hat, und die Köpfe durch die Hitze und den Lärm erhitzt sind. Allmählig geht das Fest zu Ende; man sammelt sich um einen Stein oder eine Rasenbank, die aus der Stadt mitgenommenen Vorräthe werden mit einem lockenden Luxus ausgebreitet, namentlich kaltes Fleisch, gewürzt mit rothem Pfeffer oder Aji, der eine nicht amerikanische Kehle wie eine Kohle verbrennt. Gebackene Fische, deren Geruch sich weit umher verbreitet, scheinen die Gäste anzulocken; Brod, gekochter Mais und Chicha, die in einem ungeheuren, mehrere Maas haltenden Glase zirkulirt — endlich der weiße Branntwein von Pisco, über den ihnen gar nichts geht. Schlendert man an einem solchen peruanischen Bankett vorüber, wo es lärmend und lustig zugeht, wie bei Schülern an einem Ferientage, so wird man höflich eingeladen sich zu setzen, lo poco que-hay (das Wenige, was da ist) zu theilen: es wird willig geboten. Weigert man sich, so steht eine Frau auf, nimmt eine Piscoflasche in die eine, ein kleines Glas in die andere Hand, und tritt einem entgegen mit den Worten: Usted tomara con migo, caballero (trinken Sie mit mir, mein Herr!). Dießmal ist schwer auszuweichen, weil es die größte Unhöflichkeit wäre,

nicht Bescheid zu thun. Man nippt also leicht von dem kleinen, bis an den Rand gefüllten Glase, und entschuldigt sich als Fremder, daß man nicht an so starke Getränke gewöhnt sei. Je weniger man getrunken hat, desto verächtlicher wird man aber angeschaut.

Endlich gegen 5 Uhr, wenn die Sonne sinkt und die erste Kühle der Nacht sich fühlbar macht, schlägt die lustige Schaar gemach den Rückweg nach Lima ein, in derselben Ordnung oder vielmehr Unordnung, wie sie am Morgen kam. Eine dicke Staubwolke zieht sich unter den Füßen der Menge von den Bergen bis nach der Stadt. Die besten Reiter auf blumenbehängten Pferden, die im Galopp bis auf Alameda sprengen, sind der Vortrab dieses unordentlichen Zuges. Die ganze vornehme Gesellschaft in den reichsten Toiletten kommt dem Zuge bis vor die Stadt entgegen. Zwei lange, von Maulthieren gezogene Wagenreihen ziehen sich rechts und links unter den Bäumen der Promenade hin, und in der Mitte füllt lawinengleich die wirre lärmende Masse den Raum. Lachend, singend, tanzend zieht letztere vorüber unter dem Klang der Vignolas, die sich auf allen Seiten vernehmen lassen. Uebrigens sieht man in dieser bunten Menge während der ganzen zehn Stunden, in welchen sie sich voller Freiheit bewegte, niemals einen Kampf, ein Gebalge, nicht einmal ein Wortgefecht, vor Allem aber niemals das schimpfliche Schauspiel der Trunkenheit, das in Europa nur allzuhäufig die Volksbelustigungen begleitet. Eine gewisse Ordnung herrscht selbst in der Unordnung; niemals ist auch nur die mindeste Polizei nöthig, um die Ordnung zu erhalten. Die Peruaner sind ruhigen, sanften Charakters, der wohlgekleidete Mann kann sich ohne alle Besorgniß in die Feste und Belustigungen des Volks mi-

schen, und der Indianer fühlt sich sogar hochgeehrt, wenn der Weiße sich zuweilen unter die Menge mischt; er grüßt ihn höflich, und wenn ein Caballero in einem der zahlreichen Kreise, die sich um die Zambacueca-Tänzer bilden, blicken läßt, wird ihm sogleich der beste Platz eingeräumt. Es ist dieß eine schweigende, aber selbstverstandene Huldigung für die Aristokratie der Race und Farbe.

Um einen so wohl ausgefüllten Tag würdig zu schließen und ja nichts zu versäumen, begeben sich die Unermüdlichsten auch noch in die äußeren Vorstädte Lima's in einige Chingana's (Gasthäuser), wo der Tanz von Neuem beginnt und oft bis tief in die Nacht hinein dauert. Die Chicha und der Pisco kreisen hier eben so reichlich wie am Morgen. Dann beginnt, namentlich unter den Negern, die Zambacueca mit größerer Wuth als je; weit in die Runde hört man die wirren Stimmen und das tolle Stampfen dieses infernalischen Orchesters. Sieht man die schwarzen, von zwei schlechten an die Mauer geklebten Lichtern halb erleuchteten Gesichter, die Piscogläser, die von Hand zu Hand gehen, hört man die Aufrufe, das Beifallgeschrei, die wilden Töne, die aus jeder Brust sich entringen — so denkt man unwillkürlich an die Geister der Hölle.

Diese den Limanern so werthvollen Volksfeste und religiösen Feierlichkeiten bieten gewiß ein glänzendes Schauspiel; der Europäer aber, welcher ruhigen Blutes diese lachende, sorglose Bevölkerung betrachtet, kann sich beim Anblick dieser Bilder einer gewissen Traurigkeit nicht erwehren. Welcher Unterschied — fragt er — zwischen dem republikanischen „frei gewordenen“ Peru, und dem unter den Vizekönigen? Ist es nicht noch derselbe Geschmack für Spektakel, äußeren Pomp und Augenvergnügungen? Haben die Bürger der

peruanischen Republik auch nur einen Schritt vorwärts gethan, um ihr Privatleben zu veredeln und ernstere Pflichten zu üben? Vergebens suchst du in den größeren Städten Peru's irgend eine geistige Anregung, eine Spur von bedeutender Thätigkeit, die auf die Zukunft gerichtet ist. Es zeigt sich hier wie überall, daß der Sinn für das Höhere und Höchste nicht von der Staatsform abhängt, wohl aber allein fähig ist, ein Volk zu heben und zu fördern.

Auch im Innern des Landes ist es trostlos genug, wie du gleich sehen wirst.

Eine Wanderung in die Kordilleren.

Der Europäer, welcher den gebirgigen Theil Peru's besuchen will, muß sich auf alle Arten von Mühseligkeiten und Entbehrung gefaßt machen. In den fast wüsten Landstrichen, die man durchzieht, wo nur einige Indianerhütten hier und da auf den Bergen zerstreut sich finden, stößt man oft nach einem ganzen auf dem Pferde zugebrachten Tage kaum auf ein elendes Posthaus, wo man übernachten könnte. Diese Posthäuser sind schlechte, mit Stroh bedeckte Hütten, an denen eine Ochsenhaut, die über einem rohen Gestell ausgespannt ist, als Thür dient. Im Innern läuft rings umher eine etliche Zoll hohe Bank von Erde, die als Schlafplatz dient; und in der Mitte vertritt eine andere etwas höhere Bank die Stelle des Tisches, auf dem Jeder seine mitgebrachten Lebensmittel niederlegt, oder sich Chupe auftischen läßt, falls die Ingredienzien dazu, getrocknetes Fleisch und Kartoffeln, sich im Posthause finden. In den Bergen

um die Hütte her irren fünf oder sechs schlechte, zusammengerittene, magere Pferde, deren Rücken mit großen Wunden bedeckt ist, und welche die Indianer zu einem Real für die Legua*) vermiethen, nebst einem Medio (Halbreal) für den Postillon, der dem Reisenden folgt oder vielmehr immer vorausgeht, um das Pferd von der nächsten Post wieder zurückzuführen.

Das sind die Hilfsmittel, welche das Innere von Peru dem Reisenden darbietet; man muß also nicht blos seine eigenen Pferde bei sich haben, sondern Alles mit sich nehmen, namentlich sein Bett, wenn man nicht auf dem nackten Boden schlafen will, sein Brod, seinen Wein und selbst seine Kerzen, wenn man nicht Abends in dem unglücklichen Rancho, in welchem angehalten wird, ohne Licht zu bleiben Lust hat. Ein Indianer dient als Führer und Bedienter zugleich auf der Reise. Er besorgt die Maulthiere und führt das, welches das Gepäck trägt, an seinem Lasso nach. Die Ausrüstung des Reisenden ist folgende: Ein Strohhut aus Guayaquil mit niederem Kopfe und breitem Rande wird unter dem Kinn durch einen Haken befestigt, dunkelblaue Brillen schützen die Augen gegen den Widerschein der Sonnenstrahlen von der Schneefläche, und manchmal schützt noch ein Schleier das übrige Gesicht. Ueber die Schultern hängt der wohlbekannte Poncho herab, und große Ledergamaschen werden mit Riemen über dem Knie festgebunden und schützen die Beine des Reiters vollkommen. Auf den Sattel wird ein künstlich bereiteter Wollteppich, Pellon genannt, oder auch einfach ein an der Innenseite gegerbtes, noch mit der Wolle versehenes Hammelfell gelegt. Unge-

*) 37 Pfennige für die Meile.

heure Steigbügel schließen den ganzen Fuß ein. Das ist die feststehende Ausrüstung des Reisenden in den Kordilleren. Obwohl man diese Gebirge zu allen Jahreszeiten durchziehen kann, so sind doch die Monate April und September, d. h. die Zeit vor und nach der Schneeschmelze, die günstigsten. Etwas früher oder später ist der Weg nicht ganz ohne Gefahr, sowohl wegen der Stärke und des Ungestüms der Waldbäche, die sich plötzlich in den Schluchten bilden, als auch wegen des schlechten Zustandes der Wege, welche sodann durch den Regen aufgeweicht sind oder unter einem ungeheuren Schneemantel ganz verschwinden.

Uebrigens ist die Straße oft sogar in der guten Jahreszeit fast ungangbar. Kaum ist man von Lima entfernt, so scheint sich die Natur plötzlich umzuwandeln, die Thäler verengen sich und verschwinden allmählig, und die Wege sind nur noch schlechte Pfade, die sich mühsam durch die Schluchten hinschlängeln. Kaum ist man einige Stunden marschirt, so befindet man sich schon in einer Einöde, und mit jedem Schritt scheint das Land nackter und wilder zu werden. Bald ist es eine enge, tiefe Schlucht, welche sich wie das seit Jahrtausenden ausgetrocknete Bett eines Waldstromes hindehnt, und auf allen Seiten durch einen Wall rother Berge eingeschlossen ist. Die Sonne, welche senkrecht auf den feinen Sand niederscheint, der gleich einem Spiegel die Strahlen zurückwirft, macht bei Tage die Schlucht zu einem wahren Glühofen; mitten unter den Steinen wachsen blos einige Cactus, sonst kein Lebenszeichen, kein Vogel, kein Insekt ist zu sehen, Alles hat diesen dürren, glühenden Boden verlassen, wo man bei jedem Schritt auf Leichen von Maulthieren stößt, die hier vor Hitze und Anstrengungen umgekommen sind, und deren bleichende Gebeine dem

Reisenden gleichsam zum Wegweiser dienen. Bald stößt man auf Berge, wo der senkrecht über einen Abgrund hinlaufende Weg so schmal und zugleich so gewunden ist, daß Kopf und Hals des Maulthiers über den Rand hinaus ins Leere reichen. Hier und da erreicht der Reisende Gipfel, von denen aus er das Ganze des Landes in seiner malerischen Gestaltung überschaut; — überall Schluchten, welche gleich ungeheuren Rissen die in schauderhafter Unordnung übereinander gehäuften Massen scheiden; in der Ferne ein Nebelmeer, aus welchem hier und da dürre, nackte Ketten herausschauen; am Fuße dieser Kämme neue, zwischen die Berge eingezwängte, gleichsam erdrückte Schluchten, deren Seitenwände sie zu berühren scheinen, und von gewaltigen Felsen oft zusammengehalten, oder von tosenden Wildbächen durchfurcht werden.

Unter solchen Aufregungen und Anstrengungen verflossen die ersten Tage meiner Reise nach den Kordilleren; ich war endlich am Fuße ihrer Gipfel angekommen. Es war etwas nach Mitternacht, als ich nach einigen in einer Indianerhütte zugebrachten Stunden mein Maulthier bestieg und mich auf den Weg machte, um die höchsten Gipfel, die mich von dem Ostabhange trennten, zu übersteigen. Zwei in diesem Theil der Kordilleren gelegene Dörfer, Pasko und Vilque, zogen mich hauptsächlich an; das eine ist jedes Jahr der Schauplatz einer religiösen Feier, die ich gern mit den glänzenden Prozessionen Lima's verglichen hätte, das andere ist berühmt durch einen Markt, der für die Gebirgsbevölkerung dasselbe ist, was das Fest der Amancaës für die Limaner. Meine Absicht war, den indianischen Theil der peruanischen Gesellschaft eben so genau zu beobachten, wie ich zu Lima den spanischen studirt hatte.

Im Augenblicke meiner Abreise war die Kälte sehr empfindlich, und doch konnte ich wegen des schwierigen Wegs nur langsam fortkommen. Zum Glück begünstigte mich ein prächtiger Mondschein, und die blassen Strahlen, die durch den Schnee der großen Piks zurückgeworfen wurden, beleuchteten mit einem milden Schimmer die um mich angehäuften Massen. Wir haben in Europa keine Nächte, die sich an Klarheit und Reinheit des Himmels mit diesen prachtvollen Nächten in den Kordilleren vergleichen ließen. Tausende von Sternen machen aus der Nacht eine halbe Dämmerung. Manchmal sah ich aus der Tiefe einer Schlucht den weißen Schaum eines Waldstroms über Felsen stürzen, der Ton schlug dumpf und klagend an mein Ohr, und über den Wassern sah man einen schwarzen Punkt — das war die Brücke von Baumästen, die mir den Weg zeigte und die ich überschreiten mußte. So kam ich gegen Morgen auf dem Kamme der Kordilleren an; rings um mich erhoben sich ungeheure Gipfel, zum Theil noch viel höher als der Punkt, auf welchem ich mich befand, zum Theil unter mir aufgehäuft, wie die festgewordenen Wogen eines Meeres. Der Himmel war klar, die Luft scharf und rein. Leider konnte ich dem großartigen Anblick, der mich umgab, nur wenige Augenblicke widmen. Mein Führer mahnte mich zu eilen, denn es sei nicht wohlgethan, den Mittag auf den Höhen der Kordilleren abzuwarten, da Nachmittags sehr oft die furchtbaren Alpengewitter losbrechen. Dann werden die Berge von unermeßlichen Schneewirbeln ganz eingehüllt; der Wind rollt und peitscht den Schnee mit solcher Gewalt, und dieser Schnee selbst ist so dicht, daß es durchaus unmöglich ist, auch nur einige Schritte weit vor sich zu blicken; jeder Weg, jeder Pfad verschwindet, man hört blos das ab-

gestoßene Rollen des Donners, man sieht nur den rothen Schein der Blitze durch den vom Orkan gepeitschten Schneewirbel zucken. Ich habe diese großen Ungewitter in den Kordilleren zwei Mal erlebt, das ist ein Anblick, den man nie vergißt.

Ich befand mich nun etwa 14,000 Fuß über dem Meere. Die Luft war so dünn, daß sie kaum zum Athem hinreichte, selbst die Maulthiere mußten jeden Augenblick anhalten. Man hat bemerkt, daß diese Verdünnung der Luft Nachmittags noch stärker ist als Morgens, ja sie ist manchmal so stark, daß Reisenden das Blut aus Nase und Ohren dringt. Noch viel häufiger tritt aber ein allgemeines Unbehagen ein, begleitet von Kopf- und Magenschmerzen, eine Art Seekrankheit, die fast alle diejenigen ergreift, die zum ersten Mal über die Kordilleren gehen. Die Indianer nennen dieß Uebelbefinden Soroche, schreiben es aber nicht blos der Verdünnung der Luft, sondern auch den metallischen Gasen zu, welche die Sonne in diesen Gebirgen entbinde.

Endlich begann ich hinabzusteigen. Aber der Ostabhang bietet auch zahlreiche Absätze dar. Die großen Gebirge sind nicht aus einem einzigen Guß hervorgegangen; an ihrem Gipfel wie an ihrem Fuße bestehen sie aus einer Menge kleinerer Gebirge, deren Kämme sich amphitheatralisch übereinander erheben, so daß, wenn man in eine Schlucht von mehreren hundert Fuß hinabgestiegen ist, man wieder Höhen entdeckt, die man hinanklettern muß, um dann aufs Neue hinabzusteigen. So geht es mehrere Legua's fort. Aber der Ostabhang ist doch wesentlich von dem Westabhang verschieden: minder durch einander geworfen, minder von Schluchten zerrissen, enthält er zwischen seinen einzelnen

Kämmen beträchtliche Ebenen, die von zahlreichen ostwärts strömenden Bächen durchschnitten sind. Diese Ebenen bilden die Quellen der großen Ströme, die den amerikanischen Kontinent durchziehen, um sich in's atlantische Meer zu ergießen. Die Ströme selbst haben ihre Wiege in Teichen und kleinen Seen, die durch das Schmelzen des Schnees gebildet werden, und zwischen den höchsten Piks der Kordilleren ruhen. — Schaaren wilder Gänse mit weißem Körper und schwarzen Flügeln, ruhige Bewohner dieser öden Orte, flogen bei meiner Annäherung auf und ließen sich in geringer Entfernung wieder nieder. Manchmal streckte ein Vicunna-Schaf von der Höhe eines Felsens herab seinen langen Hals gegen mich aus, betrachtete mich halb erschreckt und floh dann in die Berge. Weiterhin fressen gezähmte Lama's das spärliche Gras zwischen den Steinen ab, heben kaum den Kopf auf, wenn man vor ihnen vorbeikommt, und fahren dann zu grasen fort. Diese Thiere kündigen die Nähe von Menschen an. In der That, kaum hatte ich die erste Lamaheerde angetroffen, als ich auch gleich darauf einige indische Hütten erblickte, deren Schwelle gewöhnlich nur von einigen Kindern in Lumpen bewacht war. Diese Kleinen spielten mitten unter einer Schaar magerer hungriger Hunde im Staube. Man muß in diese Hütten getreten sein und den Mahlzeiten der Inwohner beigewohnt haben, um zu wissen, wie menschliche Wesen — ich darf nicht sagen leben, sondern — in der Verthierung fort vegetiren können. Die Hütte hat meistens nur einen kaum etliche Quadratfuß großen Raum; das kegelförmige, aus Zweigen gefertigte und mit einem langen, in den Kordilleren sehr gewöhnlichen Grase bedeckte Dach gibt ihr von Ferne das Ansehen eines großen Bienenstocks; die Thüre ist so niedrig, daß man häufig nur

auf allen Vieren hineinkommen kann. Im Hintergrund der Hütte ist ein kleiner Ofen aus Thon, in dem man aus Mangel an Holz mit Gras und Schafmist Feuer macht. Zwei schlechte, vom Rauch geschwärzte Gefäße bilden den ganzen Hausrath; in diesen Töpfen kocht man, mit vielem Pfeffer, Mais, Kartoffeln, zuweilen auch wohl ein an der Sonne getrocknetes Stück Hammel- oder Lamafleisch. Das ist der Chupe — ich glaube, das einzige indische Nationalgericht. An Festtagen tödtet man indische Ratten, welche die Indianer sehr gerne essen und die sich in allen Rancho's in Menge finden. Neben dem Ofen ist eine Art Bank von Erde; diese Bank ist mit Schaffellen gedeckt, und das gemeinsame Bett der Familie, auf welchem Vater, Mutter und Kinder in ihre Poncho's gewickelt sich ausstrecken, und dadurch, daß sie eng an einander rücken, gegen die Kälte der Kordilleren sich schützen.

So leben und sterben Tausende von Unglücklichen im Innern von Peru. Nur einmal im Jahre, vielleicht um das Elend, das sie drückt, wenigstens auf einen Tag abzuschütteln, feiern sie Orgien und geben sich Ausschweifungen hin, denen nichts gleich kommt. Ich habe während meines Aufenthaltes in der Sierra mehreren solchen Festen beigewohnt; sie haben etwas Bizarres und Heidnisches, das sich seltsam mit dem christlich-katholischen Glauben dieser bekehrten Indianer mischt, und nur eine Fortdauer der indischen Götzendienerei beweist.

Namentlich zu Pasko fiel mir dieser Gegensatz und diese Vermischung zwischen dem katholischen Glauben und den religiösen Festen der Indianer auf. Pasko ist ein kleines Dorf mit trübseligen schmutzigen Straßen, mitten zwischen den reichsten Silberminen Peru's erbaut, weßhalb es auch bei

gewissen religiösen Feierlichkeiten einen barbarischen Luxus entfaltet, den man auf keinem andern Punkte in den Kordilleren wieder findet. Ich wohnte einem solchen Feste bei, und hatte Gelegenheit zu sehen, wie die Indianer in einer Stunde roher Völlerei die Frucht mehrerer Monate, die sie in saurer Arbeit unter der Erde zugebracht hatten, völlig vergaßen und vergeudeten.

Vom frühen Morgen an herrscht im Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung; von allen Seiten eilen die Indianer in ihre schönsten Poncho's gehüllt herbei, die Minenarbeiten ruhen überall, die Kirche ist mit ihren reichsten Zierrathen geschmückt, und die Glocken kündigen lärmend das Fest des Patrons von Pasko an. Bald wird die Masse zahlreicher und dichter. Ueberall sind rohe Tische auf dem öffentlichen Platze aufgeschlagen; man verkauft Chupe, geröstetes Fleisch, Brod, Chicha und namentlich Branntwein. Die Indianer lagern sich lärmend um diese Tische her, und beginnen in Erwartung der Prozession, die herauskommen soll, tüchtig zu trinken. Plötzlich wird durch eine kreischende Musik das Signal zum Feste gegeben. Schaaren von maskirten Männern durchziehen unter seltsamen Sprüngen und den mannigfaltigsten Körperverdrehungen die Straßen: fast alle stecken in alten Uniformen und tragen große Federhüte, die der staubigen Garderobe irgend eines Generals aus den ersten Zeiten der peruanischen Republik entnommen sind. Einige sind zu Pferde und große Reitersäbel hängen an der Seite der armen Klepper herab, die nur durch wiederholte Sporenstöße sich in Trab bringen lassen. Geldstücke, welche an die gestickten Kleider dieser grotesken Generäle genäht sind, bringen bei jeder ihrer Bewegungen einen hellen Silberklang hervor. Mehr als ein schlauer Kumpan plündert seinen

Nachbar, sobald er die Gelegenheit günstig findet, sich seinem Diebsgelüste hinzugeben. So sah ich zu Pasko einen Indianer ganz ernsthaft beschäftigt, seinem Gefährten ein Zweirealenstück zu stehlen, während ein anderer dem Diebe selbst einen Piaster abriß, der an den Schößen eines prächtigen, mit zwei ungeheuren Epauletten beladenen Rockes angenäht war. Alles war indessen schon zu Dreiviertheilen betrunken, und schrie und fluchte gegen den Pfarrer, der die Prozession zu lange warten ließ.

Diese beginnt endlich, einige Wachskerzen erscheinen unter dem Thorgang der Kirche, aber die Menge steht so gedrängt, daß man unmöglich hinein kommen kann. Endlich treten zuerst zwölf Indianer heraus, an dem linken Arm eine Art von kleinem Schild aus rothem Stoff, in der rechten Hand einen langen, mit Silber beschlagenen Stab. Glöckchen tönen an ihren Füßen, und mischen ihr Geklingel in den Ton der Tausende von Geldstücken, die an ihren aus Lumpen aller möglichen Farben zusammengesetzten Kleidern angenäht sind. Diese zwölf Menschen stellen sich einige Schritte von der Kirche im Kreise auf, zwei von ihnen in die Mitte, und nun beginnt eine Art von Gespräch, mit Tänzen und Gesängen untermischt, an welchem die Zuschauer Theil nehmen. Die beiden Indianer stampfen mit dem Fuß auf die Erde, zeigen abwechselnd bald ihre Schilde, bald ihre Stäbe, ohne aber je ihre Stelle zu verlassen, und begnügen sich damit, daß sie sich um sich selbst drehen unter dem Klange einer monotonen, traurigen Melodie, in welche die ganze Menge im Chor sogleich einfällt. Dieß ist vielleicht ein indianischer Tanz, der in alte Zeiten vor der Eroberung der Spanier hinaufreicht. Wenn er beendigt ist, stellen sich die zwölf Indianer mit großem Ernst an die Spitze der Prozession,

die endlich den Marsch beginnen kann, aber durch häufige Zwischenspiele von Tanz und Gesang unterbrochen wird. Endlich ist der Platz umkreist mitten unter Petarden und Raketen, die auf allen Seiten geworfen werden. Zwei mit Blumen geschmückte Heiligenbilder, Frauen mit Wachskerzen, der Pfarrer, der unter dem verblichenen Baldachin neben seinem Vikar feierlichen Schrittes einhergeht, der Kirchendiener und ein Dutzend zerlumpter barfüßiger Soldaten, die unter dem unwiderstehlichen Druck der Menge vergebens ihre Reihen einzuhalten suchen: das ist der ganze Zug, der an gewissen, durch den Gebrauch geheiligten Tagen zwei Stunden lang die Straßen des kleinen Dorfes durchwandert. Ist die Prozession beendigt, so wird die Kirche erleuchtet und glänzt von tausend Feuern; der Geistliche besteigt die Kanzel und nach einer andächtig angehörten Predigt zerstreut sich die Menge und umlagert nun die Branntweinbuden. Die einen Augenblick unterbrochene Orgie währte die ganze Nacht, um am andern Morgen wieder zu beginnen. Während dreier Tage folgen sich die Prozessionen, Tänze, Gelage und Hazardspiele auf demselben Platze und in denselben Straßen unter einem entsetzlichen Lärm. Das ist ein religiöses Fest in der Sierra!

Die Indianer, welche in den Kordilleren zerstreut leben, gehören zu der ärmsten Klasse der Bevölkerung; diejenigen aber, welche in den größeren Flecken und Haciendas wohnen, sind in bessern Umständen. Durch mannigfaltige Vermischung mit andern Racen haben jedoch diese Indianer viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, und nähern sich mehr der halbspanischen Bevölkerung an der Küste. Der Hauptreichthum der wohlhabenderen Indianer besteht in den zahlreichen Heerden, die auf der Hochebene von Kallao umher-

irren; diese Leute besitzen und bebauen die spärlichen Thäler dieser Gebirge, liefern den Küstenkaufleuten den größten Theil der Landesprodukte, welche nach Europa ausgeführt werden — Vicunnawolle, Chinarinde, Seide u. s. w. Hier findet sich einer der fruchtbarsten Lebenskeime des Landes, deren Entwickelung eine bessere Zukunft verspricht. Wenn erst der Ackerbau an den Strömen sich ausbreitet und die Schifffahrt gesichert ist, wird der Marannon die große Verbinbindungsstraße mit der Ostküste Amerika's werden.

Die civilisirteren Indianer führen indeß immer noch ein sehr mühseliges und hartes Leben. Die Hilfsmittel einer kleinen Stadt in den Kordilleren sind natürlich sehr beschränkt; um diesem Uebelstande abzuhelfen und zugleich um den Verkehr mit den europäischen Kaufleuten zu erleichtern, hat man einen großen Jahrmarkt eingesetzt, der alle Jahre um Pfingsten mitten in der Sierra Statt findet. Einige Meilen von dem großen Titicaca-See, der wie ein inneres Meer zwischen der Hochfläche von Kallao und den Gebirgen Boliviens ruht, erhebt sich das kleine Dorf Vilque. Hier wird dieser Markt, der bedeutendste in Peru, vielleicht in ganz Südamerika, abgehalten und die Bewohner aller benachbarten Provinzen strömen dahin. Vierzehn Tage lang sieht Vilque, das kaum einige hundert Einwohner hat, seine Bevölkerung auf 10 bis 12,000 Seelen steigen, und die Häuser sind natürlich zu eng, um die Masse der Reisenden zu beherbergen; diese verbreiten sich deßhalb in die Umgegend, suchen in den Charras (Pachthöfen) ein Unterkommen für die Nacht, andere wickeln sich in ihre Ponchos und schlafen auf den Thürschwellen, an den Straßenecken und selbst auf dem öffentlichen Platze. Im Innern Südamerika's gibt es keine öffentlichen Gasthöfe, wo man absteigen könnte, aber zu

Vilque würden zur Zeit des Marktes auch die mächtigsten Gasthöfe nicht hinreichen, die nomadische Bevölkerung, welche sich in dem kleinen Dorfe zusammendrängt, zu fassen. Ich hatte glücklicherweise meine Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und — eine unerläßliche Sache wenn man in Peru reist — an alle Orte hin Empfehlungsschreiben mitgenommen; durch diese findet man allenthalben die offenste und artigste Gastfreundschaft. Zu Vilque wohnte ich bei einem der vornehmsten Einwohner. Während des Mahles traten zwei Serannos (Bewohner der Sierra) ein; der Hausherr war abwesend und nur seine Frau saß mit uns zu Tische. „Sennora," sagten diese, „wir sind seit langer Zeit in Geschäftsverkehr mit Ihrem Gemahl; wir müssen mehrere Tage auf dem Markte bleiben, und haben uns die Freiheit genommen, bei Ihnen abzusteigen." — „Gut," erwiederte diese, „setzen Sie sich, Sie kommen gerade recht zu Tische." Man legte noch zwei Converts auf, und das schon angefüllte Haus zählte zwei Gäste weiter, ohne daß sich Jemand darum kümmerte.

Allerdings ist auch die Gastfreundschaft in der Sierra höchst einfach. Jeder Reisende nimmt sein Bett mit sich, und Abends bereitet er es, so gut es gehen will, in dem am wenigsten überfüllten Zimmer aus. Jeder drückt sich so viel als möglich zusammen, um dem Neuangekommenen in dem gemeinsamen Zimmer Platz zu machen. Jedermann schläft den gesunden Schlaf, wie man ihn gewöhnlich durch eine ermüdende Tagesreise sich verschafft. Am andern Morgen werden alle Matrazen aufgerollt, zusammengebunden und in einer Ecke aufgeschichtet; das Zimmer wird dadurch wieder frei für die Besuche, die man zu empfangen, und die Geschäfte, die man darin abzuthun hat. Meistens geht

man aus, um auf dem Markte herumzulaufen, und kehrt erst zur Essenszeit zurück. Dann erst können die Gäste Eines Hauses sich sehen und kennen lernen. Das Frühstück, das um 9 Uhr aufgetragen wird, besteht regelmäßig aus Fleischbrühe mit Fleisch darin, einer Platte Eier oder Fische, weißem Käse, den die Indianer in der Sierra machen und einer Tasse Chocolade. Das Mittagessen, das zwischen zwei und drei Uhr kommt, ist noch derber: zuerst verschiedene Arten Chupes aus Hammelfleisch, Hühnern und Fischen, in ungeheuren tiefen Schüsseln aufgetragen, deren Umfang der Zahl und dem Appetite der Gäste Trotz bietet. Dann kommt Braten und geschmortes Fleisch, alles mit kleinen Stückchen Käse gewürzt, die in Schalen allenthalben auf dem Tische herumstehen, und mit denen man den Appetit reizt. Zum Nachtisch bringt man Süßigkeiten, die zu Lima und Arequipa bereitet werden, und bei den Peruanern sehr in Gunsten stehen. Endlich zwischen acht und zehn Uhr des Abends nimmt man den Thee — eine englische Sitte, die sich selbst bis in's Innere von Peru zu verbreiten beginnt. Dann zerstreut sich Alles von Neuem. Einige gehen zu den angesehenen Leuten von Vilque, um eine Cigarre zu rauchen oder die Zambacueca zu tanzen; andere, und zwar die Mehrzahl, gehen in ihre Mäntel gewickelt zu den entfernten Ranchos, wo sie von Bekannten zu irgend einer großen Monte-Partie erwartet werden. Das Monte ist das allgemeinste Hazardspiel in Peru; man spielt theils mit Karten, theils mit Würfeln. Im letzteren Fall sitzt der Banquier vor einem großen grünen Teppich, der durch zwei in der Mitte rechtwinklig sich schneidende Linien in vier Abtheilungen getheilt ist, hat Haufen von Silber und Gold neben sich, die er jeden Augenblick erklingen läßt,

um die Spieler anzulocken. Auf jeder der vier Abtheilungen sind zwei A und zwei S, die ersten Buchstaben der Worte Azar (Glück), Suerte (Verlust), gezeichnet. Die Spieler setzen nach Belieben auf den einen oder andern dieser Buchstaben, der Banquier wirft zwei Würfel, deren verbundene Zahlen dem einen oder dem andern Buchstaben Gewinn geben. Das Spiel dauert bis an den lichten Morgen; der Banquier, eben so kalt, eben so ruhig wie am Anfang der Nacht, wirft seine Würfel noch immer mit derselben Gewandtheit auf den grünen Teppich, einige standhafte Spieler stehen noch um den Tisch, die andern schlafen in ihre Ponchos gehüllt auf dem Boden. Große, durch den Handel gewonnene Vermögen werden hier in einer Nacht leichtsinnig vergeudet. Der Anblick eines Schlachtfeldes nach dem Kampf ist oft minder traurig, als ein solcher von den ersten Strahlen der Sonne erhellter Spielsaal.

Das Monte hat indessen überall in Peru seine Tempel und die Menschen gewinnen eben so leicht das Gold, als sie es mit Leichtsinn verlieren und verschwenden. Doch wieder zurück zum Jahrmarkt in Vilque! Der sonst so öde Ort ist überfüllt mit Bretterbuden, die man in aller Eile errichtet hat. Die feinsten, wie die gröbsten Waaren Europa's sind hier neben einander in merkwürdiger Unordnung aufgestellt: neben Säcken mit Kakao und Kokablättern stehen Uhren von Genf und Bijouteriewaaren von Paris; französische Tücher, Sammet und Seidenzeuge lagern neben den groben Kuskotüchern — oft enthält eine einzige Bude alle diese Erzeugnisse zusammen. Die Indianer ziehen ernsten Angesichts an allen diesen Reichthümern vorüber, betrachten, bewundern, feilschen, und manche Frau, die nur ein Stück grobes Bayeta auf der Schulter hat, kauft Brillantringe

von 50 bis 60 Piaster Werth, oder noch reichere Ohrgehänge von Perlen. Die Menge, die sich in den Straßen drängt, zeigt ein vollständiges buntes Panorama aller Costüme der Sierra. In der Mitte des Platzes verkaufen die Restaurateurs unter freiem Himmel ihre Chupe, ihr auf Kohlen geschmortes Fleisch, ihre aus dem Titicaca-See geholten und gebackenen Fische, ferner Chicha und Pisko. Eine Menge höchst einfacher Roulettes ziehen die oft halbbetrunkenen Indianer an, welche sich den ganzen Tag so darum drängen, daß es schwer ist, nahe zu kommen. Abends, beim Schein der bescheidenen Talgkerze, nehmen diese gelben, von einer Mähne schwarzer Haare eingerahmten Gesichter einen schrecklichen Ausdruck an; die völlige Abspannung in den Zügen kontrastirt unheimlich mit den feurig rollenden Augen.

Auch ein Maulthiermarkt wird in Vilque alljährlich abgehalten. Die Provinz Tucuman schickte alle Jahre einige Tausend solcher halbwilden Thiere hieher, die von den Peruanern für die Reisen und den Waarentransport in den Bergen sehr gesucht sind. Etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernt werden die Maulthiere in Schaaren von 5 bis 600 unter der Aufsicht von nur drei oder vier Gauchos zusammengetrieben; letztere sehen mit ihren schwarzbraunen Gesichtern, in ihren großen Poncho's, die sie ganz einhüllen, und mit den langen Messern an der Seite eher wie Räuber, als Kaufleute aus. Sie halten sich unbeweglich auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Laso (die Schlinge) in der andern Hand, so die Käufer erwartend. Die Liebhaber erscheinen in ziemlich großer Anzahl, wählen die Thiere, die ihnen gefallen, mit den Augen aus, ohne sich ihnen viel nähern zu können, bezeichnen sie dem Anführer der Gauchos, und unterhandeln mit wenig Worten um den

Preis. Dieser ist gewöhnlich zwischen 30 und 60 Piaster, und der Kauf ist rasch abgeschlossen.

Jetzt gilt es aber, die gekauften Thiere aus der Menge der eigensinnigen Langohre herauszuholen, von denen auch noch nicht eins den Zügel gefühlt hat. Auf ein Zeichen des Capatoz (des Anführers der Gauchos) nimmt einer der Gauchos seinen Laso, und reitet, indem er ihn um seinen Kopf schwingt, in scharfem Trabe um die halb erschreckte Truppe her. Die Maulthiere laufen auch bald in der Runde herum, und drängen sich immer enger gegen einander; das, welches der Käufer gewählt hat, verschwindet bald, aber der Gaucho hat es nicht aus dem Gesicht verloren. Sein Laso schwingt in einer Entfernung von 12—15 Schritten, und faßt unfehlbar das bezeichnete Thier an der Kehle. Vergebens sucht es sich loszumachen. Diese Bemühungen ziehen den laufenden Knoten nur immer fester; das Maulthier fällt und wälzt sich vor Wuth und Schmerz auf dem Boden. Umsonst — der Athem fehlt ihm, seine Kräfte schwinden, es ist besiegt. Der Gaucho, ruhig wie ein Mensch, der in seinem Leben nichts Anderes gethan hat, steigt ab, nähert sich langsam dem bezwungenen Thiere, ohne aber den Laso los zu lassen, und wirft ihm schnell seinen Poncho über die Augen. Nun ist er Herr des Thiers, und kann mit ihm machen, was er will. Doch es beginnt eine andere, noch lebendigere Scene. Es handelt sich darum, das Maulthier zu besteigen, es galoppiren zu lassen, damit man seinen Gang kennen lerne — denn auf diesem Markt kann der Käufer nur nach abgeschlossenem Kauf einen Versuch mit dem Thiere machen. Er verspricht dem Gaucho vier Realen, und für diese geringe Summe setzt sich derselbe der Gefahr aus, den Hals zu brechen.

Während das Maulthier noch am Boden liegt, legt er ihm einen starken Zügel in's Maul; eine Art Tragsattel, bedeckt mit einem Stück alten zerrissenen Leders und versehen mit zwei Steigbügeln, die aus einem Strick und einem Stückchen Holz gemacht sind, wird auf den Rücken des Thieres geworfen und der Gurt sehr fest gezogen. Im Augenblick, wo das vom Laso befreite Thier wieder frei athmet, aber noch halb betäubt und erschreckt wieder aufspringt, schwingt sich ihm der Gaucho auf den Rücken, und drückt es zwischen seinen mit ungeheuren Sporen ausgerüsteten Füßen zusammen. Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick inne, gleichsam erstaunt über die neue Last, die es auf seinen Schultern fühlt, über den Zaum, der ihm zum ersten Mal das Maul zusammenpreßt; dann faßt es sich plötzlich zusammen, rennt in kurzen, abgestoßenen Sätzen davon, springt rechts, links, steigt in die Höhe, aber der Gaucho bleibt bei allen diesen furchtbaren Sätzen ruhig und unerschütterlich auf seinem Sattel sitzen. Fängt endlich das arme, abgemattete Thier an, sich unter seinem Reiter zu beruhigen, dann stößt ihm dieser erst die Sporen in die Seiten, und treibt es nun seinerseits an, daß es schäumend durch die Ebene rennt, aber endlich im vollen Galopp wieder zum Ausgangspunkte zurückkehrt. Der Reiter wirft dem erschöpften Thiere abermals den Poncho über die Augen, schlingt ihm einen Strick um den Hals und führt es dem Käufer zu, der ihm die versprochenen vier Realen ausbezahlt. Der Gaucho untersucht, ohne ein Wort zu sprechen, das Geldstück, ob es auch gut sei, steckt es dann in seinen Ledergürtel, und steigt wieder ruhig zu Pferde, um einen neuen Käufer abzuwarten und ein neues Vierrealenstück zu gewinnen.

Nachdem ich mich genugsam auf dem Markte zu Vilque umgeschaut hatte, wendete ich mich nach Kusko und gelangte auf einem ziemlich ebenen Weg zuerst nach Puno, hart am Ufer des Titicaca-See's. Es ist eine Stadt von etwa 7 bis 8000 Seelen; jetzt traurig und öde trotz seiner berühmten Bergwerke, deren Ertrag sonst so überschwenglich war, und jetzt kaum die Kosten deckt. Ich war hier Zeuge einer seltsamen Ceremonie: vor der offenen Thüre eines Hauses standen mehrere Personen; im Hintergrunde eines Zimmers auf einer Art von Lehnstuhl, der wie ein Altar mit Kerzen umgeben war, saß ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren und schien zu schlafen. Fröhliche Gesänge erschallten rings umher. Zwei Indianer, von denen einer eine Harfe trug, der andere sie bearbeitete, schritten einer Prozession von Kindern voran, die zu einem Feste herbeizukommen schienen. Bald hob man das kleine Mädchen in ihrem Lehnstuhl auf, und der Zug setzte sich unter den Klängen einer lebhaften, lärmenden Musik ganz lustig in Marsch. Und doch ging es zum Kirchhofe, denn die wie zu einem Ball geschmückte Kleine war eine Leiche. Der Tod eines Kindes ist ein Fest für die Indianer.

Von Puno wendet sich der Weg nach Norden; rechts breitet sich der Titicacasee aus, in der Ferne von den Gebirgen Boliviens umgränzt. Die Entfernung bis Kusko beträgt ungefähr 100 Leguas, und die Straße führt durch einförmige, nackte Gegenden. Zahlreiche Heerden von Schafen, Lama's und Alpaca's waiden am Wege; da und dort erheben sich einige Hütten. Nur in der Nähe von Kusko gewinnt der Pflanzenwuchs neue Kraft, und das Auge wird erfreut durch zahlreiche Dörfer, die freundlicher aussehen als die Städte, die man von Puno aus durchwandert.

Die Viehzucht ist die Hauptthätigkeit der Menschen, welche diese weiten Landstriche bewohnen: die Industrie ist gleich Null; — Thongeschirr und dicke Tücher, Bayetones genannt, sind fast die einzigen Gegenstände der Fabrikation.

Der Laso, eine Waffe der südamerikanischen Völker.

Alle Offiziere, welche in der patriotischen Armee von Südamerika gedient haben, alle Reisenden, welche die Llanos von Kolumbia, das Flachland von Peru, die weiten Thäler von Chili oder die Pampas des Rio de la Plata besuchten, sprechen mit der lebhaftesten Bewunderung von der Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen jener Länder beim Gebrauch des Laso entwickeln, und Viele giengen in ihrer Vorliebe und ihrem Enthusiasmus für diese Waffe so weit, ihre Einführung bei den europäischen Heeren ernstlich zu empfehlen.

Man darf aber diese Wurfwaffe — wenn man den Laso so nennen will — keineswegs als den Eingebornen von Südamerika eigenthümlich ansehen. Die ältesten Ueberlieferungen lehren uns, daß die Bedürfnisse des Menschen im gesellschaftlichen Zustande immer die nämlichen waren, folglich auch die Mittel sich glichen, die er zu der Abhilfe jener Bedürfnisse ergriff. Unter einem Hirtenvolk mußte in früheren Zeiten der Gebrauch des Laso eben so wichtig sein, als der Bogen es war für jene roheren Stämme, die nur durch Jagd ihr Leben fristeten. So wissen wir, daß der Gebrauch des Laso den nomadischen Stämmen von Mittelasien seit undenklichen Zeiten bekannt war, und auch

jetzt noch findet man ihn bei den wandernden Stämmen in der Ukraine, der Moldau und Walachei, ja selbst in Ungarn, wo man mit diesem Instrument die Wildfänge, d. h. die auf den Pußten wild aufwachsenden Pferde, einfängt. Die Tschiko's oder Pferdehirten entwickeln bei diesem Geschäft eine bewunderswerthe Gewandtheit: eine lange, leicht zusammengerollte Leine in der Hand, an deren einem Ende sich eine Schlinge befindet, nähern sie sich vorsichtig dem sehr scheuen Thiere bis auf 20 bis 30 Schritt, und werfen dann die Schlinge so geschickt, daß sie dem Pferde plötzlich um den Hals sitzt, worauf es dann zu Boden geworfen, gefesselt und dem Käufer übergeben wird.

Um das Alter des Laso nachzuweisen, dürfen wir nur Herodot anführen. In seinem Verzeichniß der verschiedenen Völker, welche die unter Xerxes einfallende Armee bildeten, gedenkt dieser Geschichtsschreiber auch der Sargatier, welche 8000 Mann Reiterei in's Feld stellten, und den Persern angeschlossen waren, die den Kern des Heeres ausmachten. „Es ist ein nomadisches Volk, die Sargatier genannt, den Persern unterworfen, deren Sprache sie auch sprechen: sie haben indeß einen Gebrauch, den sie zugleich mit den Persern und Paktiäern theilen. Sie tragen keine Waffen, weder von Kupfer noch von Eisen, Dolche ausgenommen; allein sie bedienen sich langer Schnüre aus gedrehten Riemen von Häuten, welche Schnüre am äußeren Ende mit auf- und zugehenden Schlingen versehen sind, die sie im Gefechte nach dem Feinde werfen. Die Schlinge mag nun auf Pferd oder Mann fallen, der Sargatier zieht sein Opfer an sich und tödtet es."

Obiger 450 Jahre vor Christo geschriebene Bericht paßt

buchstäblich auf die heutigen Gauchos, die Bewohner eines Landes, dessen Dasein zu den Zeiten Herodot's und viele Jahrhunderte später noch nicht bekannt war. Es gibt bei den Gauchos zwei Arten dieser Wurfwaffe: den Bolas und den eigentlichen Laso. Der erstere besteht aus drei Kugeln von Blei, welche an drei verschiedenen Riemen, jeder von ungefähr drei Fuß Länge, befestigt werden, die oben mit einander verbunden sind; er wird gewöhnlich geworfen und ist von sehr sicherer Wirkung. Wenn der Gaucho ein Wild verfolgt, schwingt er, sobald er etwa 90 Fuß von demselben entfernt ist, den Bolas horizontal um den Kopf herum. Hat er ihm so die nöthige Kraft gegeben, so läßt er die Waffe los, welche, ihr Ziel nie verfehlend, sich um die Füße des fliehenden Thieres schlingt, und es zu Boden reißt.

Auf diese Weise wurde der General Paz in den Pampas gefangen. Von einer Abtheilung Kavallerie von Buenos Ayres überfallen, hatte der General doch noch Zeit, ein schnelles Pferd zu besteigen, und in jedem andern Lande würde er wohl entkommen sein; allein ein Gaucho setzte ihm [illegible] warf seinen nie fehlenden Bolas dem Renner des Generals um die Füße, daß er stürzte, und nahm den R[illegible] gefangen.

[illegible] besteht aus mehreren sehr dünnen Lederst[illegible]welche wie die Schnur einer Peitsche zusammengeflochten sind. An dem einen Ende befindet sich ein kleiner eiserner Ring, durch welchen, wenn der Laso geworfen werden soll, das andere Ende der Schnur durchgezogen und so eine Schlinge gebildet wird. Die Länge beträgt, je nachdem er zu Fuß oder zu Pferde angewendet wird, zwischen 24 und 30 Fuß. Im letzteren Fall ist er am

Sattel gut befestigt, und wird, ebenso wie der Bolas, um den Kopf horizontal geschwungen. Das Pferd muß so gut dressirt sein, daß, sobald der Wurf geschehen ist, es sich wendet, um die Schlinge zuzuziehen. Ein kräftiger Arm, ein schneller und sicherer Blick sind unerläßliche Eigenschaften für den wirksamen Gebrauch des Laso, und diese können nur durch lange Uebung von frühester Jugend erlangt werden. Schon aus diesem Grunde ist es nicht gut möglich, daß der Laso in den europäischen Armeen zur Einführung gelangt. Auch ist in Europa schwerlich eine Gegend, verbunden mit einem solchen Leben, wie es in Südamerika der Fall ist, daß die Einführung des Laso wirklichen Nutzen gewähren könnte, während er für die Bewohner der Pampas ein höchst nothwendiges Werkzeug ist. Sobald der Gauchoknabe gehen kann, sieht man ihn schon mit seinem Bolas nach den Bewohnern des Hühnerhofs zielen, während die Erwachseneren mit ihrem Laso gegen die zahlreichen Schwärme von Wasservögeln zu Felde ziehen, die an den Ufern der Flüsse Nahrung suchen.

Als die aus 5000 Mann bestehende portugiesische Armee unter General Le Cos im Jahr 1817 von Rio grande do Sul nach Montevideo vorrückte, wurde sie auf ihrem Marsch über die Ebene der Banda Oriental förmlich von den Gaucho's belagert. Mehrere der berittenen Offiziere an der Spitze und in den Flanken der Kolonnen wurden durch Laso's gefangen, und ohne die Hilfe einer Abtheilung Kavallerie von Rio grande, welche an diese Art Krieg gewöhnt war, hätte das ganze Korps eine rückgängige Bewegung machen müssen. Die Portugiesen, obgleich Herren von Montevideo, konnten dennoch nicht mehr von dem Lande behaupten, als ihre Kanonen bestrichen, denn die Gaucho's

machten Ueberfälle bis an die Thore der Festung, und nöthigten die Portugiesen, alle ihre Bedürfnisse zur See zu beziehen. In Colonia del Sakramento, welches die Portugiesen gleichfalls inne hatten, fand man mehrere Morgen hintereinander einen Posten, der auf einem Erdwall mit Schießscharten stand, desertirt. Der Kommandant war gänzlich außer Stande, Rechenschaft über diesen Umstand zu geben, um so mehr, da gar kein Desertionsgeist unter seinen Truppen herrschte. Er wählte also einen Laçador von bewährter Tapferkeit und erprobter Treue zur Schildwache auf diesen Posten, und gab ihm den strengen Befehl, auf Alles Feuer zu geben, was sich ihm nähern würde. Kaum graute der Morgen, so sah die Schildwache nicht weit von ihrem Posten ein lediges Pferd grasen, und bemerkte zugleich, daß es sich dem Posten immer mehr nähere. Dem Befehle zufolge gab der Soldat Feuer und streckte das Thier zu Boden; er lud sein Gewehr wieder, und indem er gegen das getödtete Thier hinblickte, bemerkte er einen Mann, der an der Erde fortkroch. Er schoß auf's Neue, und ein Schrei sagte ihm, daß er getroffen habe. Jetzt war das Geheimniß aufgeklärt; der getödtete Gaucho hatte sich jeden Morgen unter den Bauch des Pferdes geschmiegt, dem Posten genähert; war er nahe genug, so sprang er plötzlich auf den Rücken des Thiers, wartete bis die Schildwache an einer der Schießscharten vorüber kam, warf seinen Laso, zog den Soldaten an sich und führte ihn gefangen fort.

Die Hauptschwierigkeit in dem Gebrauch des Laso oder der Bolas besteht darin, so gut zu reiten, daß man in vollem Lauf und während man sich plötzlich wendet, sie stetig um den Kopf herumwirbeln und doch zielen kann.

Zu Fuß würde Jeder die Kunst bald lernen, aber zu Pferde ist's ein ander Ding. Als ich — so erzählt der Naturforscher Darwin — eines Tages zu meinem Vergnügen galoppirte und die Bälle um meinen Kopf herumwirbelten, so traf ein freier Bolas durch Zufall einen Strauch, und da seine drehende Bewegung auf diese Weise gehemmt wurde, fiel er augenblicklich zur Erde und verwickelte sich, wie durch einen Zauber, um das Hinterbein meines Pferdes. Der andere Ball wurde dann aus meiner Hand geschnellt und das Pferd war richtig gefangen. Glücklicherweise war es ein altes erfahrenes Thier, sonst würde es wahrscheinlich so lange getreten haben, bis es sich selber niedergeworfen hätte. Die Gaucho's wollten sich todt lachen, sie schrieen, daß sie wohl alle Thierarten, aber nie einen Mann sich selber hätten fangen sehen.

Der Condor.*)

Der Condor ist der Riese nicht blos unter den Geiern, sondern unter allen Vögeln überhaupt, und zugleich dasjenige Thier, welches sich aus willkürlichem Antriebe am höchsten in den Luftraum zu erheben vermag. Die Felsenabhänge der südamerikanischen Anden sind sein Lieblingsaufenthalt; den Bewohnern von Chili ist dieser Riesenvogel vorzugsweise das Sinnbild der Freiheit und Kraft, und gleich nach der ersten Erklärung der Unabhängigkeit des Landes erschien des Condors Bildniß auf den chilenischen

*) Nach Charles Darwin's „naturwissenschaftlichen Reisen."



Der Condor.

Münzen. Uebrigens hat dieser Vogel eine weite geographische Verbreitung, da er auf der Westküste von Südamerika von der Magellansstraße durch die ganze Kette der Kordilleren bis zum achten Grade nördlicher Breite gefunden wird. An der Küste von Patagonien war die steile Klippe nahe der Mündung des Rio negro, im 41. Breitengrade, der äußerste Punkt, wo ich diese Vögel sah oder von ihrer Existenz hörte. Dorthin sind sie also 400 Meilen von dem großen Mittelpunkte ihres Wohnorts in den Anden gewandert. Nur wenige Herumzügler besuchen aber die Seeküste. Eine Klippenreihe nahe der Mündung von Santa Cruz wird von diesen Vögeln besucht, und ungefähr 80 Meilen den Fluß hinauf, wo zuerst die Seiten des Thales durch steile basaltische Abhänge gebildet sind, erschien der Condor wieder, obgleich in dem Zwischenraume nicht ein einziger gesehen worden war. Aus dieser und ähnlichen Thatsachen scheint die Gegenwart des Vogels durch die Gegenwart senkrechter Abhänge bestimmt zu werden. In Patagonien schläft und nistet der Condor entweder paarweise oder in größerer Gesellschaft auf derselben überhangenden Klippe. In Chili besuchen sie während des größeren Theils des Jahres das niedere Land nahe den Küsten des stillen Ozeans, und in der Nacht horsten mehrere auf einem Baume; aber früh im Sommer kehren sie auf den unzugänglichsten Theil der innern Kordilleren zurück, um dort im Frieden zu nisten.

In Bezug auf ihre Fortpflanzung erzählten mir die Landleute in Chili, daß der Condor keinerlei Art Nest baue, sondern in den Monaten November und Dezember zwei große weiße Eier auf den nackten Felsen lege. An der Küste sah ich nichts von einem Neste in den Klippen,

wo die Jungen standen. Der junge Condor soll ein ganzes Jahr lang nicht fliegen können. In Concepcion beobachtete ich am 5. März, der unserem September entspricht, einen jungen Vogel, der, nur wenig kleiner als der alte, vollkommen mit einem Flaum wie eine junge Gans, aber von einer schwärzlichen Farbe bedeckt war. Ich bin sicher, daß dieser Vogel seine Flügel noch nicht lange zum Fliegen gebraucht hatte.

Nach der Zeit, wenn die jungen Condore, und zwar scheinbar eben so gut als die alten Vögel, fliegen können, schlafen sie doch in der Nacht auf demselben Felsenvorsprunge zusammen, und jagen auch bei Tage mit ihren Eltern in Gesellschaft. Ehe indessen der Kragen um den Hals des jungen Vogels weiß geworden ist, sieht man ihn nicht oft allein jagen. An der Mündung des Santa Cruz sah ich im Mai und April ein paar alte Vögel täglich auf einem bestimmten Felsenvorsprunge sitzen, oder in Gesellschaft eines einzigen Jungen durch die Lüfte segeln; dieses Junge war zwar vollständig befiedert, hatte aber noch keinen Kragen. Wenn ich bedachte, in welchem Zustande der Vogel aus Concepcion in dem vorhergegangenen Monate war, so glaube ich nicht, daß dieser junge Condor aus einem Ei desselben Jahres ausgebrütet sein konnte. Da es keine andern jungen Vögel gab, so scheint es wahrscheinlich, daß der Condor nur einmal in zwei Jahren legt.

Diese Vögel leben gewöhnlich paarweise; aber zwischen den basaltischen Klippen im Innern am Santa Cruz fand ich eine Stelle, wo sie zu zwanzig beisammen waren. Wenn man plötzlich an den Rand eines Abhanges kam, so war es ein großartiger Anblick, eine Gesellschaft von 20

bis 30 dieser Riesenvögel sich langsam von ihren Ruheplätzen erheben und in majestätischen Kreisen durch die Luft gleiten zu sehen. Nach der Menge des Düngers auf diesem Felsen müssen sie lange diese Klippe besucht haben und wahrscheinlich dort schlafen und brüten. Haben sie sich auf den Ebenen mit Aas vollgefressen, so kehren sie zu ihrem Lieblingsfelsen zurück, um ihre Mahlzeit zu verdauen. Sie nähren sich in diesem Theile des Landes nur von den Guanaco's (die nebst den Lama's, Vicuna's und Alpaca's zu den Kameelziegen gehören), die entweder eines natürlichen Todes gestorben sind, — oder, was häufiger Statt findet, von den Puma's getödtet wurden. Nach dem, was ich in Patagonien sah, glaube ich, daß sie ihre Ausflüge nicht weit von ihren gewöhnlichen Ruheplätzen ausdehnen.

Ueber den höchsten Gebirgen schwebt der Condor noch so hoch, daß er blos ein schwarzer Punkt zu sein scheint; bisweilen sieht man ihn in einer großen Höhe über einer gewissen Stelle in den zierlichsten Spiralen und Kreisen schweben. Mehrmals überzeugte ich mich, daß sie es nur des Vergnügens halber thaten, ein ander Mal behauptete das Landvolk von Chili, daß sie ein todtes Thier bewachten oder zusehen, wie der Puma seine Beute verzehre. Wenn die Condore sich niederlassen und dann alle plötzlich sich wieder erheben, so weiß der Chilene, daß es der Puma war, welcher, die Leiche bewachend, die Räuber hinwegtrieb. Außerdem, daß sie Aas fressen, greifen die Condore zuweilen auch junge Ziegen und Lämmer an. Deßhalb sind die Schäferhunde abgerichtet, herauszulaufen, so lange der Feind in den Lüften ist, nach oben zu sehen und heftig zu bellen.

Die Chilenen tödten und fangen eine große Anzahl dieser Geier, und bedienen sich dazu zweierlei Methoden: Die erste ist, daß sie ein todtes Thier in eine Art von Pallisaden oder hölzerner Einzäunung legen. Wenn nun die Condore sich voll gefressen haben, müssen sie erst einen Anlauf nehmen, um aufsteigen zu können, was bei der engen Umzäunung unmöglich ist. Galoppiren nun die Reiter an den Eingang heran, so sind die Vögel eingeschlossen. Die zweite Methode ist, sich die Bäume zu merken, auf welchen die Vögel häufig zu fünf oder sechs zusammen schlafen. In der Nacht klettert man auf die Bäume hinauf und versichert sich der schlafenden Thiere mit der Schlinge. Sie sind so feste Schläfer, daß dieß keine große Schwierigkeit hat.

In Valparaiso sah ich einen lebenden Condor für vier Groschen verkaufen, der gewöhnliche Preis ist aber zwei bis drei Thaler. Einer wurde eingebracht, der mit einem Seil gebunden und sehr beschädigt war; doch fing er in dem Augenblick, wo der Strick, der um seinen Schnabel befestigt war, durchschnitten wurde, gierig ein todtes Thier zu zerreißen an, obgleich viele Leute umherstanden. In einem Garten in der Nähe wurden gegen 30 Stück lebend gehalten. Man fütterte sie nur Einmal in der Woche, und doch waren sie sehr gesund. Das Landvolk in Chili behauptet, daß der Condor fünf bis sechs Wochen lang ohne zu fressen hinbringen könne und doch seine Kräfte behalte. Ich weiß nicht, ob die Sache sich so verhält; aber der grausame Versuch ist wahrscheinlich gemacht worden.

Jagd in Chili.*)

Während des Winters und gleich nach dem heftigen Schneefall, der gewöhnlich die Kordilleren bis an ihren Fuß bedeckt, kommen eine Menge Guanako's bis ins Niederland herab, und da sich hier genug Stellen finden, wo man diese Thiere in natürliche Gehege treiben kann, so werden viele gefangen und getödtet. Die Chilenen zeigen dabei große Geschicklichkeit, und die jungen Herren reiten in phantastischer Kleidung mit langen ungegerbten Stiefeln oder Gamaschen, die ihnen die Schenkel decken, hinaus; diese Stiefel sind oft aus einem Pumafell gemacht und haben eine Anzahl von silbernen Knöpfen und kleinen Riemen; diese Knöpfe und ihre ungeheuren Sporen, ihr Laso, ihre Bolas und ein großes Messer sind ihre Ausrüstung, und wenn sie auf einem feurigen Rosse sitzen in ihren zierlichen Jacken, den Poncho über die linke Schulter geworfen, mit dem Strohhut und der Cigarre, sind sie, was die Chilenen ausgesuchte „Lachos“ nennen. Das Fleisch des Guanaco ist ziemlich gut, doch jagt man das Thier mehr wegen seines Felles und seiner Wolle, die, ebenso wie die des Vicunna, namentlich zu Hüten verarbeitet wird.

Ich habe auch den Pumajagden beigewohnt, die aber weit mehr ermüdend, als einträglich sind; indeß ist es für die Haciendados nöthig, die „Leones“ zu tödten, sowie eine kleine Art, Guinas genannt, eine Art wilder Katzen; man hält zu dem Ende auch besondere Jäger. Kurz nach meiner Ankunft in Chili kam ich auf die Hacienda von Cauquenes, welche dem verstorbenen Marquis de la Casa Lar-

---

*) Aus: Sixteen years in Chile and Peru.

rayn gehörte, um einer Pumajagd anzuwohnen; ein Vaquero (Viehhüter) machte den Anführer in Verbindung mit einem Jäger, der mehrere kleine Hunde bei sich hatte, welche bald die Spur auswitterten. Wir folgten zwei Stunden weit in dem Gebirge, bis wir endlich auf ein zerrissenes Kalb stießen, das mit Zweigen und Blättern überdeckt war, wie man mir sagte, durch den Puma selbst. Es dauerte einige Zeit, bis wir die Spur des Thieres wieder auffanden, endlich aber entdeckten wir es auf einem Quillai (Seifenbaum). Der Vaquero ließ die Hunde koppeln, und schickte einen Mann mit einem Stock und einem Laso den Baum hinauf, um sich des Puma zu bemächtigen; diesem entsank aber aller Muth, und er ließ beides herabfallen. Zudem befand er sich in einer Stellung, daß er das Hinaufsteigen eines Andern hinderte; somit legte ich denn meine Doppelbüchse an und suchte dem Puma den Schuß so nahe wie möglich unter der Vorderschulter beizubringen; aber er blieb in seiner Stellung, und bald hernach war der Poncho des armen Burschen auf dem Baume mit Blut bedeckt. Die Huassos wurden bestürzt und fürchteten, ich hätte den Mann verwundet, während sie aber noch Anspielungen darauf machten, stürzten beide vom Baume herab. Der Puma war durch meinen Schuß getödtet, und der Huasso halb todt vor Schrecken. Einer der Hunde schnupperte an ihm herum, was ihn wieder zur Besinnung brachte, worauf er von seinen Kameraden nicht wenig geneckt wurde. Der Puma hatte ungefähr die Größe eines starken Neufundländerhundes; er wurde abgestreift, und das Fett, welches sich in großer Menge fand, zu einem medizinischen Gebrauche aufbewahrt.

Ich habe oft Pumajagden beigewohnt, wurde ihrer aber endlich müde, denn es ist allzu anstrengend, meilenweit ein

gebirgiges Land zu durchstreifen, und dabei oft mehrere Nächte von Haus wegzubleiben; Jäger und Hunde finden aber Gefallen daran, und werden für die getödteten Thiere reichlich belohnt. Molina gibt folgende Beschreibung des Thiers. „Der Pogi (felis Puma), von den Mexikanern Mitzli, in Peru Puma genannt, unter welchem Namen er den Naturforschern am bekanntesten ist, erhielt bei den Spaniern die Bezeichnung „Löwe“; er gleicht diesem in der Gestalt und im Brüllen, hat aber keine Mähne. Das Haar auf dem obern Theil des Körpers ist von aschgrauer Farbe mit gelben Flecken, und länger als bei dem Tiger, namentlich auf dem Hintertheil, am Bauche aber ist das Haar grauweiß. Die Länge von der Nase bis zur Wurzel des Schwanzes ist etwa fünf Fuß, und seine Höhe bis zur Schulter 26½ Zoll. Er hat einen runden, katzenartigen Kopf, die Ohren sind kurz und spitzig, die Augen groß mit gelber Iris und braunen Pupillen. Die Nase ist breit und flach, die Schnauze kurz, die Oberlippe ungespalten und mit einem Schnurrbart versehen, der Mund tief, die Zunge groß und rauh. In jedem Kiefer hat das Thier vier Schneidezähne, vier scharf gespitzte Hundszähne und 16 Malmzähne. Die Brust ist breit, die Pfoten haben fünf Zehen mit starken Nägeln, und der Schweif ist über zwei Fuß lang, wie der des Tigers. Das Weibchen ist, wie die afrikanische Löwin, etwas kleiner und heller von Farbe; sie hat zwei Zitzen und wirft nur zwei Junge.“

Dieß ist der Löwe von Chili; in den andern Theilen Amerika's mag er etwas verschieden sein, wie er denn in Peru eine längere und spitzigere Schnauze haben soll. Der Pogi bewohnt die dicksten Wälder und die unzugänglichsten Berge, von denen er Ausflüge in die Ebenen macht, um

Hausthiere, namentlich Pferde anzugreifen, deren Fleisch er jedem andern vorzieht. In der Art, wie er seine Beute faßt, gleicht er der Katze; er nähert sich derselben auf dem Bauch, schleicht sich durch Stauden und Büsche, verbirgt sich in Gräben, stellt sich, wenn er sich offen zeigt, ganz sanft, ersieht sich aber die günstige Gelegenheit, stürzt seiner Beute auf den Rücken, faßt sie mit der linken Pfote und den Zähnen, reißt sie mit der Rechten in wenigen Minuten in Stücke, saugt das Blut aus, verzehrt das Brustfleisch und schleppt dann den Rest in den nächsten Wald, um ihn mit Blättern und Zweigen zu bedecken. Trotz seiner Wildheit greift der Pogi niemals Menschen an, obgleich er stets von ihnen gejagt wird. In diesem Falle springt er auf einen Baum, oder sucht eine Zuflucht auf einem Fels, oder vertheidigt sich, gegen einen Baum gelehnt, wüthend gegen die Hunde, bis der Jäger die Gelegenheit benützt und ihm die Schlinge um den Nacken wirft. Sowie das Thier sich so gefangen fühlt, brüllt es fürchterlich und vergießt einen Strom von Thränen. Aus dem Fell macht man gute Stiefel, und das Fett gilt als ein Specifikum gegen Sciatik.

Die Jagd auf wilde Pferde und Strauße ist eigentlich nur auf der Ostseite der Kordilleren zu Hause.

Das Feuerland.*)

Unter dem Namen Feuerland begreift man bekanntlich die bedeutende, von zahlreichen Kanälen und Buchten viel-

*) Von Dr. Geo. Hartwig.

fach durchschnittene Inselgruppe, die südwärts von der Magellans-Straße wie ein nach Osten gekrümmtes Horn sich bis zur Straße le Maire und dem berüchtigten Cap Horn erstreckt.

Die Ost- und Westseiten des Archipels bieten dieselbe landschaftliche Verschiedenheit wie die benachbarten Länder der amerikanischen Feste dar; denn die Ebenen Ost-Patagoniens setzen sich in der großen östlichen Insel „König Karls Südland" bis zur Bergkette fort, die von Port Famine in der Magellans-Straße bis zur südöstlichsten Spitze des Landes hinläuft. Westwärts von dieser Kette läßt sich Feuerland oder Tierra del fuego am besten als ein hohes Gebirgsland beschreiben, welches zum Theil ins Meer gesunken wäre, so daß Inseln und Buchten die Stelle einnehmen, wo Thäler sein sollten. Nicht leicht wird man anderwärts ein so verworrenes Labyrinth von Land und Wasser, von Einfahrten und Klippen vorfinden.

Das Klima dieser beiden Hälften ist ebenso verschiedenartig wie ihre geologische Bildung, denn der nordöstliche obere Theil ist mehr trocken und heiter wie die Pampas, deren Fortsetzung er ausmacht, während der westliche und südliche fast beständig wie West-Patagonien von Regengüssen und Nebeln heimgesucht wird.

Diese reichliche Bewässerung ist natürlich dem Wachsthum solcher Pflanzen, welche die rauhe Luft vertragen können, äußerst förderlich, so daß während der flachere Osttheil nur mit Gräsern bedeckt ist, hier dagegen die Seiten der Berge, mit Ausnahme der dem Winde ausgesetzten Westküsten, vom Wasser an mit dichten Wäldern bewachsen sind. Die Bäume reichen bis zu einer Höhe von eintausend und eintausendfünfhundert Fuß, hierauf folgt ein Streifen von

Torfboden, mit kleinen Alpenpflanzen bedeckt, und endlich die Linie des ewigen Schnee's, die an der Magellans-Straße bis zwischen dreitausend und viertausend Fuß herabgeht. Ebenes Land ist fast nirgends zu finden, und alsdann stets mit einer dicken Lage von morastigem Torf bedeckt. Selbst in dem Walde liegt über dem Boden eine Masse von langsam faulenden Pflanzenstoffen, die von Wasser strotzend dem Fuße nachgibt.

Welch ein Contrast mit den Ländern, wo es niemals regnet, mit der Sahara, wo der lechzende Wanderer vergebens nach einer erfrischenden Quelle umherblickt und oft auf Tage langen Reisen nirgends auch nur das geringste Pflänzchen dem völlig ausgedörrten Boden entsprießen sieht!

Der hauptsächlichste Waldbaum ist die birkenblätterige Buche (Fagus Forsteri), die ihre Blätter während des ganzen Jahres behält, das Laub ist aber von einer eigenthümlichen braungrünen Farbe mit einem gelben Schein. Da die ganze Landschaft so gefärbt ist, hat sie ein Ansehen, düster und schwermüthig wie der fast stets umwölkte Himmel.

Neben dieser immergrünen Buche, aber in weit geringerer Menge, wächst eine andere Art (Fagus Antarctica), deren hellgrünes Laub beim Anfang des Winters abfällt, nachdem es vorher denselben Farbenwechsel, um so auffallender durch den Contrast mit der dunkeln Waldmasse, wie das unserer einheimischen Buche im Herbst durchgemacht hat.

Im Spätfrühling dieser antarktischen Regionen, an warmen, hellen Tagen, wie sie hier so selten vorkommen, gewährte das Hervorbrechen der zierlich gefalteten Blättchen aus der schuppigen Hülle, in welcher sie dem Winter getrotzt, dem Botaniker Hooker, der während zwölf Monaten keinen Baum gesehen und drei Jahre lang kein ähnliches

Zeichen des englischen Frühlings, ein lebhaftes Vergnügen, welches durch den aromatisch harzigen Geruch noch vermehrt wurde, der die Wälder erfüllte. Dieses Wiedererwachen der Natur, welches dem weniger Verwöhnten so reizend erschien, hätte gewiß auf den, der eben die üppige Pracht der brasilianischen Forste bewundert, keinen so wohlthuenden Eindruck gemacht, denn Entbehrung ist überall die wahre Würze des Genusses.

Vereinzelte Exemplare der Winter's-Rinde (Drymis Winteri) sind in der Buchenwaldung zerstreut. Der Baum, der nach dem Entdecker John Winter, dem Gefährten des berühmten Erdumseglers Drake, genannt worden ist, hat einen hohen, schlanken Wuchs mit großen, glänzenden Blättern. Alle Theile der Pflanzen sind aromatisch, und die Rinde, obgleich ihre anfangs übertriebenen Heilkräfte sich nicht bewährt haben, wird noch immer benutzt.

Diese drei Bäume nehmen im Feuerlande genau dieselbe relative Stellung ein, wie die Birke, die Eiche und die Bergesche in Nordschottland, welches überhaupt mit jener Inselgruppe eine so auffallende Aehnlichkeit hat, daß beide Länder nur durch die Thier- und Pflanzenarten sich zu unterscheiden scheinen, die gegenseitig die nördliche und die südliche Hemisphäre charakterisiren. Hier wie dorten finden sich dieselben schmalen Seearme, von hohen Bergen eingeschlossen, dieselben tiefen, engen Buchten oder Fjorde mit felsigen, steilen, oft ganz unzugänglichen Wänden. Hier wie dort steigen die Küsten plötzlich vom Wasserrande empor, häufig bis zur halben Höhe mit einem niedrigen, dunkelgrünen Walde bedeckt und mit grauen Felsmassen gekrönt, während Gießbäche aus allen Schluchten in schäumenden Cascaden hervorstürzen. Doch weit wilder, ja wahrhaft

abschreckend erscheinen diese Scenen im Feuerlande durch den fast gänzlichen Mangel an Leben, durch den weit trübern Himmel und die Stille, die nur durch das Brausen der Wasserfälle oder das Geschrei des Seevogels oder des Wilden unterbrochen wird.

An Unterholz fehlt es den Wäldern des Feuerlandes fast gänzlich, — nur wenige Sträucher und Kräuter gedeihen in ihrem Schatten. Auf den Felsenufern der Bäche wachsen einige Farren, doch bei weitem üppiger Moose und Flechten, die überhaupt in jenem feuchten, lichtwarmen Klima ihr Paradies finden und das Gestein, die Moorgründe, die Baumstämme, die engen Schluchten, wo der Mangel an Licht keine Blüthenpflanzen zuläßt, mit einem dichten Polster überziehen.

Beim Steigen wird der Wald immer dichter und verkrüppelter, bis endlich die Zweige dicht über dem Boden entspringen, und das Ganze einem Flechtwerk von Aesten ähnlich sieht. Die lebende Masse, welche etwa bis zum Knie reicht, ist so undurchdringlich, daß es ein mühseligeres, schmerzhafteres und langsameres Werk ist, ein paar Ellen weit durch dieses Gehölz zu kriechen, als eine lange Strecke losen Sandes oder tiefen Schnee's zu durchwaten. Es ist völlig unmöglich, sich gewaltsam eine Bahn zu brechen, und nur große Fischerstiefel gewähren Schutz gegen die stacheligen Zweige, welche den Fußgänger zu durchbohren drohen, der bei jedem Schritt in das verworrene Flechtwerk versinkt. Nähert man sich der äußersten Waldgrenze, so wird das Gehen immer schwieriger, das verkümmerte Dickicht immer undurchdringlicher, man verzweifelt daran, durchzukommen, doch plötzlich tritt eine unerwartete Erleichterung ein; denn die Bäume, die tiefer unten fünfzehn Fuß im Umkreis

messen, sind in dieser Höhe so verzweigt, daß statt unter ihrem Schatten zu wandern, man hier gemächlich über ihre Gipfel hinwegschreitet.

Ueber die feuerländische Waldgrenze hinaus eröffnet sich ein Moorgebiet, arm an Gräsern, aber desto reicher an Flechten. Hier und dort bringt ein Bergsee Abwechslung in die Scene, tiefe, schwarze, ruhige Tümpel füllen die Höhlungen aus, ohne Wasserpflanzen auf der Oberfläche und nur mit einigen überflossenen Conferven auf dem Grunde.

Obgleich diese Region einen höchst unerfreulichen Anblick gewährt, so ist sie doch reich an Alpenkräutern, welche alle einen moosartigen Habitus haben und größtentheils Gattungen angehören, die auch in Europa vorkommen. Die Berggipfel sind fast aller Vegetation entblößt, doch an den süd- und südwestlichen Abhängen der windumsausten Abgründe trotzt die schönste aller Flechten (Usnea melaxantha) den ewigen Stürmen und Schneegestöbern des antarktischen Ozeans, ihre dünnen, hellschwefelgelben Aestchen ausbreitend, deren lederartige Substanz auf die Wuth der Elemente berechnet zu sein scheint. Sogar in den Spalten der höchsten Bergspitzen, soweit sie von Botanikern untersucht worden sind, gedeihen immer noch einige Pflanzen, die aus den tieferen, ihrem Wachsthum angemesseneren Regionen sich dorthin verloren haben.

An Moosen ist Tierra del fuego reicher als irgend ein anderes antarktisches Land, und vielleicht finden sich nirgends auf einem so kleinen Fleck so viele schöne Species als auf der Hermite-Insel beisammen, wo Hooker während eines kurzen Aufenthaltes an die hundert Arten sammelte.

Dagegen gibt es nur wenige eßbare Pflanzen in diesen ungastlichen Regionen. Man findet unsern Sellerie (Apium

graveolens), der, obgleich hier nur wild wachsend, dennoch, wahrscheinlich in Folge der mangelnden direkten Sonnenstrahlen, so milde und gesund ist, daß man einen trefflichen Salat daraus machen kann; eine blutreinigende Kreuzblume und verschiedene wohlschmeckende Beeren. Auf einigen Inseln kommt das berühmte Tussackgras der Falklands-Inseln vor, dessen Beschreibung man am Schluß dieses Aufsatzes finden wird, und obgleich die Winters-Rinde jetzt nur noch wenig benutzt wird, so leistete sie doch der Mannschaft des „Beagle“ vortreffliche Dienste. Das Holz der Berberis ilicifolia könnte als gelber Färbestoff benutzt werden, und einige der größeren Seetange enthalten eine Menge Manna und ein größeres Quantum Jod, als die Algen der nördlichen Hemisphäre.

Eine Pilzart (Cyttaria Darwinii) verdient Erwähnung, da sie einen Hauptnahrungsartikel für die Eingebornen darbietet. Es ist ein kugelichter Schwamm von einer hellgelben Farbe und von der Größe eines kleinen Apfels, der in großer Zahl an der Rinde der Buchbäume anhangt. Jung ist er elastisch und schwellend von der Menge der Feuchtigkeit, die er enthält, später schrumpft er zusammen und wird zäher. In diesem Zustande essen ihn die Feuerländer in großen Mengen ungekocht, und wenn er wohl gekaut wird, so hat er einen schleimigen und etwas süßen Geschmack mit einem matten Geruch wie ein Champignon. Mit der Ausnahme einiger weniger Beeren eines Zwergarbutus, die kaum in Anschlag zu bringen sind, essen diese armen Wilden kaum eine andere Pflanzensubstanz als diesen Pilz.

Die Thierwelt des Feuerlandes ist, wie sich von der Natur des Klimas und seiner Vegetation erwarten läßt, sehr armselig. Von Säugethieren gibt es außer den Walen und Robben nur einige Nager, zwei Füchse, die Seeotter

und das Guanako oder wilde Kameelschaf der Anden, welches unter dem Aequator auf der 12,000 Fuß hohen Puna weidet und kälteliebend auf der Navarin-Insel, jenseits des Beaglekanals, fast die südlichste Spitze der neuen Welt erreicht. Wie der Fuchs und die meisten Nager ist es auf den östlichen und trockenen Theil des Landes beschränkt, während die düsteren Wälder im Westen fast ganz aller vierfüßigen Bewohner entblößt sind.

Nur einige Vögel beleben diese traurigen Wildnisse. Gelegentlich hört man den Klageton eines weißen gehäubten Tyrannfliegenfängers, der in den Gipfeln der höchsten Bäume verborgen ist, und seltener noch das laute, fremdartige Geschrei eines schwarzen Spechtes, mit einer schönen scharlachrothen Haube auf seinem Kopfe. Ein kleiner dunkelgefärbter Zaunschlüpfer (Scytalopus magellancicus) hüpft in einer versteckten Weise zwischen der verwirrten Masse der gefallenen und mürben Stämme umher. Aber der Baumläufer (Oxyurus Tupimeri) ist der gemeinste Vogel des Landes. Man findet ihn in allen Buchenwäldern in den Höhen und Tiefen, in den dunkelsten, feuchtesten und undurchdringlichsten Schluchten. Ohne Zweifel erscheint der kleine Vogel zahlreicher, als er wirklich ist, weil er gleichsam aus Neugierde Jedem folgt, der diese schweigsamen Wälder betritt; er läßt beständig ein harsches Zwitschern hören und flattert von Baum zu Baum, nur einige Fuß von dem Eindringling entfernt. Er ist keineswegs auf das bescheidene Verstecken des wahren Baumläufers (Certhia familiaris) begierig, auch läuft er nicht wie dieser Vogel die Stämme der Bäume auf und ab, sondern hüpft vielmehr geschäftig wie der Weidensanger umher und sucht auf jedem Zweig und Ast nach Insekten. An den mehr offenen Orten

finden sich drei bis vier Arten von Finken, eine Drossel und ein Staar nebst mehreren Raubvögeln und Eulen.

Viel reichlicher ist das Geschlecht der Wasservögel vertreten. Außer den eigentlichen Seevögeln — Procellarien, Meerschwalben, Möven, Pinguinen, Albatrossen, Seeraben, kommen mehrere interessante, zur weitverbreiteten Entenfamilie gehörige Schwimmvögel vor. Ausschließlich am klippigen Meeresufer verweilt die antarktische Felsengans (Anser antarctica; rock-goose), die auch häufig auf den Falklands-Inseln und an der Westküste von Amerika bis nach Chili hinauf angetroffen wird. In den tiefen, einsamen Buchten des Feuerlandes sieht man häufig das schneeweiße Männchen stets in Begleitung seiner schwarzen, mit kleinen, weißen Querstrichen gezeichneten Gefährtin auf irgend einer entfernten Felsenspitze ruhen. „Vielleicht,“ sagt Forster, „hat die Natur diesen Unterschied des Gefieders zur Sicherheit der jungen Brut weislich geordnet, damit die Gans ihrer dunkleren Bekleidung wegen von Falken und andern Raubvögeln nicht so bald entdeckt werden möge. Doch dieß ist nur eine Vermuthung, die unserer Untersuchung und Bestätigung bedarf; der Verstand des Sterblichen ist leider zu kurzsichtig, um in dem Wesen der Natur überall die eigentlichen Absichten des weisen Schöpfers zu entdecken, besonders wenn noch so wenig Beobachtungen als im gegenwärtigen Falle dazu vorhanden sind.“

Im Weihnachtshafen, wo Cook einen Theil des Dezembers 1774 zubrachte, hält sich eine unzählige Menge dieser wilden Gänse auf. Die ganze, wenigstens vier Meilen lange Südseite einer ostwärts vom Schiffe liegenden Insel war förmlich mit ihnen bedeckt, und da sie nicht nur sehr unerfahren waren, sondern auch noch eben neue Federn bekamen,

so daß sie fast gar nicht fliegen konnten, war es ein Leichtes, sie zu fangen. In dem Felsenufer gab es große Klüfte oder Höhlen, zum Theil achtzig bis neunzig Fuß hoch und oft hundertfünfzig Fuß tief. Da die See ziemlich ruhig war, konnte man in diese unterirdischen Gewölbe mit dem Boote hineinfahren, und dann kam man nie ohne eine beträchtliche Beute heraus. Ein anderer Umstand, der den Gänsefang erleichterte, bestand darin, daß in den Schieferfelsen große Spalten befindlich waren, über welche sie mit ihren noch nicht wiedergewachsenen Flügeln selten wegkommen konnten, sondern gemeiniglich hierin und auf solche Art den Matrosen lebendig in die Hände fielen.

Der prachtvolle Schwan (Anser melanocephala), dessen schwarzer, sammtartiger Hals so schön absticht gegen sein übriges blendendweißes Gefieder, und der am Rio de la Plata die Bewunderung des Reisenden auf sich zieht, kommt auch im Feuerlande vor, sowie die große kurzflügelige Gans (Anser brachyptera), die bisweilen zweiundzwanzig Pfund wiegt. In früherer Zeit nannte man diesen Vogel „das Rennpferd,“ wegen seines außerordentlichen Ruderns und Plätscherns auf dem Wasser, aber jetzt nennt man ihn mit einem weit passenderen Namen „Dampfboot.“ Seine Flügel sind zu klein und schwach zum Fliegen, aber indem er mit ihrer Hilfe theils schwimmt und theils die Oberfläche des Wassers schlägt, bewegt er sich sehr schnell. Es ist ungefähr in der Art, wie wenn die gewöhnliche zahme Ente der Verfolgung eines Hundes entgeht, doch scheint unser Dampfer seine Flügel abwechselnd zu bewegen, statt beide zusammen wie bei andern Vögeln.

Die unbehilflichen, tölpischen Enten machen ein solches Geräusch mit Plätschern, daß die Wirkung ausnehmend sonderbar ist.

Es gibt also in Südamerika drei Vögel, die ihre Flügel noch zu andern Zwecken als zum Fliegen gebrauchen: der Pinguin als Flossen, der Dampfer als Ruder und der Strauß als Segel. Der Dampfer kann nur auf geringe Entfernung untertauchen. Er nährt sich ganz von Muscheln, die er an den Seetangen und an den von der Fluth bespülten Felsen aufsucht, darum ist der Schnabel und Kopf, um sie zu zerbrechen, ausnehmend schwer und stark. Der Kopf ist so stark, daß Darwin ihn kaum mit seinem geologischen Hammer zerschlagen konnte, und daher ist auch das Leben dieser Vögel ausnehmend zähe. Wenn sie am Abend in einer Heerde ihr Gefieder putzen, so machen sie dieselbe Mischung von Tönen wie die Riesenfrösche innerhalb der Wendekreise.

Die Abwesenheit aller Reptilien ist ein merkwürdiger Zug in der Zoologie des Feuerlandes, und auch Insekten aus der Ordnung der Käfer finden sich nur wenige. Ehe er nicht alle Mittel angewandt hatte, sie zu finden, konnte Darwin nicht glauben, daß ein Land, so groß wie Schottland, das mit Pflanzenwuchs bedeckt ist, und eine solche Mannigfaltigkeit von Standorten darbietet, in dieser Beziehung so mangelhaft sein konnte. Meistentheils sind es Alpeninsekten, die sich unter Steinen und über der Grenze der Waldung finden. Weiter herunter finden sich mit Ausnahme einiger weniger Rüsselkäfer fast gar keine. Die Blattkäfer, die so besonders charakteristisch für die Tropenländer sind, fehlen hier fast ganz. Dieß muß vom Klima abhängen, denn die Menge von vegetabilischer Masse ist ausnehmend groß. In dem heißesten Theile des Sommers, wo das Thermometer an einigen Tagen auf 60° F. stieg, kamen doch keine Heuschrecken zum Vorschein, und nur sehr

wenige Schmetterlinge, Immen- und Zweiflügler. In allen Ordnungen war die geringe Menge der Individuen selbst noch merkwürdiger als die der Arten.

Wenn aber die schweigsamen Wälder des Feuerlandes überhaupt nur arm an animalischem Leben sind, so wuchert und wimmelt das naheliegende Meer von einer Unzahl von Seepflanzen und Thieren.

Zu den merkwürdigsten Tangen gehört die Marocystis pyrifica, der Riesentang von Solander. „Diese Pflanze," sagt Darwin, „wächst auf jedem Felsen des Feuerlandes und der Magellans-Straße, von der Ebbmarke bis zu einer großen Tiefe, sowohl an der äußern Küste als innerhalb der Kanäle. Ich glaube, während der Reise des „Adventure" und „Beagle" wurde nicht ein Felsenriff nahe an der Oberfläche entdeckt, das nicht von dieser schwimmenden Pflanze angedeutet wurde. Der Nutzen, den sie auf diese Weise den Schiffen darbietet, ist augenscheinlich, und sie hat ganz gewiß manches vor dem Schiffbruche bewahrt. Es ist zum Erstaunen, wie sie fortkommt und gedeiht unter den gewaltigen Wogen des östlichen Oceans, denen keine auch noch so harte Felsenmasse lang widerstehen kann. Der Stamm ist rund, schleimig und glatt und hat selten einen Zoll im Durchmesser. Kapitän Cook sagt in seiner zweiten Reise, daß bei Kerguelen-Land manche Stämme dieses Tanges von außerordentlicher Länge und doch nicht viel dicker als ein Daumen gefunden werden. Ich habe erwähnt, daß wir auf einigen Bänken, wo er wächst, mit dem Senkblei in vierundzwanzig Faden keinen Grund fanden. Die Wassertiefe muß deßhalb größer gewesen sein. Und da der Tang nicht senkrecht wächst, sondern einen sehr spitzen Winkel mit dem Grunde bildet, und viele davon

nachher manche Faden lang sich auf der Oberfläche des Meeres ausbreiten, so kann ich wohl mit Recht sagen, daß er zu einer Länge von sechzig und mehr Faden wächst.

Kapitän Fitzroy sah ihn in fünfundvierzig Faden wachsen. Ich bezweifle, ob der Stamm einer andern Pflanze eine so große Länge von 360 Fuß erreicht. Seine geographische Verbreitung ist sehr ausgedehnt; man findet ihn an den äußersten südlichen Inselchen nahe am Cap Horn nördlich auf der östlichen Küste bis 43 ° Breite und auf der westlichen Küste bis Chiloe in 42 ° Breite. Wir haben demnach eine Verbreitung von 15 Breitegraden, und da Cook, der mit der Art sehr bekannt gewesen sein muß, sie in Kerguelen-Land fand, von nicht weniger als 140 Längegraden. Die Anzahl lebender Thiere aller Arten, deren Existenz auf das Engste von dem Dasein dieses Großblasentanges abhängt, ist erstaunlich. Fast jedes Blatt, mit Ausnahme derjenigen, die auf der Oberfläche schwimmen, ist so dick mit Corallien überkleidet, daß es davon eine weiße Farbe erhält. Wir finden ausnehmend zierliche Bildungen, einige von einfachen Polypen bewohnt, andere von mehr organisirten Arten und schönen zusammengesetzten Ascidien. Auf den flachen Oberflächen der Blätter finden sich verschiedenartige Tellermuscheln, Trochi, nackte Mollusken und einige Bivalo. Zahllose Crustaceen halten sich auf allen Theilen der Pflanze auf. Wenn man die großen verflochtenen Wurzeln schüttelt, so fällt ein Haufe von kleinen Fischen, Muscheln, Sepien, Krabben von allen Ordnungen, Seeigeln, Seesternen, schönen Holuthurien, Planarien und kriechenden Nereiden von allen möglichen Formen heraus. So oft ich auch einen Zweig eines Tanges un-

tersuchte, entdeckte ich immer neue und merkwürdige Thiergestalten.

Ich kann diese großen submarinen Wälder in den Gewässern der südlichen Hemisphäre nur mit denen auf dem Lande in den Gegenden zwischen den Wendekreisen vergleichen. Aber sollten die letzteren in irgend einem Lande zerstört werden, so glaube ich nicht, daß so viele Arten von Thieren umkommen würden, wie es unter ähnlichen Umständen mit dem Tang der Fall wäre. Zwischen den Blättern dieser Pflanzen leben zahllose Fischarten, die nirgends anders Nahrung oder Schutz finden; mit ihrer Vernichtung würden die vielen Seerobben, Taucher und andere fischende Vögel, die Otter, Seehunde, Delphine ebenfalls bald umkommen, und zuletzt endlich würde der Feuerländer, der elende Herr dieses elenden Landes, durch den Hunger gezwungen werden, seine Cannibalenmahlzeiten zu verdoppeln, in Zahl abnehmen und vielleicht gänzlich von der Erde verschwinden."

Tagereisen vom Cap Horn entfernt verkündigen große, vom Sturme losgerissene Massen dieses Tanges dem Seefahrer, daß er sich dem Feuerlande nähert. „Es gelang uns," erzählt Meyer, „eine von diesen schwimmenden Inseln festzuhalten, die unter lautem Jubelruf von fünf Mann mit Anstrengung auf Deck gezogen wurde: es war nicht möglich, diese ungeheure Masse zu entwickeln, nur 66 Fuß lang konnten wir den wahrscheinlichen Hauptstamm hervorziehen, die einzelnen Aeste waren 30 bis 40 Fuß lang und ebenso dick als der Hauptstamm, von dem sie ausgiengen. Die gesammte Pflanze konnten wir auf 200 Fuß schätzen; die birnförmigen Luftbehälter an der Basis der Blätter hatten oft die Länge von 6 bis 7 Zoll, und die einzelnen

Blätter maßen bis acht Fuß. Auf diesen schwimmenden Tangeninseln befanden sich eine große Menge der verschiedensten thierischen Geschöpfe. Tausende und aber Tausende von Lepaden und Sertularien, von Krebsen und Anneliden. Ebenso wie uns die Ueppigkeit der Vegetation in den Wäldern Brasiliens gefesselt hat, ebenso ergriffen uns die gigantischen Gewächse, die der große Ozean in der Gegend des Feuerlandes beherbergt. Eine einzige Pflanze von Macrocyotis pyrifera reichte ebenfalls hin, mit ihrer ungeheuren Masse blattartiger Substanz eine große Fläche Land zu bedecken, ebenso wie jene Riesen in den Urwäldern Brasiliens. Die Anzahl der niederen Algen, der Sertularien, Cellarien und aller andern Thiere, die auf diesen schwimmenden Inseln ihre Wohnung aufgeschlagen haben, übertrifft an Mannigfaltigkeit die Bedeckung der Bäume durch Schmarotzerpflanzen in den tropischen Wäldern. Es ist, als wenn sich in diesen öden Gegenden der Erde, wo die Ruhe der Natur nur durch gewaltige Stürme aufgehoben wird, die zeugende Kraft des Planeten einzig und allein in dem riesenhaften Wachsthum der unterseeischen Pflanzenwelt zeigen wolle."

Der von Kapitän Fitzroy entdeckte Beagle-Kanal ist ein sehr merkwürdiger Zug in der physischen Geographie des Feuerlandes. Seine Länge ist ungefähr dreißig deutsche Meilen, mit einer Breite, die keine großen Verschiedenheiten zeigt und im Durchschnitt zwei Meilen beträgt. Er ist fast den ganzen Weg so ausnehmend gerade, daß die Fernsicht, auf jeder Seite von einer Bergreihe begrenzt, allmählig perspektivisch unbestimmt wird. Der Beagle-Kanal durchschneidet den südlichen Theil des Feuerlandes in einer Richtung von Osten nach Westen, in seiner Mitte verbindet

sich nach Süden ein unregelmäßiger Kanal in einem rechten Winkel mit ihm, der Ponsonby-Sund heißt und die Navarin- von der Hoste-Insel trennt.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der feuerländischen Natur wollen wir sie nun auch in einzelnen Scenen kennen lernen, wodurch sie uns um so anschaulicher werden wird.

Höchst anmuthig schildert uns Darwin eine längere Excursion, die er mit den Booten des „Beagle" in jenem so wenig bekannten Meeresarme machte.

„Am 19. Jan. Nachmittags," sagt der geistreiche Naturforscher, „fuhren wir in die östliche Mündung des Kanals ein, und fanden bald darauf eine bequeme kleine Bucht, die von einigen umliegenden Inseln verborgen war. Hier schlugen wir unsere Zelte auf und machten unsere Feuer an. Nichts konnte angenehmer sein als diese Scene. Das klare Wasser des kleinen Hafens mit den Bäumen, die ihre Aeste über das felsige Ufer herabsenkten, die Boote vor Anker, die Zelte, von in die Quere gelegten Rudern unterstützt, und der Rauch, der sich das bewaldete Thal heraufzog, bildeten ein Gemälde von stiller Zurückgezogenheit. Am folgenden Tage gleiteten wir ruhig in unserer kleinen Flotte weiter und kamen in eine bewohntere Gegend. Wenige oder vielleicht Niemand von diesen Eingeborenen konnten je einen weißen Mann gesehen haben, nichts konnte ihr Erstaunen übertreffen, als sie die drei Boote sahen. Feuer wurden überall angemacht, sowohl um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als um weit und breit die Neuigkeit zu verbreiten. Einige von den Männern liefen meilenweit längs des Ufers. Als wir unter einer Klippe herkamen, erschienen vier oder fünf dieser Wilden plötzlich über unseren Köpfen, eine der seltsamsten Gruppen, die

man sehen konnte. Vollkommen nackt, mit langen, wehenden Haaren, und mit rohen Stäben in ihren Händen, sprangen sie von dem Boden auf, schwangen die Arme über ihre Köpfe und gaben die häßlichsten Töne von sich.

Nach dem Ponsonby-Sunde hin hat die Landschaft einen sehr eigenthümlichen und großartigen Charakter. Die Berge erreichen eine Höhe von ungefähr dreitausend Fuß und endigen sich in scharfe, zerrissene Spitzen. Sie erheben sich unmittelbar von dem Rande des Wassers und sind bis zu einer Höhe von vierzehn- oder fünfzehnhundert Fuß mit dem dunkeln Walde bedeckt. Es ist ein merkwürdiger Anblick, in welch' gleicher Höhe und wirklich horizontaler Linie an der Seite des Berges die Bäume aufhören, der Fluthmarke gleich, welche die angeschwemmten Seepflanzen am Meeresufer hinziehen.

28. Januar. Jenseits des Ponsonby-Sundes bot der Beagle-Kanal einen sehr merkwürdigen Anblick dar. Sah man nach beiden Seiten, so unterbrach kein Gegenstand die verschwindenden Punkte dieses langen Bergkanals, den man fast für ein Werk von Menschenhand hätte halten können, wären nicht seine Dimensionen allzu kolossal gewesen. Daß es ein Arm des Meeres war, bewiesen mehrere ungeheure Walfische, die in verschiedenen Richtungen ihre Wasserstrahlen ausspritzten. Einmal sah ich zwei von diesen Ungeheuern, wahrscheinlich Männchen und Weibchen, wie sie langsam hinter einander schwammen, nicht einen Steinwurf vom Ufer, über welches die Buchen ihre Zweige senkten.

Wir segelten, bis es dunkel war, und schlugen dann in einer ruhigen Bucht unsere Zelte auf. Bis 1 Uhr mußte ich Wache halten. Es ist etwas Feierliches in diesen Scenen. Niemals drängt sich dem Geiste mehr der Ge-

danke auf, in welchem entfernten Winkel der Erde man sich befindet, als zu dieser Zeit. Alles trägt dazu bei; die Stille der Nacht ist nur unterbrochen durch das schwere Athmen der Seeleute unter ihren Zelten und zuweilen durch das Geschrei eines nächtlichen Vogels. Das gelegentliche Bellen eines Hundes, das man aus der Entfernung hört, erinnert daran, daß man sich in dem Lande der Wilden befindet.

29. Jan. Früh Morgens kamen wir an der Stelle an, wo der Beagle-Kanal sich in zwei Arme theilt, und wir befuhren den nördlicheren. Die Gegend wurde noch großartiger wie früher. Die hohen Berge auf der Nordseite bilden die Axe oder den Rückgrat des ganzen Landes. Sie waren von einem weiten Mantel ewigen Schnee's bedeckt, und zahllose Cascaden ergossen ihr Wasser durch die Wälder in den engen Kanal. In manchen Theilen erstreckten sich großartige Gletscher von der Seite der Berge bis zum Rande des Wassers. Man kann nichts Schöneres sehen als das beryllgleiche Blau des Gletschers, besonders wenn man es mit dem todten Weiß einer Schneefläche vergleicht. Wenn Stücke von dem Gletscher in's Wasser fielen, so schwammen sie weg, und der Kanal mit seinen Eisbergen war ein Bild des Polarmeeres im Kleinen."

Ich finde nirgends erwähnt, daß man den Rücken des Cap Horn erklommen hätte, um von dieser südlichsten Spitze des Feuerlandes aus einen Blick auf das öde Meer zu werfen, welches weit nach dem Pole hin an noch ungastlichere Küsten schlägt; dagegen ward Cap Spencer, der südlichste Punkt der benachbarten Hermite-Insel, von Dr. M'Cormick, dem Schiffsarzt des Erebus, bestiegen. Der Weg führte über eine Bergkante, mit ungeheuren Granitblöcken in der wildesten Unordnung bestreut, so daß der

Gipfel nur mit großer Mühe erreicht werden konnte. Dieser besteht aus syenitischem Grünstein, in zerklüfteten Fragmenten übereinander gehäuft und einen etwa zweihundert Fuß tiefen Krater umschließend, dessen Boden von einem See ausgefüllt ist, den M'Cormick auf der Nordseite noch mit Eis bedeckt fand. Der Krater hat ungefähr eine Meile im Umkreise, mit dem größten Durchmesser von Nord nach Süd. Der höchste Theil liegt an der Westseite und bildet eine sehr schmale Kante, längs welcher man zur südlichsten Spitze gelangt, die wie ein steiler Abgrund über den darunter rollenden Ocean hervorragt. Nur selten mögen Wolken und Nebel die freie Aussicht gestatten, doch an jenem Tage war es ausnahmsweise heiter, und die Sonne, am klaren, blauen Himmel scheinend, beleuchtete einen weiten Umkreis mit ihren glänzenden Strahlen.

Nach Norden hin erhoben sich die schneebedeckten Kuppen des Feuerlandes, und nach Südwesten erschienen die Diego-Ramirez-Inseln wie schwache Punkte am fernen Horizont. Nach Südosten trat Cap Horn mit kühnen Umrissen hervor, nach Süden erstreckte sich der grenzenlose Ocean. Während M'Cormick die erhabene Scene betrachtete, deren Einsamkeit nur durch den Polyborus-Falken oder den feuerländischen Habicht gestört wurde, der hoch in den Lüften schwebte, bemerkte er plötzlich tief unter sich einige Feuerländer, die wahrscheinlich vom Meere, wo sie Muscheln auf den Klippen gesucht hatten, nach ihren Hütten im Thale zurückkehrten. Obgleich hoch über ihnen und zwischen Felsblöcken sitzend, entging er doch nicht ihrem scharfen Auge, denn er sah, wie sie öfters Halt machten, um seine Stellung zu beobachten.

Wie wenig der Sonne im Feuerlande zu trauen ist,

wie schnell die Schneegestöber des Winters die Milde des Frühlings verscheuchen, erfuhren Banks und Solander, als sie mit Cook auf dessen erster Weltreise in der „Bucht des guten Erfolges“ in der Nähe der Le Maire-Straße vor Anker lagen.

Es war in der Mitte des Januar, der bekanntlich in der südlichen Hemisphäre unserem Juli entspricht, und in demselben Breitegrade wie Königsberg. Die Naturforscher verließen früh Morgens das Schiff, von dem Chirurgen Monkhouse, dem Astronomen Green, ihren Dienern und zwei Matrosen begleitet, um einen botanischen Ausflug auf einen, wie es schien, nahen Berg zu machen. Von dem sandigen Strande gelangten sie in einen Wald und weiterhin in einen Sumpf, der mit drei Fuß hohem Zwerggebüsch von Birken bedeckt war, welches sich so in einander verschlang, daß man nur mit der größten Mühe sich einen Durchgang bahnen konnte. Bei jedem Schritte mußte man die Beine hoch heben und sank überdieß noch bis an den Knöchel in den Sumpf.

Dennoch schritt die Gesellschaft rüstig vorwärts, obgleich das Wetter, das bis jetzt so schön wie an einem englischen Maitage gewesen war, kalt und nebelig wurde. Man hatte sich durch einen großen Theil des Sumpfes durchgearbeitet, als Buchen, einer der Zeichner, einen epileptischen Anfall hatte. Nachdem ein Feuer angezündet worden war, blieben mehrere der Müdesten bei dem Kranken zurück, während Banks, Solander, Green und Monkhouse weiter gingen und glücklich den Berg erreichten, wo sie durch eine reiche Pflanzenausbeute für ihre Mühe entschädigt wurden.

Die Kälte nahm zu; es fiel eine Menge Schnee, und die Lage wurde etwas beunruhigend, da man das Schiff

unmöglich an diesem Tage erreichen konnte. Bis zu einem kleinen Hügel, wo man sich mit den Zurückgebliebenen vereinigte, ging der Rückmarsch gut von Statten. Als man nach einer kurzen Rast weiter ging, ermahnte Dr. Solander, der von dem Winter der norwegischen Gebirge her die Wirkungen großer Kälte kannte, seine Begleiter, auf keinen Fall der größten Ermüdung nachzugeben.

„Wer sich niedersetzt," rief er aus, „schläft ein, und wer einschläft, ist ein Kind des Todes!" Noch war der Sumpf nicht erreicht, als die immer strenger werdende Kälte die Wirkungen hervorrief, die man am meisten fürchtete. Dr. Solander, der erfahrene Rathgeber, war der Erste, der trotz der Gefahr, auf die er aufmerksam gemacht hatte, sich auf den Schnee niederlegte und allen Vorstellungen die Bitte entgegensetzte, man möchte ihm doch die paar Minuten Schlummer gönnen, die ihm seine Kräfte wieder geben würden. Man mußte ihn gewähren lassen, und ein Schwarzer, Namens Richmond, folgte seinem Beispiel. Als man den Doktor mit großer Mühe nach fünf Minuten weckte, hatte er fast den Gebrauch seiner Glieder verloren, und die Füße waren ihm durch die Contraction der Gefäße so eingeschrumpft, daß die Schuhe ihm von den Füßen fielen. Ihn konnte man wenigstens zum Gehen bringen, aber der arme Neger war trotz aller Mühe nicht fortzuschaffen. Ein Matrose und ein anderer Schwarzer, die von der Kälte am wenigsten gelitten hatten, blieben bei ihm zurück, die Uebrigen brachen sich Bahn zum Gehölze, wo sie ein Feuer anzündeten.

Sobald die Gesellschaft sich etwas erwärmt und erholt hatte, gingen zwei Männer zu den Verlassenen zurück, um sie nachzuholen. Nach einer halben Stunde kehrten die

Beiden zurück und hatten an dem Orte, wo Richmond zurückgeblieben war, Niemand gefunden, auch auf alles Rufen keine Antwort erhalten. Man erinnerte sich jetzt, daß der Matrose die einzige Flasche Rum, die man mitgenommen hatte, getragen habe. Jedenfalls hatte der Matrose den Rum benutzt, um Richmond zu wecken, alle Drei hatten getrunken und waren dann irre gegangen. Der Schnee fiel massenhaft, und man gab jede Hoffnung auf, die drei Unglücklichen wieder zu sehen. Gegen Mitternacht hörte man schreien, und als Herr Banks der Stimme nachging, fand er den Matrosen, der kaum noch stehen und eine Bitte um Hilfe hervorstammeln konnte. Durch die Nachweisungen, welche dieser Mann gab, als er am Feuer etwas zu sich gekommen war, fand man den Ort, wo die beiden Andern waren. Richmond stand aufrecht, vermochte aber keinen Fuß vor den andern zu setzen; sein Begleiter lag gefühllos wie ein Stein auf dem Boden. Die dunkle Nacht, der hohe Schnee und die Zwerggebüsche, über die man fast bei jedem Schritte fiel, vereitelten alle Versuche, die Beiden fortzubringen. Feuer zu machen war ebenfalls unmöglich, und es blieb nichts zu thun, als die halb Erfrornen auf ein Bett von Zweigen zu legen und sie hoch mit Gebüsch zu bedecken. Unter den zur Rettung Herbeigeeilten waren mehrere, die bereits anfingen, das Gefühl zu verlieren.

Die Nacht war furchtbar. Zwei der Reisenden konnten für todt gelten, zwei andere waren sehr krank, man kannte den Weg zum Schiffe nicht; und von Lebensmitteln gab es blos einen Geier, den man unterwegs geschossen hatte. Dazu erreichte die Kälte einen hohen Grad, obwohl es erst drei Wochen nach dem längsten Tage war. Gegen Morgen schneiete es noch immer, doch endlich wurde die Stelle am

Himmel, wo die Sonne stand, etwas lichter, der Schnee fiel in großen Flocken von den Bäumen herab, und die Wolken zertheilten sich.

Das Erste war natürlich, daß man nach den Verunglückten sah. — Beide waren todt.

Der Geier lieferte den zehn Menschen ein sehr karges Frühstück, das dennoch den nagendsten Hunger stillte und einige Kraft gab. Um zehn Uhr war der Boden durch das Schmelzen des Schnee's gangbar geworden, und der Aufbruch erfolgte. Nach acht peinlichen Stunden sahen sich die Reisenden unverhofft am Ufer und unfern vom Schiffe. Die gegenseitige Freude des Wiedersehens kann nur derjenige ermessen, welcher einmal in einer ähnlichen Lage war.

Viele Jahre nach dieser unglücklichen Excursion finden wir Darwin auf jenem verhängnißvollen Berge wieder, begierig, dessen Spitze zu erreichen, um Alpenpflanzen zu sammeln. „Ohne Hoffnung, durch den Wald vordringen zu können," sagt der geistreiche Forscher, „folgte ich dem Laufe eines Bergstromes. Zuerst konnte ich wegen der Wasserfälle und der Zahl abgestorbener Bäume kaum vorwärts kriechen, aber das Strombett wurde bald etwas offener, da die Fluthen über seine Ufer geschwemmt. Eine Stunde lang kam ich langsam längs der zerrissenen und felsigen Ufer vorwärts und wurde durch die Großartigkeit der Scene reichlich belohnt. Die dunkle Tiefe der Schlucht war ganz mit den überall vorhandenen Beweisen einer gewaltsamen Umwälzung im Einklange. Auf jeder Seite lagen unregelmäßige Felsenmassen und entwurzelte Bäume, andere standen zwar noch aufrecht, waren aber bis zum Herzen morsch und dem Fallen nahe. Die verschlungene Masse der noch grünenden erinnerte mich an die Wälder

zwischen den Wendekreisen, und doch war ein Unterschied; denn Tod statt Leben schien in dieser stillen Oede vorzuherrschen. Die Bäume waren durch ihren hohen Standpunkt und von der Wirkung heftiger Winde niedrig, dick und gekrümmt. Endlich erreichten wir, was aus der Entfernung wie ein Teppich grünen Rasens ausgesehen, das aber zu unserem Aerger nichts weiter als eine dichte Masse von ungefähr vier oder fünf Fuß hohen Buchen war. Diese standen dicker zusammen als der Buchsbaum an unsern Blumenbeeten, und wir waren genöthigt, über die flache, verrätherische Oberfläche wegzukriechen. Noch etwas weiter erreichten wir den Torf und dann das nackte Schiefergestein. Ein Gebirgsrücken verband diesen Hügel mit einem andern einige Meilen entfernten und höheren, auf dem an einigen Stellen Schnee lag. Da der Tag nicht weit vorgerückt war, so beschloß ich, dorthin zu gehen und längs der Straße zu sammeln. Es würde sehr harte Arbeit gewesen sein, wenn nicht ein wohl betretener und gerader Guanako-Pfad da gewesen wäre; denn diese Thiere folgen wie die Schafe immer derselben Linie. Als wir den Hügel erreichten, fanden wir, daß er der höchste in der nächsten Nachbarschaft war, und daß die Wasser in entgegengesetzten Richtungen zur See floßen. Wir hatten eine weite Aussicht auf das umgebende Land, eine Aussicht von wilder geheimnißvoller Großartigkeit; Berg hinter Berg mit tiefen dazwischen liegenden Thälern, Alles von einer dicken, dunklen Waldesmasse bedeckt. In diesem Klima, wo Sturm auf Sturm folgt mit Regen, Hagel und Schlossen, scheint auch die Atmosphäre schwärzer als anderwärts. Wenn man in der Magellans-Straße gerade von Port-Famine nach Süden sieht, so scheinen die entfernten Kanäle zwischen

den Bergen wegen ihres düstern Charakters über die Grenzen dieser Welt hinauszuführen."

Die Neujahrseilande an der Südküste des Feuerlandes werden von Cook als der beste Erfrischungsplatz empfohlen, der in dieser Weltgegend nur zu finden sei. Die Seebären und Seelöwen, die er dort in zahlreichen Heerden antraf, mögen zwar durch die späteren Metzeleien der Robbenschläger vertrieben worden sein, aber die Seevögel sind ohne Zweifel jenen unbewohnten Gestaden treu geblieben und umschwärmen wohl noch immer die nackten Felsen in unendlichen Schaaren. Pinguine, Seerobben, Gänse, Möven, Sturmvögel finden dort ein Paradies, in welches sie sich einträchtig theilen, — jede Art mit ihrem Standpunkt zufrieden und dem Nachbar den seinigen gönnend, — doch alle gegen die unglücklichen Fische verschworen, auf deren Kosten die ganze Kolonie ein genußvolles, reichlich gefüttertes Leben führt.

Die Insel, woran Cook vor Anker lag, war so reichlich mit Vögeln versehen, daß er trotz seines kurzen Aufenthalts und ihres geringen Umfanges verschiedene neue Arten dort entdeckte, unter andern ein sehr schönes, graues Brachhuhn mit gelbem Halse. An Pflanzen hingegen war das Eiland ungleich ärmer, denn die ganze Flora desselben belief sich mit Inbegriff etlicher kleiner, drei Fuß hoher Büsche auf nicht mehr als etwa acht Arten. Das Tussackgras hatte fast allein das ganze Eiland überwuchert, so daß die obere Ebene gleich einem Felde voller Maulwurfshügel mit kleinen Höckern wie besäet war. Die Vertiefungen wie die Zwischenräume zwischen den Höckern waren voller Koth, so daß man immer von einem zum andern springen mußte, ein Umstand, der ohne Zweifel von den Seebären herrührte, die naß aus der See heraufkommend unter dem Tussack ruhten.

Dieses merkwürdige Büschelgras, welches vorzugsweise auf den Falklandsinseln und nur in sehr vereinzelten Standpunkten auf dem Feuerlande vorkommt, gleicht völlig einem Miniatur-Palmbaum und bildet förmliche Hügel von verflochtenen Wurzeln und Stengeln, die oft sechs Fuß hoch sind und vier oder fünf Fuß im Durchmesser haben. Jeder dieser Hügel steht einige Fuß von dem andern entfernt und treibt an der Spitze dichte, grasige Büschel, deren einzelne Blätter über sechs Fuß lang sind und nach allen Seiten herabhängen, so daß das Laub der nebeneinander stehenden Pflanzen sich berührt und die dazwischen liegenden Räume vollständig überwölbt. Ein Tussackfeld bildet daher ein förmliches Labyrinth, und zuweilen sogar ein gefährliches, denn oft halten sich Seelöwen darin auf, die, wenn man sie unvorsichtig in ihrer Ruhe stört, den Eindringling mit furchtbaren Bissen strafen.

Der untere Theil der Halme ist so fleischig und voller Saft, daß, wenn man eine Handvoll des Grases auszieht, ein zolllanges Stück, an der Basis etwa von der Dicke eines Fingers, einen angenehmen Bissen vom Geschmack einer Nuß gewährt. Zwei Männer lebten vierzehn Monate lang nur allein von dieser Substanz. Sie waren von ihren Schiffen entlaufen auf der West-Falklandinsel, wo es keine Wohnungen gibt. Ihr einziger Schutz gegen das Wetter bestand in einer Hütte, die sie aus den über einander gehäuften Wurzeln des Tussack erbauten, so daß diese Grasart allein ihnen Nahrung und Obdach verlieh.

Das eigenthümliche Wachsthum des Tussack erlaubt ihm, in reinem Sande fortzukommen, in der Nähe des Meeres, wo es die Vortheile einer feuchten Luft und eines reichlichen Düngers sowohl von verfaulenden Seepflanzen als von den

Excrementen der zahlreichen Vögel genießt, die in den Dickichten dieser Pflanzen zu nisten pflegen.

Sein gewöhnlicher Standpunkt ist an den Rändern der Torfmoore, die sich dem Ufer nähern, wo es gesellig oft mehrere tausend Schritte lange Strecken bedeckt.

Dr. Hooker hat es aber auch häufig auf unzugänglichen Klippen tief im Innern gesehen, wo es von den Vögeln verschleppt und gedüngt wird, und im kultivirten Zustande gedeiht es sowohl auf den Falklandsinseln, als in England, weit vom Meere.

Kein anderes Gras erzeugt eine solche Menge von Nahrungsstoff, und da es außerdem im schlechtesten Boden wächst, so verdient es die Aufmerksamkeit unserer Landwirthe in hohem Grade. Das Vieh zieht es jedem andern Futter vor. Das Heu davon schmeckt ihm besser als die auf den Falklandsinseln vorkommenden Gräser im frischen Zustande.

Sein Wachsthum ist zwar nur langsam, denn jede Pflanze besteht aus vielen Hunderten von Halmen aus einer Masse von Wurzeln entspringend, die viele Jahre erfordern, ehe sie ihre völlige ergiebige Größe erreichen, dann aber ist der Ertrag höchst bedeutend.

Das Tussakgras darf aber nur geschnitten und nicht abgeweidet werden, denn das Vieh, nachdem es die Blätter verzehrt, frißt begierig die Stümpfe der Halme bis ins Herz der Wurzeln hinein; das Regenwasser sammelt sich in den Höhlungen, und die Pflanze vergeht. Die verwilderten Rinder und Schweine auf den Falklandsinseln haben daher jetzt schon die Menge des Tussackgrases verringert, und Hooker sah große Strecken, die aus keinem andern Grunde ausgestorben waren.

Es ist merkwürdig, daß in ihrem ursprünglichen Zu-

stande diese Pflanze dem thierischen Haushalt fast gar keinen Nutzen brachte. Nur ein einziges kleines Insekt lebt von ihren Blättern, und ein Sperlings-großer Vogel beraubt sie ihres Samens; Pinguine und Sturmvögel suchen eine Zuflucht zwischen den weichen, leicht durchdringbaren Wurzeln, und Seelöwen ruhen unter ihrem dichten, grünen Baldachin; doch außer dem erwähnten Insekt gibt es kein anderes organisches Wesen, dessen Dasein allein von ihr abhängig wäre. Die Seevögel brüten und graben auch, wo kein Tussack vorkommt; der Seelöwe findet überall Felsen, die seinen Gewohnheiten ebensogut entsprechen, und der Sperling würde gewiß auch ohne dessen Samen sein Leben fristen können. Ohne Zweifel wäre das Tussack noch immer eine unbekannte, unbeachtete Pflanze geblieben, wenn nicht der Mensch seine Hausthiere nach den Falklandsinseln verpflanzt und dadurch die Vorzüge des Grases hätte kennen lernen. So ist es von seinem fernen antarktischen Ursitz nach Nordeuropa gebracht worden, wo es sich mit der Zeit den werthvollsten Gräsern anreihen und höchst wahrscheinlich noch einmal auch eine bedeutende Rolle in der Landwirthschaft der norddeutschen Ebene spielen wird.

Die Bewohner des Feuerlandes, Petscheräs genannt.

Als der berühmte Entdecker Magellan am 21. Oktober des Jahres 1520 am Eingange der Meerenge angelangt war, die zwischen dem Südende des amerikanischen Festlandes und einem Felslabyrinth kleiner Inseln sich westwärts zum Stillen Ozean hinzieht und seitdem den Namen

ihres Entdeckers trägt: da mußten alle seine Schiffsleute zuvor beichten und das heil. Abendmahl nehmen, denn es sollte am nächsten Tage die gefährliche Fahrt begonnen werden, die Allen ein Kampf auf Tod und Leben dünkte.

Zunächst fanden sie die Ufer auf beiden Seiten der Straße kahl und öde, nach einer Fahrt von 50 spanischen Meilen (leguas) waldig und von hohen, schneebedeckten Berggipfeln eingerahmt, unter denen der höchste Berg des Feuerlandes, der jetzt Mount Sarmiento heißt, am meisten die Blicke anzog, da er in seiner Glockenform einen prachtvollen Anblick gewährt. Dem Lande zur Rechten ließen die Seefahrer den Namen Patagonien, dem zur Linken aber gaben sie den Namen Feuerland, weil sie des Nachts in den Gebüschen überall viele Feuer sahen, die vermuthlich von den Eingebornen angezündet waren. Wie von späteren Reisenden festgestellt wurde, erhalten die Wilden das Feuer immer lebendig, wo sie auch sein und wohin sie auch wandern mögen, in ihren Hütten und Wäldern, sogar in ihren Händen, da sie öfters mit brennenden Holzstücken einhergehen.

Die ganze Inselgruppe mit ihren schroffen Felsenbuchten, ihren öden Bergen und ihrem kalten, rauhen Klima sieht sehr ungastlich aus. Armselig, wie die Thier- und Pflanzenwelt, ist auch der Menschenstamm, der das öde Feuerland bewohnt. Kapitän Wilkes, der im Jahr 1842 eine Fahrt dahin machte, schildert die armen Petscheräs — wie man den eingebornen Stamm der Indianer nennt — also:

Während unseres Aufenthaltes bekamen wir zu verschiedenen Malen Besuche von den Eingebornen. Sie waren anfangs sehr schüchtern und zurückhaltend gegen uns, wurden aber bald geselliger und zutraulicher, als sie sahen, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten. Sie waren

ganz nackt, mit Ausnahme eines kleinen Stückes Seehundfell, kaum groß genug, um die eine Schulter zu bedecken. Sie tragen dieß Fell gewöhnlich auf der Seite, woher der Wind bläst, sind aber gegen die Kälte gar nicht geschützt.

Die Petscheräs sind kaum fünf Fuß hoch, von leichter Kupferfarbe, die aber fast ganz von Ruß und Schmutz verdeckt ist, besonders auf dem Gesicht, in welches sie sich wagrechte Streifen mit Kohle mahlen. Ihre Gesichter sind niedrig, mehr breit als hoch, zusammengedrückt, mit schmaler Stirn und stark hervortretenden Backenknochen. Ihre Augen sind klein, meist von schwarzer Farbe, und im innern Augenwinkel überdeckt das obere Augenlid das untere ein wenig, was ihnen viele Aehnlichkeit mit den Chinesen verleiht. Ihre Nase ist breit und platt, die Nasenlöcher sind weit geöffnet, in dem großen und breiten Munde stehen sehr weiße Zähne. Ihr Haar ist lang und dünn, schmutzig-schwarz und mit weißer Asche bestreut, was ihnen, da die Haare über das Gesicht herabhängen, ein höchst widerliches Aussehen gibt. Ihr Körperbau ist merkwürdig. Während nämlich Brust und Schultern besonders entwickelt sind, so sind Arme und Beine äußerst dünn und hager, und die ganz unverhältnißmäßig langen Arme stehen wieder in schlechtem Verhältniß zu den kurzen, schwächlichen, schlecht geformten Beinen. Von einer Wade ist keine Spur vorhanden, sondern das Bein ist vom Fußknöchel bis zum Knie beinahe cylindrisch, die Schenkel haben außer den Muskeln fast kein Fleisch, ja zuweilen, wenn sie stehen, hängt die Haut in einer weiten Falte über das Knie herab. Bei Einigen scheinen die Kniemuskeln ganz zu fehlen und die geringste Kraft zu haben. Dieser Mangel rührt hauptsächlich von ihrer beständig sitzenden Lebensweise her, denn in ihren Hütten

und Kanots sieht man sie fast nie in einer andern Lage. Ihre Haut fühlt sich bedeutend kälter an als die unsrige, und man kann sich kaum einen häßlicheren, mehr verkümmerten Menschenschlag denken. Von dem Werth der verschiedenen Tausch- und Handelsartikel, sogar von denen, die ihnen am liebsten und nothwendigsten sind, scheinen sie fast gar keinen Begriff zu haben. Eine zerbrochene gläserne Flasche ist ihnen so viel werth als ein Messer. Rothe Wollenzeuge in Streifen geschnitten, dünken ihnen eben so werthvoll als das ganze Stück. Die Streifen binden sie gern turbanartig um den Kopf.

Die Kinder, die wir zu sehen bekamen, waren alle noch klein, und lagen in einem Nestchen von dürrem Grase in einer Ecke des Kanot. Das Weib und ihr ältester Knabe ruderten das Boot, während der Mann sich damit beschäftigte, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen und das Feuer zu unterhalten, das sie stets auf dem Boden ihres Kanots auf einem Häufchen Steine und Asche mitten im eingedrungenen Wasser mit sich zu führen pflegen.

Ihre Kanots sind aus Baumrinde sehr leicht gearbeitet, aber auch sehr gebrechlich, und die einzelnen Theile mit Stückchen Fischbein, Robbenhaut und Baumzweigen zusammengenäht. Sie sind an beiden Enden zugespitzt und durch eine Reihe Querhölzer, die oben am Bord eingespannt und befestigt sind, gespreizt und in der gehörigen Gestalt erhalten. Die Petscheräs wagen sich selten über die Küstenströmung hinaus, mit deren Hilfe sie sich fast allein fortbewegen, denn ihre Schaufelruder sind so klein, daß sie ihnen zur Fortbewegung ihrer Kanots nur bei ganz ruhigem Meere einigen Vorschub leisten können.

Ihre Hütten errichten sie in der Regel hart an der

Küste, im Schooße irgend einer kleinen Bucht und an Stellen, wo sie vor den herrschenden Winden Schutz finden. Diese Hütten sind aus jungen Bäumen oder stärkern Aesten erbaut, die sie ganz einfach in die Erde stecken, oben zusammenbinden und mit Rinde, Zweigen, Binsen und Schilfgras durchflechten, so daß das Ganze wie eine geflochtene Fischreuse aussieht, die sie dann noch mit Gras, Rasenstücken, Baumrinde und dergleichen belegen. Der Regen wird aber nicht ganz abgehalten. Die Größe einer Hütte beträgt gewöhnlich sieben bis acht Fuß im Durchmesser und vier bis fünf Fuß in der Höhe; den Eingang bildet ein eirundes Loch; das Feuer brennt in einer Höhlung in der Mitte. Der Fußboden besteht aus wohlgeknetetem, festgetretenem Thon. Gegenüber der Hütte ist gewöhnlich ein Haufen von Schaalthieren, Seesternen u. dgl. als Wintervorrath aufgehäuft, den man in der nächsten Nachbarschaft gesammelt hat.

Man sieht die Eingebornen fast nur in ihren Hütten oder in ihren Kanots; der unebene, gebirgige Charakter des Landes erschwert ihnen den Verkehr zu Lande sehr; denn Felsstürze, Schluchten, Sumpfgründe wechseln überall. Die Wälder haben ein dornigtes, dichtes Unterholz, das sie fast undurchdringlich macht. Ueberdieß scheinen die Eingebornen die schlechtesten Fußgänger zu sein.

Am 11. März kamen drei Nachen auf uns zugerudert, in welchen wir vier Männer, ein Mädchen von etwa sechszehn Jahren, vier jüngere Knaben und vier kleinere Kinder erblickten, von denen das jüngste kaum einige Wochen alt schien. Alle waren ganz nackt, obwohl das Thermometer auf 46 Grad Fahrenheit (ca. 7 Reaum.) stand. Sie führten rohe Waffen, nämlich Schleudern, um Steine daraus

zu werfen, und drei rohe Speere, deren Spitzen aus Knochen mit Widerhaken bestanden. Mit diesen fangen sie ihre Fische, welche innerhalb der Brandung in großer Menge sich vorfinden. Zwei von den Männern ließen sich bewegen, an Bord zu kommen, nachdem sie wohl eine Stunde lang um das Schiff herumgefahren waren, und um Gegengeschenke von unserer Seite ihre rohen Speere, etliche Zierrathen und einen Hund ausgetauscht hatten. Was sie an Bord sahen, schien sie gar nicht in Verwunderung zu setzen, außer als sie einen unserer Zimmerleute mit einem großen Bohrer in ganz kurzer Zeit eine dicke Planke durchbohren sahen, was für sie eine höchst mühsame Arbeit gewesen wäre. Sie waren sehr gesprächig, lachten, wenn man sie anredete, ja brachen bisweilen in überlautes Gelächter aus, das sie jedoch sogleich wieder mit ihrem bescheidenen Ernste vertauschten. Sie zeigten eine überraschende Fähigkeit, Töne und Geberden nachzunahmen, und konnten jedes Wort, das wir ihnen vorsagten, mit merkwürdiger Genauigkeit nachsprechen. Einer sang sogar die Tonleiter nach der Violine ganz fehlerlos auf und ab, und konnte sogar halbe Töne ohne Mühe treffen. Ihre Stimmen sind sehr klangreich.

Obwohl sie uns ziemlich laut anredeten, sprechen sie doch unter sich immer sehr leise, sie konnten auch kein stärkeres Geräusch ertragen, und das Trommeln oder Abfeuern von Gewehren schien ihnen so unerträglich, daß sie sich die Ohren zuhielten.

Die Männer waren sehr eifersüchtig auf ihre Weiber, und gestatteten uns Fremden nicht gern den Zutritt in ihre Hütten, obwohl es kaum häßlichere Geschöpfe gibt, als diese Feuerländerinnen. Ihre Weiber kamen nie zu uns an Bord, und waren äußerst scheu; gewöhnlich verlassen sie

ihre sitzende oder hockende Stellung nicht, und verrichten auch die meisten häuslichen Geschäfte in derselben Haltung. Alle hatten die Gesichter mit Ruß beschmiert, und es wollte uns fast scheinen, daß dieses im Auftrage der Männer geschehen sei. Die Beschäftigung der Männer beschränkt sich auf den Bau der Hütten; das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln, ja selbst das Rudern der Boote fällt den Weibern zur Last.

Gegen Abend besuchten zwei unserer Leute ihre Hütten; ehe sie die Küste erreichten, sahen wir die Eingebornen ein Feuer am Strande aufmachen, offenbar in der Absicht, die fremden Besucher bei demselben zu empfangen, um sie womöglich von ihren Hütten abzuhalten. Als sie landeten, kam ihnen einer der Indianer entgegen und sprach lebhaft zu ihnen; er deutete auf das Schiff und versuchte sich durch Geberden verständlich zu machen, zeigte dann nach Südost, dann wieder auf das Schiff, faltete die Hände wie zum Gebet, und rief zu wiederholten Malen elvah, elvah, woraus wir schlossen, daß auch diese Wilden eine Ahnung von Gott oder einem höchsten Wesen haben. Nach einer kleinen Weile führten die Indianer unsere Abgesandten nach ihren Hütten, sie krochen aber zuerst in ihre Höhlen, hockten den Weibern gerade gegenüber, und lüfteten das kleine Robbenfell, das ihre einzige Kleidung ausmacht, um von der Wärme zu profitiren. Die Weiber starrten ihre Gäste besonders neugierig an, suchten aber die Neugierde zu verbergen, indem sie sich mit ihren Kindern zu schaffen machten. In der Hütte suchte Herr Drayton von dem Indianer, der zuerst gesprochen hatte, zu erfahren, ob wirklich bei seinem Volke eine Kenntniß des höchsten Wesens vorhanden sei. Er deutete zu wiederholten Malen gegen den Himmel und

faltete die Hände; die Indianer folgten seinem Beispiele und wiederholten im Chore dasselbe elvah wie zuvor. Näheres war nicht von ihnen zu erforschen.

Ihre Weise, freundschaftliche Gesinnungen auszudrücken, besteht darin, daß sie ihren Gast mit dem Worte „Petscheräh" begrüßen, das wahrscheinlich Freund bedeutet, und daß sie ihn bei den Händen ergreifen und mit ihm wie Frösche im Kreise herumhüpfen. Auch unsere Gefährten wurden auf diese Weise begrüßt, bekamen dazu noch eine Art Lied zu hören, das der „Willkommen" sein sollte. Vergebens suchten sie von ihnen zu erfahren, auf welche Weise sie Feuer anzündeten. Aus der Sorgfalt jedoch, womit sie es unterhalten und aufbewahren, ist zu schließen, daß die Feuerbereitung ihnen nicht leicht wird. Sie nähren sich hauptsächlich von Muscheln, Austern und andern Schaalthieren, und von Fischen. Seehunde und größere Fische werden ihnen bisweilen von der Brandung zugetragen. Das Land bringt wilden Sellerie, das Scharbockkraut, verschiedene Beeren und eßbare Wurzeln hervor. Sie kochen aber ihre Nahrungsmittel nur wenig, lösen die Schaalthiere durch Hitze aus ihren Schaalen und verzehren sie leicht geröstet.

Einer von den Indianern, der mit unsern Gefährten auf das Schiff zurückkehrte, wurde von uns zu Tische gezogen; nach kurzem Unterrichte bediente er sich der Messer und Gabeln sehr geschickt. Wein und geistige Getränke verschmähete er; dafür mundete ihm Zuckerwasser desto besser. Gesalzene Speisen schmeckten ihm nicht besonders, allein mit Reis und Plumpudding stopfte er sich im buchstäblichen Sinne voll. Als er seinen Appetit gestillt hatte, schien er äußerst fröhlich und wohlgemuth, lachte und tanzte und sang unaufhörlich sein „Heimelah!" Wir ließen ihn dann

sorgfältig mit Seife waschen, und dadurch erhielt er eine bedeutend hellere Hautfarbe. Er war etwa 23 Jahre alt, ziemlich kräftig gebaut, aber so lange er auf dem Schiffe war, oft unpäßlich, da er seinen Magen mit Reis und Pudding überlud.

Die größte Ueberraschung gewährte ihm das Schauspiel unseres Gottesdienstes; von dem Augenblicke an, wo der Schiffsprediger zu lesen begann, verwandte er kein Auge von ihm, und drückte sein Erstaunen wiederholt durch dumpfe Laute aus. Wir hatten ihm Kleider angezogen; aber als er nach Verfluß einer Woche das Heimweh nach dem Lande bekam, war er kaum an die Küste gebracht worden, als er schon wieder nackt erschien. Seine Kleider hat er wahrscheinlich verschenkt.

Kurz vor unserer Abreise hatten wir eins unserer Luftsegel gewaschen und am Strande ausgebreitet; als wir abfahren und das Segel holen wollten, war es verschwunden. Vermuthlich war es von den einfältigen Indianern für eine Kostbarkeit gehalten worden.

— Armes Volk, das seine Tage hinbringen muß unter einem stets kalten und regnerischen und stürmischen Himmelsstriche, auf einer Erde, die keine Freude und keine Wärme hat, und nur so viel dem Menschen bietet, daß dieser nicht verhungert! Das einzige Thier, welches den Petscheräs so nützlich werden könnte, als das Rennthier den Eskimo's oder das Lama den Peruanern, wäre das Guanako, das zum Lamageschlecht gehört, und noch im tiefsten Süden Amerika's fortkommt. Aber die Eingebornen besitzen nicht die Mittel, dieses Thier einzufangen und für ihren häuslichen Gebrauch anzuwenden. So führen sie ein kümmerliches Pflanzenleben, das schwerlich so bald zu

besserer Bildung entwickelt werden wird; denn vor dem „kalten Feuerlande" hat Jeder Respekt; sieben Missionare, die 1850 dahin kamen, waren schon im folgenden Jahre von Hunger und Krankheit aufgerieben, und für die handeltreibenden Nationen ist dort nichts zu holen.

* * *

Dr. Thiele, der im Oktober 1873 die Magellansstraße auf einem deutschen Dampfer durchfuhr, berichtet (im Globus, XXV, S. 204): Der Charakter der Straße ist vom Kap Froward an, dem südlichsten Punkte Amerika's, gänzlich verändert. Die Straße ist schmal und so tief, daß Schiffe nicht mehr ankern können. Die Ufer sind hoch und felsig, bis zur Höhe von 50 bis 100 Fuß mit verkrüppelten Laubholzbäumen bedeckt, darüber hinaus in dieser Jahreszeit mit Schnee. Weiter landeinwärts sahen wir auf dem Feuerland größere Berge, ganz dicht in eine Schneemasse eingehüllt, von welcher der Wind kolossale Schneewolken aufwirbelte. An einzelnen Stellen sahen wir Gletscher, mitunter fast bis an das Meeresufer reichend. Feuer sahen wir an zwei Stellen am Ufer oder vielmehr Rauch, obwohl wir die Lagerstelle der Indianer nicht bemerken konnten und keinen der Eingebornen zu Gesicht bekamen. Nach Berichten im Nautical-Magazin ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Indianer Schiffbrüchige und kleine einzelne Trupps angreifen und berauben; ein Dampfboot müssen sie aber in Ruhe lassen.

Der französische Reisende Pertuiset, der im Dezember desselben Jahres die Inseln des Feuerlandes besuchte, kam auch nur wenig mit Landeseingebornen in Berührung, da

sie sich scheu in weiter Entfernung hielten, erschreckt durch den Anblick der Pferde. Doch drei Mal traf er mit ihnen zusammen. Er schildert sie als gut gewachsen, ohne Bart; die Männer haben dichtes Haupthaar, das sie nach patagonischer Weise herabhängen lassen, die Frauen lassen das Haar in zwei Flechten herabfallen. Thierfelle, über die Schulter geworfen, schützen sie gegen die Kälte, sie tragen aber im Gegensatz zu den Patagonen den Pelz nach außen gekehrt. Einige tragen Stiefel aus Rattenfell und vervollständigen ihren Anzug durch eine Guanako-Haut oder einen Seemövenbalg von dreieckiger Form. Die Weiber bedecken ihre Blöße mit einem kleinen Rattenfell und schmücken sich mit Hals- und Armbändern aus Muscheln. Die Sprache ähnelt der patagonischen, ohne dieselbe zu sein. Zur Nahrung dienen Seemuscheln, Fische, auch Ratten, Wildgänse und endlich Guanako's. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, erstere mit einer aus Thierdärmen gedrehten Sehne, letztere aus einem im Feuer gehärteten Holzstab bestehend, der mit einer Steinspitze versehen ist. Auch die Schleuder wissen sie mit großem Geschick zu handhaben, im Ganzen aber sind sie ungefährlich.

Inhalts-Uebersicht.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

